Drei Sommer in Tirol.

Von



Dr. Ludwig Steub.

Dritte Auflage.

Mit Uebersichtskarte von Tirol.

H. Hugendubel, Verlag in München.

Drei Sommer in Tirol.

Von

Ludwig Steub.

Dritte durchgesehene Auflage.

Zweiter Band.

München
Salvatorstraße 18.
Verlag von H. Hugendubel.
1895.

I.

Von Landeck über Mals nach Meran.

1843.

Dieser Weg ins Vinschgau, ins Etschland und nach Italien heißt im Lande gewöhnlich die obere Straße, während jene über den Brenner die untere genannt wird. Eine dritte fahrbare Verbindung zwischen dem Norden Tirols und seinem Süden gibt es nicht. Jene obere Straße aber geht von Landeck aus und windet sich allererst am Innstrom dahin, oft in den Felsen gesprengt und mühsam herausgehauen; die Gegend ist eng, waldig, diesseits steil abfallend, während auf dem andern Ufer grüne Berghänge stehen, mit Dörfchen, Feldern, Obstbaumhainen und reichem Buschwerke. Oben auf dem Gebirge zur linken Hand liegt Fließ, ein großes Dorf, dessen Kirche mit zwei Thürmen prangend, wie eine Kathedrale auf stolzer Höhe leuchtet. Bei Fließ steht auch die ansehnliche Burg von Pideneck. Eine halbe Stunde von da schließt sich die Landschaft und bildet ein Felsenthor, durch welches der Inn hereinzieht. Hier starrt Wand gegen Wand, und da herüben kein Raum mehr ist, so setzt die Landstraße aufs andere Ufer. Der Uebergang heißt die Pontlatzer Brücke, ein Name, der in der Kriegsgeschichte von Tirol zu den be-

rühmten gehört. Die Gegend ist schauerlich und düster, eng und unheimlich — ein gut angelegter Schauplatz für blutige Thaten, die auch nicht ausgeblieben sind.

Im Jahre 1703 und wiederum Anno Neune zogen da Bayern und Franzosen herein, um über Finstermünz das Etschland zu erreichen; beidemale fanden sie, da sich der Landsturm erhoben, an der Pontlatzer Brücke unüberwindlichen Widerstand und beidemale thaten ihnen die künstlichen Steinlahnen, die von den Felsen herab entsendet wurden, den meisten Schaden. Viele von ihnen wurden elendiglich zerschmettert, andere fanden in den Fluthen des Innstroms ihren Tod. Doch ist das alles jetzt schon ziemlich lange her und wir wollen diese harmlosen Seiten nicht wieder, wie in der ersten Auflage, mit alten Schlachtberichten aus vergessenen Tagen füllen, da die neueste Zeit deren eine so glänzende Reihe geliefert hat.

Eilen wir hinaus in die Tullenau, ins freundliche Korngefilde von Prutz. Noch ist's eine gute halbe Stunde bis ins Dorf; aber sein Kirchthurm und seine großen Dächer winken schon deutlich herüber. Die Landschaft zeigt die ganze Pracht des obern Innthales, riesige Berge, hier weit oben noch mit einsamen Weilern besetzt, darüber mit Schnee bekränzt. Rechts steht auf ragendem Felsenkamm sehr trotzig und herausfordernd die Burg Landeck, früher der Sitz der landesfürstlichen Pfleger, darnach ausgebrannt, jetzt verödet und verlassen — gelbbraunes Gemäuer mit starken Zinnen. Daneben liegt das Dorf Ladis und hoch über diesem zeigt sich die weiße Stirnseite des Badehauses von Obladis, das wir auch erklettern werden.

Ehe man die Prutzerbrücke erreicht, steht zur rechten eine Schrofenwand an der Straße, aus der eine Quelle hervorquillt. Es war um Mittag als ich dahinkam, der Tag sehr heiß, kein Wölkchen am Himmel. Die Felsenmauer gab etwas Schatten und in diesen hatten

sich mehrere Landleute zurückgezogen, um zu rasten. Ein ärmlicher Knabe ging mit einem Glase unter ihnen herum und gab ihnen zu trinken, wofür er einige Pfennige bekam. Das Wasser aber ist ein angenehmer, kühlender Säuerling, sicherlich aus derselben Quelle, die den Ruf des Bades zu Obladis begründet. Ich hatte meine Freude an dem prickelnden Wässerlein, das mir den Durst so liebreich löschte. Nicht so eingenommen dafür schien ein ältlicher Landmann, welcher auch des Weges kam, das Glas aber kopfschüttelnd zurückgab und seufzend sprach: „Ach hätt' ich doch eine halbe Wein!"

Der Ladiser Sauerbrunnen wird unter dem Namen Prutzerwasser bis gegen Innsbruck hinab verführt und ist im Oberinnthale fast in allen Wirthshäusern zu haben. Man schlägt den jährlichen Verbrauch auf 20,000 Flaschen an. Mit Wein und Zucker vermischt gibt er dasselbe kühlende Getränk, wie es die Pilger am Rheine mit Selterserwasser bereiten.

Das Dorf Prutz hat ein sehr anständiges Aussehen, im übrigen aber keine Denkwürdigkeiten. Wer daher von der Pontlatzerbrücke herkömmt, der mag gleich von der Tullenau zur rechten Hand nach Ladis hinaufgehen, leicht und bequem, während der andere Steig von Prutz aus ziemlich steil in die Höhe strebt. Unterwegs wird der Wanderer gleichwohl oft stille stehen, um die liebliche Aussicht auf die Prutzer Flur und die andere, mittelalterliche auf die Ruinen des mächtigen Schlosses zu genießen. Letzterem kommt er nun immer näher und es baut sich immer großartiger empor auf seiner nackten Klippe und schaut immer drohender herunter, bis man ihm zuletzt den Wind abgewinnt und die verlassene Veste von hinten sieht. Von dieser Seite aber sind die Wände eingestürzt und im verwilderten Hofe liegen die Mauersteine zerstreut umher. Da hat denn auch die Burg ihr trutziges Aussehen völlig eingebüßt.

Auf gleicher Höhe nicht weit von dem Gemäuer liegt unter Obstbäumen das Dorf Ladis an einem stillen See. In diesem Dorfe entspringt eine gute Schwefelquelle und das Wirthshaus ist deßwegen als Badeanstalt eingerichtet, schlecht und recht, nach der Art des Landes. Der Aufwand, um den Gästen die Langeweile zu vertreiben, ist sehr gering und daher fast zu vermuthen, sie haben keine. Als letztes Auskunftsmittel mag allenfalls eine Anstalt gelten, die hier wie auch in andern Bädern gefunden wird. Es ist ein grüner Tisch auf allen Seiten mit spannehohen Wänden eingefaßt und im Innern wieder durch Getäfel in verschiedene Gemächer abgetheilt, welche alle durch kleine Pförtchen miteinander in Verbindung stehen. In diese Gehege werden als stumme Besatzung ein Dutzend Kegel gestellt, in das große Blachfeld der Mitte das Hauptgeschwader, etwa fünf oder sechs, in die Nebenkabinete je einer. Diese friedliche Mannschaft hat aber einen wilden Feind, einen schnurrenden Kobold, so was man in Bayern schlechtweg einen Schnurrer, anderswo Kreisel nennt. Dieser Unhold wird von der Hinterwand abgelassen und fährt dann schwirrend in die Tafel, schlägt, je nachdem der Angriff gelingt, das Centrum nieder, stürzt siegesstolz in die stillen Seitenzimmer, pickt auch da die ruhigen Bürger an und wirft sie zu Boden, schießt wieder heraus und anderswo hinein, verbreitet so überall Schrecken und Mord, und singt immer sein wildes Lied dazu, bis er endlich kampfesmatt auf seinen kahlen Scheitel fällt, den einzigen Fuß drohend gegen Himmel streckt, aber auch so noch schnurrend herumwirbelt. Da trifft denn oft der Grimm des Sterbenden Manchen, den der Zorn des Lebenden verschont hatte. Zuletzt aber wenn der Held ausgewüthet, packt ihn ein anderer Badegast, um ihn zu neuem Leben zu erwecken. Es ist dieß Spiel, wenn's nicht zu lange dauert, eine recht angenehme

Unterhaltung, unschädlich für Kopf und Herz. Drum hat auch dieser grüne Schnurrtisch manches voraus vor den grünen Tischen in andern Bädern, und es ist nur zu beklagen, daß er letztere nicht schon längst ersetzt hat.

Die Badeleute in Ladis scheinen ebenso mild und freundlich zu sein, wie die Wirthsleute in den übrigen Kurorten des Landes. Daß der Aufenthalt nicht theuer zu stehen komme, konnte man aus dem Fremdenbuche entnehmen, wo sich neben vielen Pfleglingen, denen man ihrem Stande nach ein gutes Auskommen wohl zutrauen mochte, auch manche fanden, die gewiß keinen Ueberfluß um sich verbreitet haben. Es waren in dieser Saison bisher 107 Gäste zugezogen und darunter erschienen nicht allein Pfarrer, Cooperatoren, Wirthinnen, Privaten, auch etliche gleichbedeutende „Brifate," Handwerker, Bauern, sondern sogar manches dienende Menschenkind, das sich ohne Hochmuth als „Hausknecht" oder „Magd" eingetragen hatte. Ein bayerischer Hauptmann aus Lindau war dieß Jahr auch hierhergekommen und genoß als der angesehenste Badegast hoher Ehren. In der Spalte der Bemerkungen stand unzähligemale: Sehr zufrieden, und es ist nicht zu zweifeln, daß dieß bei allen der unverfälschte Ausdruck der Gesinnung war.

Von Ladis geht es nun weiter in die Höhe. Man erreicht bald wohlgehaltene Fußpfade, die einen Fichtenwald durchschneiden und demselben das Ansehen eines Parks verleihen. Nach einer halben Stunde ist man in Obladis, 3680 Wiener Fuß über dem Meere.

Hier ist also der einzige Sauerbrunnen in Deutschtirol und zwar ein sehr kräftiger und heilsamer. Das Wasser soll bereits im dreizehnten Jahrhundert von einem Hirtenknaben Nikolaus Schäderle entdeckt worden sein, „indem er wiederholt eine auffallende und zudringliche Vorliebe seiner Herde zu dieser Quelle bemerkte." Kaiser Max ließ den Brunnen untersuchen und seine Doctoren

brachten heraus, daß er eines der besten Kurwasser in ganz Deutschland sei. Davon erwuchs ihm ein großer Ruhm und zahlreicher Besuch. Auch der fürstlichen Grafschaft Tirol Landreim vom Jahre 1558 thut der Quelle in allen Ehren Erwähnung, singend:

Vndr Trasp vnd vmb Landegg her fliessn
Edl Sawrprünn, die dem Menschn erspriessn,
Machen zu Essn angnemen Lust
Geben guet Attem, ringern die Prust.

Später gerieth die Anstalt mittellosen Pächtern in die Hände, kam sehr herunter und fast in gänzlichen Verfall, so daß man zuletzt nur noch drei schlechte hölzerne Hütten mit sieben unheizbaren Kammern fand. Im Jahre 1833 that sich endlich eine Actiengesellschaft zusammen, erwarb die Quelle und errichtete das jetzige Gebäude, das Staffler einen herrlichen Bau nennt.

Und in der That, wer von der Pontlatzer Brücke gegen Prutz zufährt, der sieht, wie schon bemerkt, ein schönes weißes Haus mit doppelter Fensterreihe und einem Capellenthürmchen aus dem Walde herunter blinken, ein Gebäude wie ein Lustschloß, und wenn er nachfragt, was das Haus bedeute, so wird er hören, dieß sei das neuerbaute Bad von Obladis, das schönste in Deutschtirol, wo es sehr vornehm und fein zu leben und sogar etwas theuer zu zehren sei. Er braucht sich aber durch den Ruf der Vornehmheit nnd Theurung weder abschrecken, noch anlocken zu lassen, da beides nur im Vergleich zu andern Bädern des Landes gemeint sein kann. Von luxuriöser Verfeinerung ist auch in Obladis wenig zu spüren und man kann der Anstalt glücklicherweise nicht mehr nachrühmen als bürgerliche Behaglichkeit. Auf Speise und Trank halten die Tiroler Badegäste, die oft vorher schon ganz gesund sind, erstaunlich viel und wohl mehr, als man anderswo für gut erachten würde. Deßwegen

gibt's denn immer sehr reichliche Mahlzeiten; selbst der Abendimbiß, den wir heute einnahmen, war so trefflich ausgestattet, daß er auch als Mittagsmahl für den alpenhaftesten Hunger gerecht gewesen wäre. Doch ist der Preis dafür nur mäßig und noch billiger sind die Ansätze für Zimmer und Bäder. Ob dieses Obladis bei all dem ein sehr angenehmer Aufenthalt, sollen andere entscheiden. Was für manche Unbequemlichkeit entschädigen kann, ist außer der reinen Bergluft die herrliche Aussicht.

Also betrachten wir diese. Die Burg Landeck, die von Prutz aus gesehen, so schwindelnd emporragt, die liegt tief zu Füßen, so tief, daß uns kaum mehr einfällt, wie viel es Schweiß gekostet bis wir sie erreicht; neben ihr das Dorf Ladis und der blaue See. Noch tiefer im Thale erscheinen die Kirche und die weißen Häuser von Prutz, die der grüne Inn bespült und die gelbe Landstraße durchzieht. Ueber diesem Dorfe öffnet sich der weite Eingang ins herdenreiche Kaunserthal, das hinten in eine Fernerwüste ausgeht. Dort drinnen wurde Franz Zauner geboren, der das Reiterbild Kaiser Josefs II. geschaffen hat, welches zu Wien im Burghofe steht. Durch den Riß zieht in breiter Windung der verheerende Faggenbach heraus. Auf einer Seite steht eine rauhe Wand, auf der andern eine lange, hohe Halde, ganz bunt, braun, grün, gelb von Brachäckern, Wiesen und wallenden Kornfeldern. Auch viele Obstbäume mengen sich darunter und aus solchen sticht der rothe Kirchthurm von Kauns und das graue Gemäuer des Schlosses Berneck hervor, das einst des Herrn Hansen von Müllinen Besitzthum war, der seinen Freund und Herzog Friedel da schützend beherbergte, in denselben schwierigen Zeitläuften, als er auch beim Rofner Bauer und auf dem Finailhof eine Freistätte suchen mußte. Weit drinnen im Thale prangt

das große Gotteshaus von Kaltenbrunn, ein hochgefeierter Wallfahrtsort zu Ehren Unserer Lieben Frau, der kampflustigen Landesvertheidigerin, die im Tirolerkriege den Söhnen der Berge oft sichtbar geholfen haben soll.

Weiter hinauf auf den grünen Bergebenen zeigen sich viele Höfe und kleine Dorfschaften auf einsamen Fluren. Den ganzen Umfang behüten aber ungeheure Gebirge, vor allen die hochaufragenden Marken des Kaunserthales, die sich immer mächtiger hineinziehen gegen die unermeßliche Wildniß des Oetzthals und weite Schneefelder tragen. Jetzt fingen sie rosenroth zu schimmern an und strahlten in ihrem Prunkgewande noch lange, als die Sonne untergegangen und die Dörfer der Niederung schon in der Dämmerung verschwommen waren.

Jetzt ist auch Zeit, das Fenster zu schließen, denn es schauert ganz kalt herein. Das Abendmahl wird im großen Kursaale aufgetragen und einer der geistlichen Herren verrichtet das Gebet. Die Sommerzeit war dahin, die Saison wegen des vielen Regens ohnedieß schlecht gewesen, und so fanden sich nur noch ein Dutzend Badegäste — mehrere Priester, ein paar angesehene Herren aus den Städten und ein wohlgenährter Bauer aus dem Vinschgau, ein gar manierlicher Mann, der trotz seiner rothen Weste und der grünen Hosenträger in das Gespräch der Herren sehr vernünftige Bemerkungen einflocht. Es wurde von der trefflichen Einrichtung des Bades gesprochen, der heitern Räumlichkeiten und auch der Hauscapelle in Ehren gedacht. Dabei kam ferner zur Sprache, daß im Jahre 1825 ein lustwandelnder Kurgast unweit des Sauerbrunnens eine sehr heilsame Schwefelquelle entdeckt habe und daß überdieß eine Tuffquelle in der Nähe sei, welche die hineingelegten Gegenstände in kurzer Zeit versteinere.

Daß das Obladiser Bad seit jener Zeit nicht zurückgegangen, zeigt eine kurze Erwähnung, welche Hr. Dr. Ed. Amthor im

zweiten Bande des Alpenfreundes S. 376 niederlegt hat und welche also lautet:

„In Obladis findet der Wanderer, außer der prächtigsten Aussicht, eine gar reine, herrliche Luft, balsamischen Tannenhauch, wohlschmeckendes heilsames Sauerwasser, warme Bäder, durchaus anständige Gesellschaft (auch dann und wann Norddeutsche), gutes Quartier, ausgezeichnete, nur oft zu consistente Atzung, trefflichen Etschländer in Roth und Weiß für die Kehle und einen Spaziergang — freilich nur einen! — den von der „Wolfschlucht" zur „Fisser Bank," welcher aber des schönen Ausblicks wegen seines Gleichen in den Alpen sucht!"

Dieser Band des Alpenfreunds bringt auch ein schönes, von Hrn. A. Ziegler aufgenommenes Panorama der Aussicht von einer Stelle oberhalb des Bades.

Am andern Morgen in kühler Frühe, ehe noch die Sonne über die Schneeberge heraufgekommen, ging ich von Obladis über frische Wiesen hinweg dem Dorfe Fiß zu. Der Weg führt fast in gleicher Höhe fort, auf einer Hochebene, die sich zur rechten Hand an den Gebirgszug lehnt, derenthalb in das Paznaun niedergeht. All die Nachbarschaft glänzte im Morgenthau, die schneeigen Berge von Kauns ragten scharf in den goldenen Schein der aufgehenden Sonne und unten tief im Thale lag ein dünner Nebel, der die Dörfer halb durchsichtig verhüllte.

Das Dorf Fiß liegt in einem Bergspalt, den ein Wildbach gerissen, einsam, ungesehen von denen, die unten an der Straße hinziehen. Es besteht aus etlichen sechzig Gebäuden, zum größten Theile unscheinbaren Hütten. Einzelne gute, mächtige Häuser stehen dazwischen. Sie sollen von ehemals wohlhabenden Leuten kommen, die sich durch Handel mit dem trefflichen Vieh, das hier oben auf dem Mittelgebirge gezogen wird, ein Vermögen erworben hatten.

Eine kleine halbe Stunde von Fiß, noch auf der-

selben Hochebene, liegt ein anderes Dorf, Serfaus mit Namen. Die Pfarre dieses geräuschlosen Ortes ist ein Heiligthum der Gegend, denn sie war die erste darin und Jahrhunderte lang weit und breit die einzige. Selbst später noch gehörten nicht allein Fiß und Ladis, sondern auch die Leute von See im Paznaun in ihren Sprengel. Es fehlt auch nicht an Alterthümern, und der freundliche Pfarrherr wies mir Alles, was zu sehen ist. Zuerst betrachteten wir die alte Kirche am Rand des Friedhofes, die jetzt tief im Boden steht. Auf ihrem Chorbogen war früher eine uralte Jahreszahl zu gewahren, die man auf 804 deutete; die Serfauser haben sie jedoch zur Hebung aller Zweifel übertüncht und ein sehr sichtbares und keiner Mißdeutung fähiges 804 darauf gemalt. Auf einer Tafel oberhalb der Kirchthüre, welche die Auffindung eines Gnadenbildes vorstellt, ist aber sogar die Jahreszahl 422 zu lesen, die begreiflicherweise noch bedenklicher scheint. Auf dem Hochaltar schwebt ein altes Marienbild, zu dem vor Zeiten gewallfahrtet wurde. Auch der Taufstein ist nicht zu übersehen; er führt die Umschrift: Hans in Walt anno Domini 1404. Die andere, neuere Kirche ist 1516 erbaut worden. Ein schöner gothischer Glockenthurm aus älterer Zeit steht frei daneben. Im Erdgeschosse des Pfarrhauses selbst ist ein kellerartiger Raum, der im grauen Alterthum auch eine Kirche gewesen sein soll, lange vor den beiden andern, die wir oben erwähnt. Der Herr Pfarrer führte mich auch dahinein. Das Gewölbe ist finster und man hat Noth, die Wandmalereien wahrzunehmen, welche für uralt erachtet werden. Doch wurde ein Licht gebracht und nun traten zwei oder drei halb verblichene Häupter hervor und ober denselben eine Verzierung von Fruchtschnüren und Engelsköpfen, die aber gewiß nicht aus dem grauen Alterthum, sondern aus der Zeit der Renaissance stammen.

Bei Serfaus endet die schöne Hochebene, welche die drei genannten Dörfer beleben, und es ist an der Zeit, sich dem Thale zuzuwenden. An dem Steige, der hinunter führt, steht das Kirchlein St. Georgen, ein alterthümliches Gotteshaus, angeblich aus dem neunten Jahrhundert, in dessen Inneres ich aber, da die Thüre verschlossen war, nur durch ein vergilbtes Fenster schauen konnte. Es kam mir vor, als sei viel altes Schnitzwerk darinnen. Man liest in den Büchern, daß ein bemaltes Reliquienkästchen da zu finden sei, das vor vielen Jahrhunderten ein wälscher Cardinal, der unten zu Tschuppach auf der Reise sterben mußte, hieher vermacht habe. Auch ein gothischer Flügelaltar mit sehr schönen Malereien soll in dem Kirchlein zu sehen sein.

Unweit von der Stelle, wo der Serfauser Bergweg in die Heerstraße mündet, steht das Tschuppacher Wirthshaus, für mich damals sehr gut gelegen, um den Stellwagen abzuwarten. Dieser kam auch bald heran und nahm mich bereitwillig auf in seine Räume, die dießmal fast leer waren. Und also wieder mit dem Stellwagen vorwärts, trotz aller guten Vorsätze, die schon so oft gefaßt waren und alle darauf hinausliefen, nie mehr in diesen Gehäusen zu fahren. Wer nämlich nicht ins Cabriolet zu sitzen kommt, der sieht höchstens die eine Seite der Landschaft und auch diese nur bis zur halben Berghöhe, und auch zur halben Berghöhe nur, wenn er sich den Hals ganz verrenken will. Abgesehen davon läßt sich allerdings manches Gute von diesen Fahrzeugen sagen. Die meisten sind geräumig, haben wohl gepolsterte Sitze, machen des Tages weite Strecken und fordern für die Poststation nicht mehr als 24 Kreuzer. Die Gesellschaft besteht aus Vertretern aller Stände des Landes; man findet Grafen und Herren, Weltpriester und Ordensleute, Benedictiner, Franciscaner, Capuciner, Bürger aus den Städten, Studenten, Bauern und ihr

Gesinde, Frauen und Mädchen. Man trifft oft ganz heitere Gefährten, aber dann geht freilich auch noch die halbe Berghöhe der einen Seite verloren. Man verplaudert sich, und wenn man dann wieder in stummen Zwischenräumen auf die Landkarte blickt und nach irgend einem alten Rittersitze oder nach einem Wasserfalle oder nach einer andern Denkwürdigkeit sich erkundigt, so erwiedert die Gesellschaft mit barmherzigem Achselzucken, daß wir da schon lange vorbeigefahren sind.

Nun fuhren wir also in einer engen Schlucht aufwärts nach Pfunds, einem Dorfe, welches gegen vierzehnhundert Menschen zählt, die ehemals sehr schöne Privilegien genossen. Erzherzog Sigmund überließ ihnen, was sie am Weggeld einhoben, Kaiser Leopold befreite sie 1705 von allen Abgaben, die sie ehedem für ihr Vieh an die benachbarten Zollstätten zu entrichten hatten, dieweil sie „bei jüngst vorgewester Churbayerisch-französischer Invasion Ihre allerunterthänigste Devotion mit Hindansetzung aller Leib- und Lebensgefahr sonderbahr erwiesen.“ Der Theil des Dorfes, welcher an der Straße liegt, heißt Stuben, und darin findet sich eine alte Nebenkirche, Unsrer Lieben Frau geweiht, mit einem schönen gothischen Altar, den der kunstliebende Wanderer mit Freuden betrachten wird.

Im Sommer 1868 und zwar am 23. Juli, ungefähr zur selben Zeit, als das große Unglück über das ötzthalische Huben hereinbrach, waren auch die Pfundser ihrem Untergange nahe. Unter einem heftigen Gewitter stürzte im Rinnsal des Dorfbaches eine ungeheure Muhr heraus, riß Brücken, Mühlen, Häuser zusammen und verschlammte Gärten und Wiesen. Ein siebzigjähriger Greis wollte in der äußersten Gefahr, einem Jungen folgend, auf eine Stadelwand klettern, aber das anstürmende Wasser erfaßte ihn und begrub ihn in seinem wilden Strudel. Auch ein Mütterchen von vierundsiebenzig Jahren, das eben mit zwei

kleinen Enkeln über die Gasse flüchten wollte, wurde mit fortgerissen. Bald darauf fand man die gute Alte, obwohl entsetzlich verstümmelt, unter dem Schutte noch lebendig. Eines der Mädchen lag todt in seiner Nähe, das andere hatte im Inn sein Grab gefunden.

Hinter Pfunds, wo die Gegend offen und fruchtbar ist, ziehen sich die Bergwände wieder aneinander und das Thal wird abermals zur engen Schlucht. Darnach gelangt man alsbald in die so oft beschriebene und gezeichnete Kluft von Finstermünz. Hier geht eine hölzerne bedeckte Brücke über den Inn, der seine grünen Fluthen in engem Bette aus dem Engadein herauswälzt, auf der Brücke steht ein alter Wachtthurm, jenseits derselben ein altes, am Felsen klebendes Schlößchen, von Herzog Sigmund erbaut und Sigmundseck genannt, unter diesem eine Art von Klause, die jetzt ein Wirthshaus geworden. Alles dieß erregt an und für sich kein großes Aufsehen, aber ungeheuer ist die Felswand, die über diesen Gebäuden aufsteigt, und noch schroffer und schrecklicher sind die Nachbarn, die von allen Seiten emporragen. Die ganze Schlucht mit den wilden braunen Schrofen, aus denen sparsam die Tannen aufsprießen, mit dem rauschenden Flusse tief unten und der schmalen Decke blauen Himmels oberhalb, zusammen mit den einsamen Nestchen, die sich die Menschen in diese drückende Enge hereingebaut, macht allerdings einen nicht gemeinen Eindruck.

Das Wirthshaus in der Finstermünz habe ich schon vor fünfzehn Jahren kennen gelernt. Damals waren wir nämlich, etwa ein Halbdutzend junger Leute, das obere Innthal heraufgelaufen, alle ziemlich festen Vorsatzes, durchs wunderliche Engadein zu wandern, bis uns in Prutz und Pfunds die Wirthe von der neuen Ortlerstraße erzählten und etliche von uns auf ihre Seite brachten, so daß diese nun nicht mehr dem Inn entlang

zu den Romanschen, sondern gleich über das Stilfser Joch zu den Italienern eilen wollten. Darum einiges Zerwürfniß in der Reisegesellschaft und schon wenigstens seit zwei Poststationen sehr lebhafte Reden für und wider. So gelangten wir nach Finstermünz, traten müde in die Zechstube und gewahrten den hochbejahrten Wirth, den wir für sehr weise hielten. Es schlug also einer vor, man solle ihn um sein Gutachten bitten und bei dem bleiben, was er sage. Sein Gutachten aber lautete einfach: „nit ins Engadein.“ Darauf hob einer an und fragte: „warum denn nicht?“ wogegen jener ebenfalls wieder sagte: „nit ins Engadein.“ Alle die dafür waren, brachten ihre Gründe vor, er wies sie aber alle zurück mit den Worten: „nit ins Engadein.“ Was auch gesagt und gefragt werden mochte, der greise Wirth schüttelte nur immer milde lächelnd das Haupt und sprach: „ich sage nichts als: nit ins Engadein.“ Diese ruhigen Worte mit ihrem düstern Hintergrunde machten großen Eindruck auf die rathschlagenden Gefährten. Zuletzt wurde dem Wormserjoch der Vorzug gegeben und der Besuch des unheimlichen Engadeins auf bessere Zeiten verspart.

Das Engadein ist in dieser Gegend wirklich ein wenig verrufen. Der erbärmliche Zustand der Wege und der Wirthshäuser, der ketzerische Glaube, die fremde Sprache und der verschlossene Sinn der Bewohner hat den Leumund dieses Berglandes bei seinen deutschen katholischen Nachbarn so getrübt, daß auch die vielen Tiroler, die sich jährlich im Sommer zur Heuernte hinein verdingen und der ehrenhaftesten Behandlung gewürdigt werden, bisher nur wenig für Herstellung seines Rufes thun konnten. Man steht einander kalt und ablehnend gegenüber. Der alte Wirth, zum Beispiel, hatte sich in seinem langen Leben noch nicht die Zeit genommen, der Engadeiner „Linguaig“ zu lernen, sondern

wies uns, als wir darüber Auskunft suchten, an die Kellnerin. Auch diese schien ihre sprachlichen Studien nicht übereilt zu haben und wußte, obwohl ein Mädchen in ihren Zwanzigern, nicht viel mehr als die Zahlwörter. Ein ähnliches Verhältniß findet übrigens auf der ganzen Sprachgrenze statt. Der Deutsche, der dem Wälschen in Körpergestalt und Stärke überlegen ist, lebt und kleidet sich auch im Durchschnitt besser und hat so schon äußerlich mehr Ansehen als dieser sein Nachbar. Zwar thut sich letzterer durch feinere Manieren und größere Weltläufigkeit hervor, aber seine Schlauheit nützt ihm hier zu Lande nicht wesentlich, denn wenn der deutsche Tiroler nur etwas Uebung hat, so nimmt er's darin gern mit jedem auf und gewisse Arten, wie z. B. die Viehhändler, werden gar bald hieb- und stichfest. Der deutsche Bauer glaubt daher Gründe genug zu finden, um mit Stolz auf den Wälschen herabzusehen und Ausländerei, Liebe zum Fremden, Geringschätzung des Vaterländischen, sonst der Fehler gesammter deutscher Nation, ist ihm gewiß nicht vorzuwerfen. Auf dem ganzen Saume, wo deutsche und romanische Sprache zusammenstößt, die große Landstraße von Bozen gen Trient abgerechnet, liegen daher die beiden Elemente streng geschieden aneinander, wobei es denn der Deutsche immer lieber dem Wälschen überläßt, deutsch zu lernen, als daß er selber wälsch lernte. In den deutschen Gemeinden auf dem Nonsberge, nämlich in unser Lieben Frau im Walde, in Proveis, in Lafreng, welche alle ins Gericht nach Fondo gehören und täglich Verkehr mit den Wälschen pflegen, gibt es viele Einwohner, die kein Wort der fremden Sprache verstehen; im Nonsberge dagegen viele Landleute, welche deutsch sprechen, und noch mehr solche finden sich im Fleimserthale.

Das Engadein ist in den letzten zwanzig Jahren viel behaglicher geworden. Jetzt zieht eine kunstgerechte Straße, auf welcher

täglich Eilwagen hin und her laufen, das ganze Thal entlang. Auch haben mehrere gewandte Schweizer aus den reinlichen Cantonen an dieser Straße neue Gasthöfe errichtet, deren Sauberkeit zu dem entsetzlichen Schmutze, den die Bündner als nationale Eigenthümlichkeit cultiviren, im erfreulichsten Gegensatz steht.

Dieses nämliche Engadein, das jetzt den Tirolern so fremd geworden ist, hing übrigens in früheren Zeiten aufs engste mit dem Vinschgau zusammen. Wenn auch die Sachen dieser Gegend von Alters her sehr verwickelt waren, so galt doch in Unterengadein bis Pontalt hinauf tirolische Herrschaft, wogegen dann wieder die Bischöfe von Chur Land und Leute hatten bis in die Gegend von Meran. Damals war auch noch in beiden Thälern romanische Sprache und wohl in den meisten Dingen gleiche Art und Sitte. Als aber im fünfzehnten Jahrhundert die Engadeiner anfingen, sich zu den rhätischen Bünden zu neigen, geriethen sie mit den Tirolern, die zu Oesterreich hielten, bald in blutige Fehden. Dann kam auch die Reformation dazu, um den Riß zwischen dem kühlen Thal am Inn und dem warmen an der Etsch noch weiter zu machen. Die Engadeiner wurden calvinisch und blieben romanisch, die Vinschgauer blieben katholisch und wendeten sich mehr und mehr dem deutschen Wesen zu. Die tirolischen Rechte auf das Engadein wurden aufgegeben, nur Schloß und Dorf zu Trasp, das Swicker von Reichenberg schon im Jahre 1239 an den Grafen Albrecht von Tirol verkauft hatte, blieb wie das Schloß Räzüns im Domleschg als Enclave dem Erzhause Oesterreich. Zu Trasp stiftete es zum Schutze der gefährdeten Rechtgläubigkeit ein kleines Kloster für Capuciner. Im Luneviller Frieden hat der Kaiser auch diesen Besitzthümern entsagt und sie dem Canton Graubünden überlassen. Das Klösterlein und die katholische Gemeinde zu Trasp hat sich aber erhalten und letztere ist der Sprache nach fast für eine deutsche anzusehen.

Etwas oberhalb des alten Passes steht in der Straßenenge, am rauschenden Stillebach, zum Theil in den Felsen eingehauen, zum Theil von Felsen überragt, die neue Veste Finstermünz, ein Gebäude von grauem Granit, das erst vor kurzem fertig geworden. Der Herr Platzkommandant, der in einem gegenüber liegenden Häuschen wohnt, ertheilte die Erlaubniß, das Fort zu besehen, und ein jüngerer Officier führte uns mit einnehmender Artigkeit in demselben herum. Es ist nichts weiter, als ein ungemein fest gebautes Haus voll Schießscharten, voll Kanonen, Mörser und anderem Gewehr. Der Officier erklärte uns, wohin die Stücke alle streichen, und da glaubten wir denn freilich wahrzunehmen, daß in der ganzen Gegend, so weit sie auf die Veste hernieder schaut, keine Stelle zu finden sei, die sie von dem Hause aus nicht sauber zu halten vermöchten. Da in neuerer Zeit auch oberhalb Brixen eine überdieß viel mächtigere Festung erbaut worden ist, so sind die beiden einzigen Straßen, welche über die Centralkette der Alpen führen, hiemit bewacht. Diese Wehren genügen, um jedem Feinde, der von Süden einbricht, den Durchzug in das nördliche Tirol unmöglich zu machen, und umgekehrt jedem Feinde, der von Norden kommt, die Verbindung mit dem südlichen.

Jetzt zieht durch diesen Paß eine großartige, kühne Straße, die im Jahre 1855 vollendet wurde. Sie geht hoch oben über der alten Finstermünz dahin.

Wenn man aus der Finstermünzer Schlucht herausgezogen, betritt man die freie Landschaft von Nauders. Dieses große Dorf, auf dessen Kirchhof zum erstenmale der Ortles zu erschauen ist, liegt 4196 Fuß über dem Meere in einer Hochebene, die fast anmuthig und lachend ist. Vornehm und ansehnlich erhebt sich daraus auf einem felsigen Bühel das alte Schloß Naudersberg, noch

immer der Sitz des Gerichtes, dessen Sprengel jetzt allerdings beschränkter ist als vor vierhundert Jahren, wo es bis Pontalt im Engadein oben Recht zu sprechen hatte.

Staffler macht drei Nauderser namhaft, die ihrem Geburtsorte zur Zierde gereichen. Der erste ist der im Jahre 1830 verstorbene Gottfried Purtscher, zuletzt geistlicher Rath und Regens des bischöflichen Seminars zu Chur, ein durch seltene Geistesgaben ausgezeichneter Mann. Der zweite ist Karl Blaas, im Jahre 1815 geboren, der vor vier Jahren noch zu Rom studirte und nach seinen damaligen Arbeiten einer der ersten Maler des Landes zu werden versprach; der dritte aber, der wunderlichste, ist Josef Bartlmä Kleinhans, der blinde Bildhauer von Nauders. Er ward im Jahre 1774 einem Landmann und Bäcker geboren und verlor durch die Blattern schon das Augenlicht als er kaum fünf Jahre alt war, während von dreizehn Geschwistern, die er hatte, sieben an der Seuche starben. Von einem Nachbar, der ein Tischler war und die trostlose Langweile des Knaben bemitleidete, in die Werkstätte aufgenommen, machte er sich bald daran, kleine Bildwerke nach betasteten Mustern zu schnitzen. Die ersten Versuche gelangen zum Erstaunen gut, und „schon im dreizehnten Jahre brachte der Blinde ein sehenswürdiges Crucifix zu Stande.“ Nun schnitzte er einen gekreuzigten Heiland nach dem andern und diese Beschäftigung gab seinem frommen Gemüthe einen solchen Schwung, daß er, um noch auf andere Weise zur größeren Ehre Gottes beizutragen, selbst die Orgel spielen lernte. Darin brachte er es so weit, daß er einmal in der Wallfahrtskirche zu Kaltenbrunn dreiviertel Jahr hindurch den Organistendienst versah. Mittlerweile hatte er auch von dem berühmten Bildhauer Nissel in Fügen gehört, begab sich zu ihm, lernte vierzehn Tage von dem Meister und kehrte mit mancher Errungenschaft wieder nach

Hause zurück. Seitdem hat er unermüdet und nicht immer frei von Nahrungssorgen noch manches Crucifix und manchen Heiligen geschnitzt. Ein heiliger Franciscus ist in die Ambraser Sammlung zu Wien aufgenommen worden, andere Arbeiten befinden sich im Besitz der Bischöfe von Brixen und von Chur, und wieder andere sind im Lande umher zerstreut. Ein heiliger Johannes von Nepomuk steht an der Heerstraße zu Latsch im Vinschgau, ein anderer im Ferdinandeum zu Innsbruck.

Karl Blaas ist mittlerweile wirklich ein berühmter Maler geworden. Er lebt als Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Wien, wo er die großen Freskobilder im Arsenale gemalt hat. — J. Bartlmä Kleinhans ist 1853 gestorben.

Zu Nauders hat sich der Reisende auf einen langweiligen Weg gefaßt zu machen, auf die Fahrt über die Heide, oder Hoad, wie das Volk spricht, zuerst wohl nur der Name der Thalfläche, jetzt auch der eines Dorfes und mitunter auch des ganzen Straßenzuges, denn der Tiroler setzt zuweilen auch die Straße über die Hoad, sonst die obere genannt, der Straße über den Brenner entgegen. Der höchste Punkt des Weges in der Nähe von Reschen ist 4598 Wiener Fuß über dem Meere und an dieser Stelle ist auch die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch.

Die drei Seen, die nun nacheinanderfolgen, gehören zu den unbesungenen. Sie sind klein, liegen in rauher, kalter Gegend und die lange Strecksicht über ihren Wasserspiegel hinab ist nur dann anziehend, wenn sie der unbewölkte Ortles schließt. Ein Werth bleibt ihnen aber immer, nämlich der eines reichen Fischsegens. Kein Wunder, daß da die frommen Stifter ihre milde Hand auf die Wässerlein legten, und so gehörte denn die Fischlicenz in den beiden obern ehemals dem Cistercienser Kloster zu Stams, in dem untern aber der Karthause

zu Schnals. Jetzt ist sie freilich nicht mehr in solchen Händen, sondern bei Bauersleuten, die an den Gestaden wohnen und alle Wochen mit den Fischen bis gen Meran fahren.

Zu „St. Valentin auf der Haide" im Dorfe hat ums Jahr 1140 Ulrich Primele von Burgeis ein Hospital zu St. Valentin gestiftet, den Reisenden zum Schutz und Obdach in den Winterstürmen, die hier mit schrecklichem Schneegestöber durch das Thal hinfahren und die Pilger verwirren, verschlagen und vereisen. Seine Satzungen verpflichteten, wie die der Stiftung Heinrich Findelkinds auf dem Arlberge, den Vorsteher sammt seinen Leuten an stürmischen Abenden mit Laternen, Stricken und Stangen, auch wohl versehen mit Wein und Brod, schreiend und rufend in die Heide hinauszuziehen und nach Verunglückten zu spähen. Jetzt da Häuser und Dörfer an der Straße ziemlich nahe auf einander stehen, ist diese Uebung schon lange nicht mehr nöthig und aus der alten Stiftung ist ein Krankenhaus geworden — ein Wechsel, dem sich mit der Zeit auch manche andere tirolische Hospitäler unterworfen sahen, die einst in den Jahrhunderten der Kreuzzüge zum Besten der nach Jerusalem fahrenden Pilger errichtet worden. Es ist bekannt, daß diese gastlichen Herbergen als Aushängschild für die müden Wanderer das Bild des heiligen Christoph wählten, der nach der uralten Legende das Jesuskindlein selbst über den Strom trug und daher als Beförderer der Reisenden betrachtet wurde. Die Bruderschaft auf dem Arlberg nannte sich nach diesem Heiligen, auf die Außenwand der Spitäler wurde seine lange Gestalt gemalt, und auf andern Kirchen, bei denen keine Pilgerherberge gestiftet war, mag das alte Bild wohl auf die Gastfreundlichkeit der Seelenhirten deuten.

Abwärts vom letzten der drei Seen, aus dem die Etsch als lärmendes Flüßchen abrinnt, beginnt die Mal-

serheide. An dieser liegt das große Dorf Burgeis mit dem braunen Schlosse Fürstenburg, in frühern Zeiten und bis zum Jahre 1803 den Bischöfen von Chur jetzt dem Stift Marienberg gehörig. Bei uns im Stellwagen wurde es nunmehr immer finsterer; Burgeis fuhren wir in der Dämmerung durch; die Zinnen von Fürstenburg stachen auch nicht sehr kenntlich in die Luft, doch strahlten aus den Fenstern helle Lichter. Darüber ragte am Berghange das Benediktinerstift Marienberg, weißlich durch den Nebel glimmernd. Vom Ortles her ging ein kalter Wind, und so hatte wohl jeder seine Freude, als wir in die engen Gassen von Mals, dem Marktflecken, einfuhren und endlich am Wirthshaus landeten, wo die Forellen schon unser warteten.

Wir gingen bald zu Bette, mehr uns freuend auf den kommenden Tag als über den vergangenen, denn außer dem Paß von Finstermünz und der Aussicht auf den Ortles hatte die Reise von Pfunds her wenig geboten, was uns besonders angeregt hätte, und die nächste Sonne sollte uns im Etschland untergehen. An dem Kloster Marienberg sind wir aber jedenfalls zu schnell vorbeigefahren und wollen daher noch nachtragen, daß dieses Benediktinerstift im Jahre 1090 von einem Grafen Erberhard von Montfort zuerst zu Schuls im Engadein errichtet, später aber 1146 dahin verlegt wurde, wo es jetzt auf der Berghöhe prangt. Ulrich von Tarasp, der reiche Herr, legte aus, was der Neubau kostete, und gab dem Stifte viele von seinen eigenen Gütern. Endlich als er von der Kreuzfahrt im gelobten Lande zurückgekommen, ging er selbst als Mönch in seine Stiftung und starb darin. Seine Hausfrau Uta nahm den Schleier im Frauenstift zu Münster, das hinter Taufers liegt. Am meisten hatte das Kloster zu erleiden von seinen Schirmherren, den Vögten von Matsch; Ulrich von Matsch, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhun-

derts lebte, vergriff sich gewaltsam an des Klosters Besitzthum, und als Hermann von Schauenstein, der Abt, ein Mann von dreißig Jahren, bei Otto dem Grafen von Tirol Schutz erbeten hatte, fiel der Vogt von Matsch mit seinen Reisigen über das Stift, nahm jenen gefangen und ließ ihn im Thale von Schlinig enthaupten. Darauf pilgerte er zum Papst nach Avignon und kam mit einer Ablaßbulle zurück, die ihm aber viel mehr Buße auflegte, als er leisten mochte. So trieb er sein Sündenleben fort, bis er, wahrscheinlich auf Anstiften der heiligen Vehme, durch seinen Oheim Egeno von Matsch erstochen wurde. Darnach 1311 übernahm der Landesfürst die Schirmvogtei. Der Abt des Klosters darf die Inful tragen und hat ihm dieß Recht das Concilium zu Basel verliehen; auch ist er tirolischer Landstand und Hofcaplan. Seit 1724 besetzt das Kloster auch das Gymnasium zu Meran mit Lehrern. Eine alte Celebrität des Stiftes ist der Prior Goswin, welcher ums Jahr 1390 Herzog Leopolds von Oesterreich Hofcaplan war und eine Chronik von Marienberg schrieb.

Mals selbst, der Flecken, ist ein malerisches Durcheinander von hohen Häusern, verfallenen Mauern, von grauen Thürmen, welche vielleicht die Römer erbaut haben, von Obstgärten, Grasplätzen, Kornfeldern, uralten Kirchen, lebendigen Hecken und rauschenden Bächen. Die schöne Ruine, welche sich in den Büchern Fröhlichsburg nennt, mit dem runden Thurm ist besonders zu bemerken. Von den Kirchen sind jetzt einige dem Gottesdienste entzogen; vordem aber waren es deren sieben an der Zahl, so daß die gelehrten Mönche von Marienberg den Flecken bedeutsam Septifanum nannten. Die sieben Kirchen, sowie ihre schmalen und hohen Thürme mit den drei enganeinander gedrückten Rundbogenfensterchen und den niedern Dächern verleihen dem Ort eigenthümlich mittelalterlich lombardisches Aussehen und

scheinen von großen Reichthümern zu sprechen, die der venetianische Handel der Vorzeit hier zusammengetragen. Es ist jedenfalls etwas Ungewöhnliches, fast Geheimnißvolles in dem großen Style dieser Flecken und Dörfer, in diesen uralten, so zahlreichen Kirchen, diesen Schlössern und gewaltigen Ruinen, etwas, das darauf hinweist, wie hier einst viel mehr Leben, Verkehr und Wichtigkeit obgewaltet habe, als in unsern Tagen.

Am andern Morgen früh war lärmendes Leben im Wirthshaushofe. Zwei Stellwagen wurden gepackt, angespannt und fertig gemacht. Der eine ging nach Landeck, der andere nach Meran; beide waren zum Erdrücken voll. Mir war noch die langweilige Bequemlichkeit von gestern zu sehr im Sinne, als daß ich wieder hätte einsteigen mögen; es schien viel angenehmer, das Vinschgau hinab zu Fuße zu gehen. Bald fand sich auch jemand, der geneigt war, mich zu begleiten, ein tüchtiger Professor von Dorpat, der nach Italien fuhr. Mit diesem brach ich auf am wunderschönen Morgen, der mählich zum warmen hellen Sommertage wurde.

Zuerst also gingen wir eine Viertelstunde weit nach Tartsch und stiegen auf den Tartscher Bühel, eine freistehende Höhe, die eine alte Kirche mit einer alten weitberühmten Heidenglocke trägt und eine herrliche Rundsicht gibt. Da sahen wir hinunter auf das alte, ehrwürdige Mals, das wir eben beschrieben. Weiter oben zeigt sich Burgeis und die Fürstenburg und das Stift Marienberg, und abwärts davon in den weiten Wiesen welche die Etsch durchströmt, liegen Schleiß und Laatsch, reich durchgrünt von Obstbäumen, und das Städtchen Glurns, ehedem als Handelsort von Wichtigkeit, jetzt ein stilles Nestchen, ein „rotten borough,“ wo fast nur mehr Fußgänger zusprechen, da es außer dem Zug der Heerstraße liegt. Seine starken Zinnen erheben sich noch wehrhaft über seine Dächer, aber die Gräben hat

der Friede ausgefüllt und üppige Gärten darauf gelegt. Zwischen Laatsch und Glurns geht das Thal von Taufers ein, auf dessen grüner Hochebene die alten Raubschlösser Rotund und Reichenberg, deren Herren einst die Schenken des Bisthums Chur gewesen, und der Thurm von Helfmirgott erscheinen, letzterer so benannt, weil sich in alten Tagen von seiner Höhe mit solchem Rufe eine Jungfrau stürzte, um vor dem Reitersmann, der sie bedrängte, ihre Unschuld zu retten. Auch hat ihr Gott geholfen — sie ging unversehrt von dannen, der Verfolger aber entsetzte sich und ward ein Büßer. Dahinter geht's ins romanische Münsterthal in Graubünden, wo das Frauenstift, das Kaiser Karl der Große gegründet haben soll.

Unter Glurns liegen die weiten Mauern von Lichtenberg und Agums mit vielbesuchter Wallfahrskirche und Prad, der Geburtsort der beiden gelehrten Primisser, von welchen der eine, Cassian, 1771 als Mönch zu Stams gestorben, der andere, Johann Baptist, als Custos des Münz- und Antikencabinets und der Ambraser Sammlung 1815 zu Wien. Dahinter gegen Süden über grüne Alpen und grauen Schrofen steigt, alle Nachbarn weit überragend, der Ortles empor, ein titanischer Kegel, jetzt von der verklärenden Morgensonne herrlich beschienen. Auf der andern Seite der Etsch liegt Schluderns und das große Schloß Churburg, eine vorstehende waldige Höhe krönend.

Dort auf der grünen Fläche zwischen Glurns und Mals und hinein gegen die Höhen von Taufers war eine blutige Schlacht, als am 22. Lenzmonat im Jahr 1499 die Engadeiner durch das Münsterthal herauskamen und achttausend Tiroler mit ihren dreihundert Herren von Adel und Ulrich von Habsberg, dem ungeschickten Feldhauptmann, ihnen das Land verwehren wollten. Während die berittenen Edlen auf dem Plane

von Mals ganz ruhig zuschauten, kämpften die Tiroler Bauern heldenmüthig für ihre Mutter Erde auf der Schanze bei Laatsch, wurden aber umgangen, von allen Seiten angegriffen und zum größten Theil erschlagen. Das tirolische Landbanner, dessen Adler die Erzherzogin Katharina von Sachsen mit eigenen Händen gestickt hatte, und viel anderes Kriegzeug ging verloren. Neunhundert Frauen sind an diesem Tage im Vinschgau und zu Meran Wittwen geworden, und bis dahin war in der gefürsteten Grafschaft eine solche Niederlage nicht erlebt. Glurns, Mals, Laatsch, Schluderns und andere Dörfer an der Etsch hinab wurden niedergebrannt, der Schrecken weithin verbreitet. Nachdem sie dieß verrichtet, zogen die Engadeiner, welche selbst viel Blut verloren hatten, wieder heimwärts in ihr Thal. Den Tirolern, die alles Unglück dem schlechten Befehlshaber auflegten, hinterblieb aber eine namenlose Wuth und ein Haufe der Entkommenen, der nach Meran geeilt, erwürgte dort dreißig Engadeiner, die als Geißeln in der Stadt lagen. Rühmlich ist dagegen, wie sich gleich in den nächsten Tagen der Landtag zu Meran erhob und mit kräftigem Entschlusse den Schaden gut und die Grafschaft wieder wehrhaft zu machen strebte. Am achten Tage nach der Niederlage kam Kaiser Max von Landeck her mit achttausend wohlgerüsteten Kriegsleuten selbst nach Glurns und ritt auf das Schlachtfeld, wo er, die unbegrabenen Leichen der treuen Tiroler gewahrend, seiner Rührung nicht wehren konnte und den Gefallenen kaiserliche Thränen weinte. Auf der Walstatt leuchten noch jetzt von Zeit zu Zeit seltsame Feuer auf, die an der Stelle, wo sie flackern, einen Halbmond ausbrennen und den Boden für ein Jahr lang unfruchtbar machen. Im Jahre 1799 kamen auch die Franzosen vom Münsterthale her, warfen den österreichischen General Loudon, legten Glurns, Mals und Schluderns in Asche, ver-

übten viele Grausamkeiten, zogen darauf wieder zurück und verschanzten sich zu Taufers.

Vom Tartscher Bühel gingen wir nach Schluderns, was abermals ein großes Dorf ist von 1000 Seelen, wie sich deren im Vinschgau noch mehrere finden. Ober Schluderns steht die hochansehnliche Churburg, den Grafen von Trapp gehörig und ihr Sommersitz, zu der wir auch hinaufpilgerten, um den Waffensaal zu sehen, der manch merkwürdiges Rüstzeug aus frühern Jahrhunderten enthalten soll. Wir hatten schon den Steig zurückgelegt und das Hauptthor gefunden, waren auch schon eingetreten in den Burghof und der Schaffnerin ansichtig geworden, und baten endlich um den Schlüssel, als uns eröffnet wurde, dieser befinde sich beim Herrn Verwalter zu Mals. Wir wußten nicht, sollten wir uns ärgern, daß der Herr Verwalter in Mals den Schlüssel habe, oder daß wir dort nicht darnach gefragt, wir ärgerten uns aber doch. Die Schaffnerin war freundlich genug uns an die Fenster ihres Wohnzimmers zu führen, wo wir wenigstens eine treffliche Aussicht ins Vinschgau genossen.

Von Schluderns gelangt man dem Saldurbache nach auf beschwerlichem Wege in das Thal von Matsch, tief zerrissen von Wildbächen, aber gesegnet mit grasreichen Alpen und manchen Kornfeldern und dabei ein Lieblingsaufenthalt der Wölfe. Es gibt kaum ein Seitenthal in Tirol, was so früh und so oft genannt wird, was durch kirchliche Weihe und Ritterthum so bedeutsam ist, als dieser enge rauhe Winkel, wo isländisch Moos sich um Zirbelbäume schlingt. Hier wurde nach der Legende im siebenten Jahrhundert St. Florinus geboren. Seine Eltern waren aus England und hatten im Matscher Thale sich von einer Pilgerfahrt nach Rom zurückkehrend niedergelassen. Sie übergaben den Knaben dem Pfarrer zu Ramüs im Engadein, wo er noch in

jugendlichem Alter Wunder zu wirken begann. In dem Kasten, aus dem er den Armen Brod vertheilte, wuchs Getreide, und wenn er den Tischwein des Pfarrers genommen hatte, Kranke zu erquicken, so wurde aus dem frischen Quellwasser, das er dafür auf die Tafel setzte, der beste Traubensaft. Als sein Lehrer, der Pfarrer, verschieden war, wurde Florin der Seelenhirt der Gemeinde und starb jung, aber im Leben schon als Heiliger verehrt. Die Einwohner von Matsch, zu denen er nicht mehr zurückkehrte, errichteten wenigstens ein Kirchlein auf der Stelle seiner Geburt. — Geschichtlich ist, daß Kaiser Lothar in einer Urkunde vom 3. Jänner 824 dem Bischof Leo von Como seine längst erworbenen Rechte auf die Pfarren zu Burmis (Bormio) und Amatia (das war der damalige Name von Matsch) bestätigte. Daraus geht hervor, daß in dem Thale schon altes kirchliches Leben war, wie denn überhaupt in den frühesten Zeiten die großen Thäler, wo jetzt die Heerstraßen ziehen, wenig belebt erscheinen gegen die schwer zugänglichen Höhen und Gebirgsschluchten. Serfaus, Galtür, Matsch und mehrere andere abgelegene Stellen kommen als kirchliche Vereinigungsorte viel früher vor als die benachbarten Niederungen. Es mag wohl sein, daß zur Zeit der Völkerwanderung mancher Strich am Heerwege ganz ausgefegt und für lange menschenleer wurde, denn die geringe Zahl der bekannten Alpenpässe mußte die Last des Durchzugs für die am Wege liegenden Orte nur um so drückender machen. Drum waren dazumal diese Einsamkeiten wohl reich bevölkert von ursprünglichen Bewohnern und von Flüchtlingen aus der gefährdeten Nachbarschaft, welche letztere sich vielleicht erst nach längerer Zeit wieder in die öde gelegten Hauptthäler wagten.

Fünf Jahrhunderte, nachdem Florinus, der Pfarrer von Ramüs, im Geruch der Heiligkeit gestorben, erscheinen

die Herren von Matsch, gewöhnlich die Vögte von Matsch genannt, als Gebieter des Thales und weit hinab im Vinschgau und drüben im Engadein. Später kamen dazu noch Güter am Oberrhein und in Schwaben. Ihnen gehorchte auch das Veltelin vom Comersee bis zum Wormserjoche; Dörfer und Burgen waren mit Wagenwart, Frohne und Oeffnung pflichtig, auf den Landsprachen zu Mals führte ihr Amtmann den Vorsitz. Die Leute des churischen Bisthums von Pontalt bis zur Etschbrücke bei Meran, die Klöster Marienberg und Münster, das Hochstift Chur selbst standen unter ihrer Bevogtung. Die Nonnen zu Münster mußten ihre Hunde füttern, und wenn die Gewaltigen mit Jägern und Knechten, Rüden und Rossen auf ihren Jagdzügen in Marienberg übernachteten, so hatte der Abt Futter und Nahrung umsonst zu schaffen. Lange wäre es, die Namen der Herrschaften und Güter anzuführen, die sie im Laufe der Zeiten erobert und erkauft, verloren und veräußert haben. Noch im Jahre 1471 überkamen sie, aber nicht für lange, ein völlig fürstliches Besitzthum in Graubünden, zumeist aus dem toggenburgischen Erbe. Im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ist ihr Name einer der öftest genannten in der Geschichte von Tirol, zumal auch wegen des zweihundertjährigen Zwistes, den sie mit den Bischöfen von Chur geführt haben. Ulrich der ältere und Ulrich der jüngere von Matsch waren hochbeliebt bei Margaretha, der Maultasch, und wußten ihre Huld und Gnade gut zu nützen, inbesondere in den letzten zehn Tagen vor St. Polycarpentag 1363, wo die Gräfin von Tirol, ehe sie das Land an die Herzoge von Oesterreich übergab, den Matschern noch auf einmal die Gerichte Landeck und Naudersberg, die Propstei Eiers und das Schloß Juval im Vinschgau schenkte, welche Güter sie freilich gegen die neuen Herren von Oesterreich nicht alle behaupten konnten. Die letzten

des Geschlechtes waren Ulrich der Landeshauptmann († 1500) und Gaudenz von Matsch, Graf von Kirchberg, der 1504 zu Churburg starb und zu Marienberg begraben wurde, Herr im Prätigau und zu Davos, oberster Erbschenk des Bisthums Chur, Kaiser Maxens und Herzog Sigmunds zu Tirol geheimer Rath, auch des letztern Feldhauptmann im Venediger Krieg 1487, seiner Zeit der reichste Dynast des Landes. Durch des erstern Tochter Barbara kam das ganze Erbe und mit diesem auch Churburg an Jakob von Trapp, einen steierischen Edelmann, bei dessen Nachkommen, die unterdessen Grafen geworden, es noch heutzutage ist. Die beiden Burgen im Matscherthale sind verödet und gänzlich zerfallen.

Bemerkenswerth ist, daß Guler von Wineck in seiner Rhätia, die, im Jahre 1616 erschien, die Nachricht gibt, daß das Thal von Matsch noch seiner Zeit rhätische, d. h. romanische Sprache gebraucht habe. Bekanntlich ist auch das obere Vinschgau jene Gegend des jetzigen Deutschtirols, wo sich dieses Idiom am längsten erhalten hat. Die von Freiherrn von Hormayr öfter wiederholte Behauptung, daß noch bis zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia im obern Vinschgau und bis Schlanders das Romanische in Uebung gewesen sei, wird sich zwar in dieser Ausdehnung nicht erwahren lassen, doch ist gewiß, daß im Tauferer Thale erst vor wenigen Jahren die letzten Greise ausgestorben sind, denen das Ladinische noch Muttersprache gewesen war. Immerhin ist zu bedenken, daß das Deutsche, welches von Meran und von Landeck her getragen wurde, im Hauptthale viel früher Fuß fassen mußte als in den unwegsamen Zuthälern von Taufers und von Matsch.

Eine gute Stunde unterhalb Schluderns geht rechts die Straße ab, welche über das Wormserjoch ins Veltelin führt und erst in den zwanziger Jahren beendigt worden ist. Sie steigt da von Prad an aufwärts,

anfangs im engen Thale, dann wendeltreppenartig an nackten Höhen hin, zur Linken die gletscherreichen Halden des Ortles, immer höher bis in die Region des ewigen Schnees, aus welcher sie stets durch großartige Gegend rasch hinunterzieht in die schönen wälschen Gelände. Es ist der höchste fahrbare Paß in Europa, 8900 Fuß über dem Meere, und in Ansehung der schwierigen Ausführung als ein Weltwunder zu betrachten. Deßwegen wurde auch schon vieles darüber geschrieben, was Grund genug ist, hier davon nicht mehr zu reden.

Nicht so schnell können wir den Ortles aus den Augen lassen, den prachtvollen Berg, der das ganze obere Vinschgau mit seiner Majestät erfüllt. Die Ortlerspitze ist im Anfange dieses Jahrhunderts zum erstenmale erstiegen worden und die Nachricht davon im dritten Bande des tirolischen Sammlers niedergelegt. Erzherzog Johann machte dazumal seine erste Reise in Tirol und war, als er des ungeheuern Kegels ansichtig wurde, der Meinung, daß derselbe den höchsten Bergen von Savoyen und der Schweiz wenig nachstehen dürfte. Es war niemand zur Hand, der diese Meinung bestätigen oder widerlegen konnte; denn noch lag auf dem erhabenen Felsen unbetreten der vieltausendjährige Schnee. Der Bergofficier Gebhard erhielt sofort den Auftrag, von Mals aus alles einzuleiten, was die Ersteigung ermöglichen könnte. Manche Nachbarsleute versuchten nun, durch die versprochene Belohnung gereizt, ihr Glück, kehrten aber wieder zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Jede Hoffnung schien verloren, als am 26. September 1804 ein kurzgewachsener Jäger aus Passeier, Namens Josef Pichler, insgemein Josele geheißen, sich bereit erklärte, das Wagstück zu unternehmen. Es wurden ihm zwei Zillerthaler mitgegeben und sie kamen selbdritt, der kleine verwegene Gemsenjäger an der Spitze, am nächsten Tage wirklich auf den Gipfel des Ortles, wo

sie aber nur vier Minuten aushielten. Tags darauf fanden sie glücklich wieder nach Trafoi und hatten begreiflicherweise viel zu erzählen von den Schrecknissen, die sie überstanden. Auch war ihr Aussehen ganz darnach, um ihre Berichte zu unterstützen. Ungerechnet der erfrorenen Finger und Zehen waren sie mit einer Schneekruste überzogen und der Sprache beraubt, da ein heftiger Wind den losen Schnee gegen sie geblasen hatte. Im darauffolgenden Jahre stieg der kühne Gebhard selbst zweimal auf die Spitze und ließ einmal, um die hartgläubigen Malser zu überzeugen, auf der Kuppe zur Nachtzeit einen Holzstoß anzünden, was den bekehrten Zweiflern ein prachtvolles Schauspiel gewährte. Darnach wurde der Berg zum erstenmale wieder 1826 von dem Genieofficier Schebelka aus Wien bestiegen und zwar unter großen Beschwerden. Endlich 1834 warf auch Professor Thurwieser zu Salzburg, der König der rhätischen Bergsteiger, sein Auge auf ihn und fand sich am zehnten August zu Churburg ein, wo er Josele, den Passeierer, der zum erstenmale die Ortlerspitz erklommen, nach am Leben traf. Freilich war der Jäger unterdessen siebenzig Jahre alt geworden, aber noch muthvoll, rüstig und behend. Am eilften August begab sich der Professor mit ihm und dessen Sohne Lex nach Trafoi, ins Posthaus an der neuen Straße. Dort warben sie noch einen dritten Führer und begannen das Abenteuer. Die erste Nacht blieben sie auf dem Bergl, 6327 Pariser Fuß hoch, im Freien über Nacht. Andern Tages 36 Minuten nach zwölf Uhr war die Spitze erreicht, deren Höhe zu 12044 Pariser Fuß bestimmt wurde. Das Wetter war gut und die Aussicht unermeßlich — um so lohnender nach den Fährlichkeiten, deren Darstellung dem mit solchen Begegnissen minder vertrauten Leser manchen Schauer erregt. Man erblickt dort die Hochgebirge des größten Theils von Tirol und sieht gegen Salzburg

und Kärnten hinein noch Kuppen, welche jenseits des Großglockners stehen. Der Spiegel des adriatischen Meeres, der doch in die Aussichtsweite fällt (?), war gleichwohl nicht mehr zu unterscheiden, bestimmt aber traten hervor die Gletscher von Piemont und Savoyen, die Hörner der Schweiz und über diese und die Ferner des Oetzthales hinaus ging der Blick bis in die Ebenen von Bayern und Schwaben.

Seitdem sind wieder mehrere Besteigungen unternommen worden, als z. B. von Hrn. Dr. von Ruthner 1857, von Hrn. Egid Pegger 1863, von Hrn. F. F. Tuckett mit zwei andern Engländern 1864, endlich am 7. Juli 1865 von Hrn. Edmund von Mojsisovics. Letzterer eröffnete auch eine neue Aera für die bis dahin sehr vernachlässigten Ortles-Forschungen durch seine Abhandlung „Ueber den Orteler" und verschiedene „Touristische und topographische Notizen" im Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins 1866. Bald folgte ihm Oberlieutenant Julius Payer mit trefflichen Arbeiten in Petermanns Mittheilungen. Am 19. Juli 1867 erstieg auch Hr. Heinrich Waitzenbauer aus München die Spitze. Seitdem vermehrten sich die Ortlerfahrten dermaßen, daß im Jahre 1869 deren schon fünfzehn gezählt wurden. Die Höhe des Berges wird jetzt zu 12,356 W. F. angegeben. — Die wachsende Beliebtheit des Ortlers hat auch neuerdings das zu seinen Füßen liegende Suldenthal schnell emporgebracht.

In neuester Zeit, besonders seit die Payer-Hütte besteht, ist die Ortlerbesteigung eine verhältnißmäßig leichte touristische Leistung.

In Sulden besteht nunmehr neben zwei Gasthäusern ein neues Hotel ersten Ranges, das in Kurzem großes Ansehen errungen hat.

An dieser Stelle, wo die Ortlerstraße abgeht, macht übrigens das Thal eine Beugung. Das kalte Hochland der Gerichte von Nauders und Glurns ist zu Ende und es beginnt das warme untere Vinschgau, ein verdeutschtes

Italien. Rechts stehen die Eisberge, die Suldner und der Laaser Ferner mit weißen Scheiteln und grünen bewaldeten Abhängen, links liegen die Sonnenberge des Vinschgaus, zumeist dürre, gelbe, zerbröckelte Halden. Im Thale geht die Etsch, die sich vielfach in weite Moosgründe verliert, auf welchen man die Vinschgauer Gäule weiden sieht.

Eiers, das erste Dorf nach diesem Scheidepunkt, weist noch die verfallenen Mauern eines längst verlassenen Schlosses, worin die Grafen von Moosburg aus Bayern seßhaft gewesen. Ueber der Etsch am steilen Berghang steht das Dorf Tschengels, mit Wallfahrtskirche und der Tschengelser Burg. Nicht weit davon ist das neue Gebäude des heilsamen Bades zu Schgums. Auch dort soll mit ungemeiner Billigkeit und zarter Sorge gegen die Gäste verfahren werden.

Das Thal nimmt nun eine milde, liebliche und doch große Art an. Um die Dörfer lag noch immer der bläuliche Duft des Morgens, den der Rauch aus den Schornsteinen kräuselnd durchbrach. Ueberall ist Raum genug für Kornfelder und für Wiesen, und die dicken Vinschger Bauern, die des Weges kommen, sind an sich schon ein gutes Zeugniß für die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Sonnenseite bietet zwar nicht viel zu schauen, aber die Schattenseite ist gerade hier am schönsten, denn oft geht der Blick an stürzenden Wassern, an weiten Almen und über unermeßliche Forsten hinauf in die weißen Wildnisse der Ferner.

So gelangten wir allmählich in den Grund von Kortsch und Schlanders, wo auf einmal alle Reize südlicher Landschaft aufgehen, wo an der Straße Kastanien und Nußbäume ihre dichten Schatten zu werfen anfangen, rechts und links goldene Korngefilde prangen, wo an den mürben Sonnenbergen die ersten Rebengelände sich zeigen und die alten Burgen sich dergestalt häufen, daß

kaum mehr Zeit übrig bleibt nach ihren Namen zu fragen. Darunter war vor Zeiten die angesehenste jene Veste über Schlanders, keck hingebaut an den schwindelnden Berghang und Schlandersberg genannt — ehedem der Stammsitz eines ritterlichen Geschlechts, aus welchem einer mit andern fünfunddreißig Herren vom Vinschgau in der Schlacht bei Sempach fiel. Später war Heinrich von Schlandersberg als ein streitbares Haupt bei dem großen Bunde der tirolischen Ritterschaft gegen Herzog Friedel, bei jenem Bunde, den der Fürst mit Hilfe seiner Bauern zu Boden schlug und dessen Vesten er eine nach der andern brach. Damals ging auch Reichthum, Gewalt und Ansehen der Schlandersberger unter, und sie kamen so lange sie dauerten nicht mehr dazu, obgleich das Geschlecht erst im vorigen Jahrhunderte ausstarb.

Schlanders selbst ist ein großes Dorf mit steinernen, städtisch aneinander gebauten, hohen Häusern. Auf dem andern Ufer der Etsch liegt das Dörflein Göflan, in dessen Bergrevier die Brüche des schönen weißen Marmors sind, der als Schlanderser Marmor bis in die Werkstätten der Bildhauer zu München verführt wird.

Eine Stunde unter Schlanders liegt links von der Straße der noch wohlerhaltene Stammsitz der Edlen von Goldrain und darüber das Schloß Annenberg, ehemals den Annenbergern zugehörig, die im vierzehnten Jahrhundert zur Zeit Margarethens an Macht und Reichthum den ersten Geschlechtern des Landes gleich standen. Anton von Annenberg, der in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, ist berühmt geworden durch den regen Fleiß, mit dem er den Wissenschaften oblag und Minnegesänge und Heldenlieder aus der Zeit der Hohenstaufen wie die ersten Drucke der römischen Schriftsteller und der Kirchenväter auf seiner Burg zusammenbrachte.

Die Annenberger sind schon lange ausgestorben; das Schloß selbst ist verkauft und sitzt jetzt ein Bauer in der alten Burg. Auf der andern Seite der Etsch liegen die Vesten Ober- und Untermontan. In ersterer hat man vor mehreren Jahren noch etliche vergessene Nummern einer ritterlichen Bibliothek gefunden, darunter auch eine werthvolle Handschrift des Nibelungenliedes, welche nach Berlin verkauft worden ist.

Weiter zogen wir gen Latsch, aus dem die Trümmer einer Burg aufragen, die vor Zeiten auch ein Sitz der Annenberger war. Heinrich von Annenberg hat das Spital zu Latsch erbaut, wo ein schöner gothischer Altar und etliche alte Malereien. Latsch ist auch eines besondern Erzeugnisses wegen berühmt, nämlich der Vinschgerlaibeln wegen, die in Tirol großer Beliebtheit genießen. Es sind dünne Scheiben, braun wie Lebkuchen, oberhalb mit einer zarten weißen Lasur überzogen. Frisch werden sie selten gegessen; man hält sie erst für lecker, wenn sie ganz trocken sind. Sie werden dann überm Knie gebrochen oder mit dem Messer zerhauen und in kleinen Brocken aufgetragen. Uebrigens sind die Zelten von Latsch nur gesuchter als das Gebäcke, welches andere Dörfer liefern, denn das Verfahren ist überall dasselbe. Die Landleute haben dabei den besondern Vortheil, daß sie des Jahres nur drei- oder viermal backen dürfen. Der Vorrath wird mittlerweile in langen Rahmen auf dem Speicher aufgehängt.

Eine halbe Stunde unter Latsch stehen auf einem großen Felsblock die Ruinen des Schlosses Castelbell, vor nicht langer Zeit noch ein wohnlicher Rittersitz, dann durch einen Brand zu stolzen Trümmern geworden. Sie sind, obgleich ihnen die Weihe fehlt, die auf langvergangener Zerstörung ruht, doch ein schöner Schmuck der Straße, über der sie wie eine zackige Krone ruhen.

Nicht weit davon auf derselben Seite liegen schier

ganz verkommen die Trümmer von Hochgalsaun, einst ein Gut der Herren von Schlandersberg, deßwegen auch von Herzog Friedrich in Schutt gelegt. An den Fall dieser Burg knüpft die Sage dieselbe Begebenheit, welche die Lieder von Weinsberg in Schwaben singen. Bekanntlich wird sie noch an verschiedenen andern Orten erzählt.

Sofort erreichten wir auch das Dörflein Staben, über dem hoch oben die schöne Burg Juval liegt, an welcher wir voriges Jahr vorübergingen, als wir aus dem Schnalserthal kamen. Am Fuß des steilen Berges, der die Burg trägt, bricht durch die schwarze Felsenschlucht der Schnalserbach heraus. An den jähen Wänden oben geht auch, weit her aus dem Innern des Thales, eine hölzerne Wasserleitung, welche die Einwohner von Naturns, dem nächsten Dorfe, angelegt haben, um die dürren Aecker und Wiesen an der Sonnenseite zu wässern. Auf der andern ist des Wassers dagegen wieder zu viel. Da befeuchtet die Etsch ein weites Sumpfland und erzeugt im Sommer schwierige Krankheiten. Ueber dem Dorfe wieder ein Schloß, Namens Hochnaturns; auf dem rechten Ufer des Flusses, etwas abwärts, ein zweites in reicher Landschaft, Tarantsberg, jetzt Dornsberg, das seinen Namen von den Edlen Tarant führt, welche schon im vierzehnten Jahrhundert ausgestorben sind. Später kam es an die Annerberger und jetzt ist es Eigenthum der Grafen von Mohr.

Die zahlreichen Burgen des Vinschgaus sind ein großer Reiz dieser Landschaft, aber es ist viel leichter sie zu sehen als sie dem Leser durch Schilderung vor Augen zu bringen. Glücklicherweise sind sie schon alle mannigfach gezeichnet und in Stahlstichen vervielfältigt worden. Auch mit ihrer Geschichte kann sich der Vorbeiziehende nicht ausgiebig beschäftigen, und wir haben es daher bei etlichen Namen- und Zeitangaben bewenden

lassen. So viele ritterliche Liebes- und Heldenthaten ein romantisches Gemüth auch in die grauen Trümmer verlegen mag — die Summarien, welche aus vergilbten Documenten über ihre einstigen Schicksale hergestellt worden, sind doch sehr dürftig. Die Erbauung der meisten fällt in die graue Vorzeit. Einige sind vielleicht so alt als die rhätischen Burgen, welche Horaz einst besungen hat. In der historischen Zeit dreht sich ihre Geschichte zumeist um das Lehensverhältniß, um bestrittenes, erzwungenes, zugestandenes Oeffnungsrecht, um Verkauf, Abbruch, Wiederaufbau — um Nachrichten, die dem Provinzialhistoriker höchst anziehend sind, die aber der unterhaltungssüchtige Leser schockweise herlassen würde für einen interessanten Jahrgang aus dem Tagebuch eines mittelalterlichen Edelfräuleins. Eine belehrende und den trockenen Stoff kunstreich bewältigende Darstellung der ritterschaftlichen Verhältnisse, wie sie nicht allein im Vinschgau, sondern hinab bis gegen Trient im dreizehnten Jahrhundert bestanden, hat Hormayr in seiner Chronik der Grafen von Eppan gegeben. Als Herzog Friedrich mit der leeren Tasche lebte, waren aber fast alle diese Burgen wieder bei ganz andern Herren. Zumal hatten nun die Starkenberger, deren Stammsitz nicht ferne von Imst, viele feste Schlösser, so im Vinschgau wie im Etschland. Schlandersberg, Naturns, Juval, Vorst, Schenna, Eschenloh und Greifenstein waren in ihren Händen, wurden aber deßwegen von Herzog Friedrich gebrochen, wobei sein Büchsenmeister Abraham von Memmingen sich viel Verdienst erwarb. Auffallend ist es, daß der Anblick dieser schönen Castelle, der herrlichen Landschaft und des eigenthümlichen Volks im Etschlande noch keine Walter Scott'schen Richtungen, sei's nun unter den Tirolern oder unter fahrenden Belletristen, hervorgerufen hat.

Allmählich öffnet sich auch ein Blick durch die Kluft

der Töll hinunter auf die Höhen um Meran, und die schönen Hoffnungen, die bei dieser Ansicht aufgehen, trösten uns für die letzten anderthalb Stunden, die nach all dem Reichthum der Landschaft, wie sie sich von Mals herab erschlossen hat, fast etwas trübselig scheinen. Die Straße zieht zwischen Weidenbäumen in langer Zeile hin, rechts sind bebuschte Sümpfe und Erlenauen, zu beiden Seiten wenig bewohnte unliebliche Berge.

Und nun waren wir endlich auf der Stelle, wo links im Thale das kühle Partschins liegt, an der Straße dagegen die Töll, die ehemalige Zollstätte, hoch berühmt wegen der herrlichen Ansicht der Gefilde von Meran, die sich da in all ihrer paradiesischen Ueppigkeit auseinanderlegen. Da sah ich sie mit Freuden wieder, die Burg von Tirol und den hohen Thurm der alten Stadt und alle die Schlösser und Dörfer und Höfe und Kirchen und Capellen, die auf den Bergen herum und hinauf liegen bis zu St. Katharina in der Scharte und hinab bis an die Mendel, die den Boznern in die Gassen schaut, alles so feierlich angemeldet durch den Donner der Etsch, die hier weißschäumend in das tirolische Eden hinunterspringt. Und erst das laute Entzücken, in das der nordische Gefährte ausbrach, als er zum erstenmale im Leben diese südliche Schönheit sah! So gingen wir plaudernd und schweigend, aber nachhaltig erstaunt und bewundernd auf der Heerstraße fort, die sich in sanfter Senkung abwärts zieht. Mächtige Kastanienbäume säuselten leise ob unsern Häuptern. Allerlei malerische Häuser und Hütten stehen an dem Wege, die Herbergen schlanker Männer und schöner Mädchen, die jetzt von des Tages Arbeit heimwärts zogen. Dann kamen wir unter den Lauben durch, die sich schattig über die Straße wölben, und voll von Trauben hängen. Die höchste Ehre als Schmuck der Landschaft muß in der That der Rebe bleiben — ihre

bacchische Fruchtschnur geht überall hin, wo es etwas zu verzieren gibt, über Felsen und Bäume, an den Häusern hinauf und in die Stuben hinein. Ja, sogar um die Wegkreuze schlingt sie sich und umwindet den Erlöser mit ihrem erfrischenden Laub und hängt dem leidenden Christus ihre blauen Trauben kühlend über die Brust.

II.

Ins Pusterthal.

1870.

Es war am 14. September 1870, als ich, eben von der Eisenbahn kommend, durch die unscheinbare Stadelgasse der Bischofsstadt Brixen auf den rühmlich bekannten Gasthof „Zum Elephanten" zuschritt. Schon von ferne sah ich mehrere Gäste auf der Veranda, die sich in bester Stimmung zu befinden schienen.

Als ich näher kam, hörte ich meinen Namen rufen, und noch näher zusehend, erkannte ich bald einen werthen Münchener Freund, Herrn Heinrich Hügel, der jetzt zu Bruneck haushält, um als Haupt und Gebietiger die Eisenbahn von Brixen durch das Pusterthal nach Kärnten zu bauen. Da es eben Essenszeit, so setzten wir uns zu Tische, und da Herr Hügel nachher wieder heimfahren wollte, so nahm ich gerne die freundlich gebotene Gelegenheit an, mit ihm nach Bruneck zu gehen.

Wir fuhren also davon und kamen zuerst nach Neustift, welches eine halbe Stunde von Brixen am Eisack liegt. Dieß ist ein namhaftes Kloster, aus dessen Geschichte etwa Folgendes zu erzählen wäre:

Im zwölften Jahrhundert lebte zu Brixen der selige Hartmann, ein Bischof, welcher sich nach einer stillen Zelle in der Nähe seines Sitzes sehnte und darin auch Gastfreundschaft gegen die Pilger üben wollte.

Herr Reginbert, Burggraf zu Seben, und andere fromme, reiche Herren und Lehensmänner der Kirche, kamen dem Bischof bereitwillig entgegen und schenkten ihm Land und Güter, so viel er begehrte. Also führte dieser seinen Gedanken aus und gründete da nach der Regel des heiligen Augustin ein Kloster, das er einfach nova cella, Neustift nannte. Nach damaliger Sitte, die jetzt manchem argwöhnischen Moralisten auffällt, war die neue Zelle aber nicht nur für Priester und Laienbrüder gegründet, sondern auch für Laienschwestern, nur daß letztere abgesonderte Wohnungen hatten. Unter diesem Namen ließ sich manch edles Fräulein, manche ritterliche Wittwe im Stifte nieder. Doch scheint die Regel gewesen zu sein, daß jede für ihre „Lebsucht" selber sorgte, denn was das Kloster gab, war nur sehr weniges, nämlich alle Jahre ein schwarzer Tuchmantel, ein barchentnes Hemd, alle zwei Jahre ein Pelz und das nöthige Schuhwerk, zur Sommerszeit auch ein Trunk um die Non, das Neunertrankl. „Diese Pfründe," heißt es weiter, „soll aber die Schwester in Ruhe und Anstand empfangen, denn wenn sie (was man damals den edlen Frauen alles zutraute!) unerträgliche Excesse begehen würde, so solle sie derselben verlustig sein."

Aeußerlich hat das Stift wenig Großes erlebt. Im Jahre 1525 kamen fünftausend aufrührerische, der Ketzerei ergebene Bauern und plünderten es, im Jahre 1807 that die bayerische Regierung ungefähr das nämliche. Sie hatte die Aufhebung des Klosters verfügt und führte drei Centner Kirchensilber, kostbare Monstranzen, Ringe, ein altes Meßgewand, welches aus dem Festkleide Oswalds von Seben († 1465) gefertigt war,

und vieles andere nach Bayern. Ebenso wurden Bücher, Urkunden und Manuscripte fortgeschleppt und werden, sagt unsere Quelle, Herr Regens Tinkhauser, jetzt noch in München den Fremden als auserlesene Seltenheiten gezeigt.

Im sechzehnten Jahrhundert war das Kloster nach der Weise jener Zeit in bedenklichem Verfall, doch kam es im siebzehnten wieder zu sich und grünte von neuem bis in das Jahr der Aufhebung 1807. Aber auch diese that ihm keinen bleibenden Schaden, denn als Tirol wieder mit Oestereich vereinigt war, wurde das Stift seinem Orden zurückgestellt und erlebte wieder schöne Tage.

Das Kloster ist übrigens ein Haufe von allerlei aus verschiedenen Zeiten stammenden Gebäuden. Der vierecktige Hof, den die Wohnungen des Propstes und der Väter umschließen, reinlich weiß getüncht, mit grünen Jalusieläden, von dem alten grüngedeckten Kirchenthurm überragt, von hesperischer Sonne warm beschienen, zeigt ein gemüthliches Bild klösterlichen Stilllebens. Die alte Kirche ist im vorigen Jahrhundert durch eine andere im damaligen Geschmack ersetzt worden. Diese bietet gar nichts Anziehendes, der Kreuzgang dagegen einige alte Grabsteine.

Als ich von Bruneck zurückkehrte und wieder nach Neustift kam, nahm ich mir vor, den Herrn Pater und Professor Theodor Mairhofer zu besuchen, einen freundlichen und gelehrten Mann. Er führte mich durch die Bibliothek, die Waffensammlung und durch den Bildersaal, der manches schöne alte Stück enthält. Nachher setzten wir uns in seinem Stübchen zusammen, welches hoch gelegen ist und eine herrliche Aussicht bietet. Es war Nachmittags, um die Non, und wie ehemals die Pfründnerinnen, so gingen auch wir ans Neunertrankl und schlürften mit vereinten Kräften eine Halbe, oder

— seien wir aufrichtig — eine ganze Maas Wein. Eine ergiebige Sammlung vortrefflicher Aepfel lag auf dem Schranke und wurde ebenfalls zur Erquickung beigezogen.

Wir plauderten über einen Gegenstand, den nur einige Auserwählte zu würdigen wissen, nämlich über die Abstammung der alten Rhätier. Es ist fast indiscret, dieses aschgraue Thema vor einem modernen Publicum zu berühren, aber es gibt immerhin schöne Seelen, die sich gerne mit ihm beschäftigen, darunter Herr Professor Mairhofer und ich. Leider liegen wir in verschiedenen Heerlagern. Ich meinerseits verbinde diese handfesten Aelpler, welche von den Römern weder Civilisation, noch Freiheit annehmen wollten, mit ihren italischen Nachbarn, den Etruskern. Warum, will ich hier der Kürze halber nicht einmal von ferne andeuten. Herr Professor Mairhofer aber, der überhaupt schon mehreres geschrieben hat, namentlich in diesem Jahre ein Programm zu Dio Cassius über Rhätiens Unterjochung durch die Römer, er ist anderer Meinung und leitet jenes verschollene Volk von den Kelten ab. Er beweist seine Thesis, indem er eine große Zahl von Ortsnamen, die jetzt in Tirol zu finden, aus dem Keltischen zu erklären sucht. Er verfährt dabei in Mone's und Obermüllers bekannter Manier, welche sehr leicht zu lernen ist.

Das Recept lautet ungefähr: Nimm einen beliebigen deutschen Ortsnamen und ein beliebiges hochschottisches Wörterbuch, zerhacke den ersten in beliebige Stücke und sieh dann in letzterem nach, ob sich nicht Klänge finden, die mit jenen Trümmern irgend eine beliebige Aehnlichkeit zeigen. Astfeld z. B. kommt von keltisch iosta, Wohnort, und bille, klein; Landeck von lon, Haus, und aighe, Berg. Es kann dabei nicht stören, daß Ast und Feld, Land und Eck eigentlich deutsche Wörter sind, denn den Germanen wird die Fähigkeit, Ortsnamen

zu bilden, überhaupt nicht zugestanden. Ebenso geht es den romanischen Ortsnamen. Galtür und Gleif z. B. werden mit nicht minderer Virtuosität aus dem Keltischen erklärt, obgleich ihnen ganz deutlich das Lateinische cultura und clivus zu Grunde liegen. So überzeugend jene Deutungen diesen Gelehrten klingen mögen — mir fehlt die Gnade — ich kann nicht an sie glauben. Daß wir bei so verschiedenen Ansichten und deren Besprechung gleichwohl die verbindlichste Haltung bewahrten, zeigt nur, wie gebildet wir sind. Aber übertreten konnte und wollte ich nicht, so angenehm auch der dunkle Wein und die süßen Aepfel schmeckten.

Ueber Neustift hinaus geht die Straße, von Weingärten begleitet, von Kastanienbäumen beschattet, eine gute Strecke in die Höhe. Bald erscheinen hoch oben an dem nördlichen Bergzuge zwei Dörfer, deren weiße Kirchlein weithin sichtbar sind. Das eine heißt Spinges, das andere Meransen.

Spinges war einmal das Thatenfeld für einen Heroismus der Tiroler, der vielleicht schon besungen, aber doch nie recht bekannt worden ist. Als nämlich 1797 General Joubert mit starken Heerhaufen über Brixen und das Pusterthal an die Drau hinunterzog, um sich dort mit Bonaparte, der aus Italien hervorgebrochen, zu vereinigen, sammelten sich etliche Fähnlein des Tiroler Landsturms auf den Höhen von Spinges, um dem Feind den Durchzug zu verwehren. Die Franzosen stiegen den rauhen Pfad hinan, um sie auseinanderzuwerfen. Die Tiroler gingen ihnen entgegen, aber wie die Ritter zu Sempach den Eidgenossen einen Wald von Speeren, so stellten hier die Franzosen den Tirolern eine Mauer von Bajonnetten entgegen. Doch fand sich zu rechter Zeit auch ein Winkelried, Anton Reinisch von Volders, der Hauptmann einer Unterinnthaler Compagnie, der sich mit einer langen Sense mitten in die franzö-

sischen Reihen stürzte, freilich bald von elf Stichen getroffen, unter fünfzehn Feinden, die er allein erlegt hatte, niedersank, aber auch seinen Brüdern eine Gasse bahnte, durch die sie mächtig einbrachen, so daß es ihnen bald gelang, die Gegner in die Flucht zu schlagen.

An jenem Tage ward auch um den Kirchhof zu Spinges gekämpft, welchen die Franzosen dreimal vergebens zu stürmen suchten. Damals sei mitten unter den kämpfenden Landleuten ein Mädchen auf der Kirchhofmauer gestanden und habe mit einer Heugabel Wunder der Tapferkeit verübt. Man hat nie erfahren, wie sie geheißen — in den Büchern lebt sie als „das Mädchen von Spinges" fort.

Das Mädchen von Spinges ist allerdings schon gemalt und besungen worden, aber die tirolischen Zweifler haben sich auch schon an ihre Glorie gewagt. Staffler begleitet die Erwähnung ihrer That mit einem vorsichtigen „wie erzählt wird". Dr. Schuler sagte mir einst, daß die Wissenden eigentlich nichts von dieser Heldin wissen wollen. Professor Mairhofer meinte dagegen, die Thatsache sei richtig und das Mädchen sei als alte Köchin hinten in Enneberg gestorben.

Indessen, wenn auch das Mädchen von Spinges nur ein im Pulverdampf entstandener Mythus wäre, aus dem Jahre Neun sind genug Walküren bekannt, welche dem schönen Geschlechte in Tirol den Ruhm des Heldenmuthes für ewige Zeiten sichern.

Zu Meransen, in der Kirche, werden drei wenig bekannte, aber sehr interessante Jungfrauen verehrt. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren lebte im Bayerland ein Baurath, Friedrich Panzer, der diesen Jungfrauen, die auch bei uns in manchen Kirchen vorkommen, viele Mühe widmete und allerlei wunderbares Zeug über sie zutage förderte. (Beitrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer. München 1848.) Er fand, daß sie

da und dort noch jetzt beim Volke unvergessen sind und als „Stifterinnen“ im besten Andenken stehen. Es sollen nämlich, sagt der Landmann, drei edle Fräulein aus karolingischem Geblüte gewesen sein, die ihr Eigen, Wald und Feld, der Kirche des Ortes vermachten.

Als ein guter Kenner der deutschen Mythologie wußte Friedrich Panzer allmählich herauszufinden, daß die drei Stifterinnen ursprünglich heidnische Schicksalsgöttinnen oder Nornen gewesen und daß ihr Tempelgut, als das Heidenthum abgeschafft wurde, den christlichen Bethäusern zufiel, die sich an ihren Cultusstätten erhoben. Die Jungfrauen, welche übrigens Ainbet, Wilbet und Gwerbet heißen, lassen sich bis nach Worms und selbst den Rhein hinunter verfolgen, treten aber doch am häufigsten in Altbayern auf. Südlich gehen sie nicht weiter als bis Meransen und es ist ganz gewiß, daß die alten Bajuvaren sie dahin gebracht. Vielleicht daß sie in ihren blutigen Kämpfen mit den Pusterthaler Wenden gerade ihre heimischen Nornen als Siegesgöttinnen recht nahe bei sich haben wollten und daß sie ihnen ein Heiligthum gerade deßwegen auf jener Höhe gründeten, die so weit ins Land bis zum alten Aguntus hineinsieht, damit die deutschen Helden ihnen nie aus den Augen kommen sollten, ihrer Hilfe immer sicher sein könnten.

Es ist nicht zu verwundern, sondern ganz natürlich, daß der Mythus die Meranser Heiligen auch wieder pusterthalisch localisirt hat. Nach der dortigen Legende sind die drei Jungfrauen vor den Hunnen auf diesen Berg geflohen, um ihre schwer gefährdete Ehre zu retten. In der Sonnenhitze auf dem steilen Pfade waren sie nahezu erlegen, als ihnen plötzlich eine neue Quelle entgegensprudelte und ein jählings aufschießender Baum seine erfrischenden Früchte bot. Quelle und Baum werden noch jetzt gezeigt und die Stelle heißt die Jungfernrast.

Uebrigens sollen, wie man im Pusterthale behauptet, die drei Fräulein ursprünglich zu dem Heere der eilftausend Jungfrauen gehört haben, welches St. Ursula bekanntlich aus Britannien nach Köln geführt hat. Sie wären also Engländerinnen gewesen und man könnte in ihnen, die mit so viel Muth, Geschick und Glück vom Rhein bis ins Pusterthal durchgedrungen, sogar ein Vorbild jener modernen englischen Touristinnen erblicken, die sich ja auch mit staunenswerther Verwegenheit bis unter die Menschenfresser hineinwagen. Andere erklärten wieder anders; doch scheint mir jene oben geäußerte bajuvarische Ansicht und Deutung immerhin die richtigste.

Zwischen Brixen und Mühlbach, dem ersten Flecken im Pusterthal, ist so etwas wie eine Völkerscheide. Aber auch das Klima scheidet sich hier mit raschem Absatz. Von Italien heraus bis in den Brixener Kessel wachsen Wein, Mandeln und Feigen — im Pusterthale, welches bis Toblach immer steigt und dort fast die Höhe des Brenners erreicht, herrscht nordisches Klima und nordische Vegetation, obgleich es südlich der großen Gletscherkette liegt. In seinen höheren Strichen fehlen außer Wein, Mandeln und Feigen auch Aepfel, Birnen und Zwetschgen. Ebenso reicht bis Brixen die wälsche Physiognomie der Landschaft — die Ortsnamen sind meistens rhätisch oder romanisch und klingen fremd und seltsam. Hier zum Beispiel treffen wir, am Eisack lustwandelnd, auf Clerant, Pallaus, Sarns, Albeins, Tschötsch; im Pusterthale hören wir dagegen unsere wohlbekannten: Mühlbach, Bruneck, Niederndorf, Abfaltersbach u. s. w. Diese wälsche Physiognomie ist aber schon mit den Römern um Christi Geburt hereingekommen, als sie Rhätien eroberten, und dauert also jetzt über achtzehnhundert Jahre. Eine Physiognomie, die schon über achtzehnhundert Jahre dauert, muß aber immerhin starke Spuren des Alters aufweisen.

So ist denn auch das Aussehen der Dörfer, Höfe, Häuser und Kirchen am Eisack wie an der Etsch meist ganz vorzeitlich, oft ruinenhaft und verlottert — aber immer interessant. Das überwiegende Gepräge ist eine malerische Verfallenheit. Wir sehen allenthalben Menschenwerke, die uns so ehrwürdig, aber auch so müde und altersschwach anschauen, als sehnten sie sich, wenn nicht nach dem Tode, doch nach einer Auferstehung.

Ganz anders das Pusterthal. In diesem haben zwar einst die Römer auch gehaust, Straßen angelegt und die stolze Stadt Aguntum bewohnt, allein am Anfange des siebenten Jahrhunderts, als sich die Bajuvaren da festzusetzen begannen, brachen auch die kärntnischen Slaven herein und stifteten eine große Verwüstung an. Aguntum wurde zerstört und der Bayernherzog Garibald in einer großen Schlacht geschlagen. Doch gelang es den Bajuvaren, die wendischen Eroberer nach mörderischen Kämpfen wieder endgiltig hinauszuhauen. Was herinnen blieb — bis zum Amraserbach reichte damals ihre Nation — wurde bekehrt und germanisirt.

Aus dieser Bluttaufe ging das Pusterthal gleichsam wieder als eine Jungfrau hervor, als ein verwüstetes, unbewohntes, neu zu besiedelndes Land. Das Jahr 770 ist sozusagen der Anfang seiner zweiten Cultur. Damals kam Herzog Tassilo von einer Romfahrt zurück, hielt zu Bozen einen Rasttag und stiftete da auf der Stelle, wo einst Aguntum gestanden, das Kloster Innichen, „um das ungläubige Geschlecht der Slaven auf den Weg der Wahrheit zu führen.“ Dabei sagt er, es sei bekannt, daß die Gegend von alten Zeiten her öde und unbewohnt gewesen. In dieser Annahme täuschte sich zwar der Herzog, aber aus seinen Worten läßt sich jedenfalls entnehmen, daß sie zu seiner Zeit ganz wüst und leer war. Von da an begann nun die bayerische Einwanderung mit Schwert, Pflug und Heugabel. Die

Physiognomie des Pusterthals ist also etwa um acht Jahrhunderte jünger, als die der Thäler am Eisack und an der Etsch, aber diese achthundert Jahre bewirkten einen Unterschied, der jetzt noch auffällt. Dort die Architektur, wie gesagt, meist alt, wettergebräunt und düster, hier alles jung, heiter und lachend, die Häuser meist hoch und stattlich, sauber gehalten, mit großen, glänzenden Fenstern, so daß die Dörfer an der Straße ein sehr gesundes und wohlgenährtes Aussehen zeigen. Es fehlt zwar keineswegs an Alterthümern, aber das durchgehende Gepräge ist so frisch und flott, als wäre die bajuvarische Colonie erst vor wenigen Jahren eingezogen. Ja, es will mich bedünken, als habe sich hier das bayerische Blut noch reiner erhalten, als selbst im Unterinnthale, als seien die Pusterthaler — weiß nicht, ob es eine Schmeichelei ist — die reinsten Bajuvaren in Tirol.

Wer sich auf dem Wege nach Mühlbach einmal umwendet, sieht im Hintergrunde eine gewaltge Bergveste, lange Reihen von weißen Mauern, über welche ein mächtiges Gebäude aufragt. Das ist die Burg Rodeneck. In uralten Zeiten von eigenen Herren gegründet und behaust, fiel sie später an die Landesfürsten und wurde von Kaiser Max I. dem Ritter Veit von Wolkenstein als Belohnung für geleistete Kriegsdienste verliehen. Nicht lange danach theilte sich das Geschlecht der Wolkensteiner in zwei Aeste, in den der Rodenecker und den der Trostburger. Bei ersteren ist das Schloß geblieben bis auf den heutigen Tag. Jetzt liegt es verlassen und öde in tiefer Trübsal, aber es hat schon schöne Tage gesehen. Christoph von Wolkenstein sammelte nach dem Vorbilde seines Herrn, des Erzherzogs Ferdinand, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts auch auf Rodeneck ein Museum nach Art der Ambraser Sammlung, zunächst eine kostbare Rüstkammer, dann auch Bücher,

Münzen, Antiken, Porträte und andere werthvolle Sachen.

Damals zogen diese Seltenheiten viele Besucher heran. Eine Erztafel im Hofe verewigt, daß einst Erzherzog Karl, der Bischof von Brixen, eine andere, daß Erzherzog Leopold, Graf von Tirol und seine Gemahlin Claudia von Medicis hier eingekehrt. Später wurden die Schätze leider alle zerstreut, verkauft, geplündert, zerstört. Jetzt fällt die ungeheure Burg, still und unbeachtet, langsam aber sicher zusammen. Als ich sie vor Jahren einmal im Innern zu besehen trachtete, über die Zugbrücke gegangen war und an die Pforte klopfte, wollte sich lange kein sterbliches Wesen zeigen. Endlich, nachdem ich wiederholt gepocht, erschien eine Dirne, stieß den Riegel auf und verschwand mit den kreischenden Worten: „Ich bin so viel verzagt!“ Sie schien des menschlichen Umganges ganz entwöhnt zu sein und ließ sich nicht mehr sehen. Hierauf trat aus einer Thüre eine ältliche Wittwe, die schon mehr unter die Leute gekommen war und meinen Anblick ertragen konnte. Sie führte mich in den öden Räumen bereitwillig herum. Sie und die Dirne und ein Mädchen waren damals die einzigen Bewohner der Burg, wo einst so viel Pracht und Herrlichkeit gewaltet. Ich glaube auch nicht, daß sich seit damals die Bevölkerung erheblich vermehrt hat. Einige Porträte der Wolkensteiner hängen noch in den verfallenden Sälen, deren Fenster eine wundervolle Aussicht bieten. Die Gegend umher ist fruchtbar und das Volk nennt sie deßwegen den goldenen Berg.

Wir nähern uns dem Flecken Mühlbach. Er liegt als ein ansehnlicher weißer Häuserhaufen oberhalb der Rienz, dem Thalstrome der Pusterer, und wird von einem andern Wildbach, der aus dem Valserthale kommt, durchschnitten. An letzterem bietet sich eine ungemein malerische Schau. Die Häuser stecken da alle ihre

Hintertheile traulich zusammen und zeigen sich so unbefangen, als wenn sie gar niemand beobachten könnte. Düngerhaufen, Laubengänge, Treppen, Vorbauten, Erker, Dachrinnen, Vogelnester, Blumentöpfe, trocknende Wäsche, andere unnennbare Anstalten, und unten die zerissenen buschigen Ufer des Baches bilden zusammen einen bunten Wirrwarr von Farben und Linien, der zum heitersten Gemälde Anlaß geben könnte. Da wir schon Intérieurs haben, sollten wir von unsrer Kunst nicht auch Postérieurs oder Derrières erhoffen dürfen?

Herrn Stegers Gasthof zu Mühlbach ist das erste, aber glänzende Wahrzeichen pusterthalerischer Herrlichkeit. Wer da vom Süden kommt und sich an die dortigen Wirthshäuser mit ihrem romanischen Schmutz und Dunkel erinnert, der freut sich umsomehr über diese teutonische Pracht. Hier ist alles stattlich, reinlich, hell und groß. Man fühlt deutlich, daß diese Landschaft eine andere Geschichte hat und von einem anders gemischten Stamme bewohnt wird, als die Thäler am Eisack und an der Etsch.

Um Mühlbach herum sind noch die letzten spärlichen Weinberge zu sehen. Aber die Pustererlüfte sind ihnen nicht günstig und sie werden wohl auch in nicht zu langer Zeit verschwinden.

Der Wagen rollt fort. Zunächst erscheint die Mühlbacher Klause, ein Festungswerk aus früheren Tagen, das der lebenslustige Herzog Sigmund oft besuchte, um der Jagd da obzuliegen — jetzt nur noch ein hohes, zerschossenes Mauerwerk ohne Dach, an den Ecken mit Thürmen bewehrt; deren höchsten aber die Eisenbahn fortgenommen. Ursprünglich war die Klause eine Landmark. Die Grafen Meinhard und Albrecht von Görz, welche Tirol und die görzischen Lande gemeinschaftlich besaßen, theilten nämlich im Jahre 1271 in der Art, daß ersteres dem Grafen Meinhard, letztere seinem Bruder

Albrecht zufielen. Dieser erhielt aber auch das Pusterthal zu seinem Theil und die Klause war die Grenze zwischen Tirol und Görz. So blieb es bis zum Jahre 1500, als Leonhard, der letzte Görzer, starb und Kaiser Max als dessen Erbe das schöne Pusterthal mit Tirol vereinigte. Die Mühlbacher Klause wurde aber doch in wehrhaftem Stande erhalten bis in den November 1809, wo sie die Franzosen in Brand steckten, da Peter Maier, der Wirth von der Mahr, mit den Tirolern sie gegen den General Rusca mit seinen dalmatinischen Schlachthaufen nicht hatte halten können. Auch im Jahre 1813 wurde noch blutig um sie gekämpft. Später verkaufte die Regierung die Ruine an Privatleute. Es kann kaum überraschen, daß es in diesen unheimlichen Mauern bei Nacht nicht recht geheuer ist. Auch sind schon ganz verlässige Personen, welche nach Gebetläuten durchgingen, von wehenden Lichtern gespenstisch verfolgt worden. Einmal kam es vor, daß ein Wirth, der in einem Wäglein durchfuhr, eine schier unendliche Herde von Schafen passiren mußte, von welcher anderen Tages in gesammter Gegend niemand etwas wissen wollte u. dgl.

Da wir oben von der Eisenbahn gesprochen, so sei noch kurz erwähnt, daß jetzt auf der ganzen Strecke von der Franzensveste bis Lienz die Thalsohle in voller Auflösung ist. Hier werden Berge abgegraben, dort Höhen aufgeschüttet, alte Häuser niedergerissen, neue aufgebaut, alte Felsen zerbröckelt und neue zusammengesetzt, Bäche abgeleitet oder in steinerne Betten gefaßt, überhaupt alle die wunderbaren Arbeiten unternommen und durchgeführt, welche die Herstellung einer Alpenbahn erfordert. Die Bauleute sind meistens Wälsche, aus dem italienischen Tirol und aus Friaul, jetzt über 9000 Mann. Sie nähren sich äußerst genügsam von Plente und schlechtem Käse, führen sich sehr ordentlich auf und schicken alle Wochen ihre Ersparnisse nach Hause —

Charakterzüge, die man den deutschen „Eisenbahnern" selten nachrühmen hört. Es ist da plötzlich eine neue Völkerwanderung hereingebrochen und mit ihr ein Italianismus, der allerdings schnell vorübergehen wird, aber im Augenblicke sehr mächtig auftritt. Viele Pusterer Wirthe haben ihm zuliebe ihre Schilde verdoppelt und führen jetzt neben dem deutschen auch einen wälschen. Vendita di vino, vendita di carne liest man allenthalben. Der „blaue Bock" in Dietenheim heißt jetzt nebenbei auch al becco turchino. Am Abend, wenn man durch die Dörfer geht, in welchen die Leute von des Tages Mühen ausruhen, hört man überall italienisch sprechen, singen, johlen.

Der Wagen rollt weiter und weiter. Wir fahren durch das Dorf Untervintl, das von Sommergästen gerne besucht wird, durch das uralte St. Sigmund mit seiner schönen gothischen Kirche und sehen dann jenseits des Baches Ehrenburg liegen, ein stolzes Schloß, welches der Ursitz der Grafen von Künigl ist. Dort wäre mancherlei Merkwürdiges zu betrachten, allein jetzt haben wir keine Zeit, uns ins Alterthum zu verlieren, und so fahren wir dahin und kommen an einen hohen, schroffen Felsenvorsprung, von welchem ein großes, aber trübselig aussehendes Gebäude herunterschaut.

Hier stand einst, sagt man, ein römisches Castell, nach diesem aber eine feste Burg der Gaugrafen von Pusterthal, Suanaburc, die Sühneburg geheißen. Einer derselben, Volkold, der Levit genannt, verwandelte das Schloß seiner Ahnen 1020 in ein Frauenkloster, dem er seine Nichte Wichburg als Aebtissin vorsetzte und seine Güter im Ennebergerthal verlieh. Das Stift befolgte die Regel des heiligen Benedict und nahm nur Töchter des Adels in seine vornehme Gesellschaft auf. Die Frauen hielten gemeinschaftliche Tafel, wohnten aber in abgesonderten Zellen. Aus dem Düster der

früheren Jahrhunderte leuchtet wenig Kunde über die Schicksale des Stiftes herüber, aber von der Zeit an, wo eine Chronik geschrieben werden kann, hat es nur eine Chronique scandaleuse.

Schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wagte es eine Aebtissin, sich und ihre Frauen mit weltlichen Dienern zu umgeben, was bald die unheilige Folge hatte, daß einer der Getreuen mit einer hochadeligen Nonne durchging und diese heirathete. Der Bischof verhängte den Bann und gedachte das Kloster zu reformiren, allein die schönen Frauen von Sonnenburg protestirten und behaupteten, sie hätten gar keine Anlage zu einem tugendhaften Lebenswandel. Dreißig Jahre später wollte der Cardinal Nikolaus von Cusa, damals Bischof zu Brixen, abermals einige Zucht einführen, aber die fröhlichen Damen wendeten sich an den Erzherzog Sigmund von Tirol, der eigentlich nicht ihr Landesherr war, da das Kloster damals noch auf görzischem Boden stand, und baten ihn dringend, sie in ihren Freiheiten zu schützen. Nichtsdestoweniger trachtete der Cardinal, sein Vorhaben durchzusetzen, aber unter allen Nonnen war nur eine, welche sich seinem Heilverfahren unterziehen wollte. Uebrigens fanden sich damals allerdings sehr erhebliche Gebrechen im klösterlichen Leben; die Frauen gingen gern auf weltliche Reisen, auf Hochzeiten und in Bäder, ja die Aebtissin Verena von Stuben hatte sich aus ihren Vettern und deren jungen Freunden einen ganzen, vielleicht paphischen Hofstaat gebildet. Der Cardinal belegte die hohe Frau nunmehr mit dem Banne und dehnte diesen, als die Nonnen nicht von ihr lassen wollten, auf das ganze Stift aus. So kam es endlich dahin, daß die Aebtissin Verena aus dem Kloster treten und ihre Nachfolgerin dem Bischof Gehorsam angeloben mußte. Auch in späteren Zeiten fehlte es nicht an Hader, Zwist und

Streitigkeiten mit dem bischöflichen Stuhl, die wir aber auf sich beruhen lassen wollen.

Josef II. hat das Kloster 1785 aufgehoben und Gebäude wie Kirche an weltliche Leute verkaufen lassen. Ueber jene wie diese ist ein grausiger Verfall hereingebrochen. In den berstenden Mauern, die einst so viele „hellenische Lebensherrlichkeit" gesehen, hausen jetzt arme Leute, die anderswo keine Unterkunft finden können. „Unter dem Schutte," sagt Tinkhauser, „klaffen wie Höllenschlünde die schwarzen Kellergewölbe und schaurig drohen die zerrissenen Mauerzähne vom hohen Felsen in das Thal herunter zur warnenden Erinnerung, daß die von Gott gesetzte Gewalt der Bischöfe sich nicht ungestraft verhöhnen lasse."

Wenn wir um den Felsenvorsprung herumgebogen, sehen wir in schöner, offener Gegend den Marktflecken St. Lorenzen vor uns liegen. Hier soll einst die Römerstation Litamum gestanden sein; die schwere, dumpfe Pfarrkirche ist nach der Volksmeinung auch ein römischer Bau. In früheren Zeiten, lang ehe Bruneck erstand, scheint St. Lorenzen viel mehr bedeutet zu haben, als jetzt. Seine Pfarrer wenigstens waren Archidiakone und Decane von ganz Pusterthal. Selbst die Stadt Bruneck löste sich erst 1609 von dem St. Lorenzer Sprengel ab, um einen eigenen Pfarrer zu erhalten. Aus der Geschichte des Ortes mag nur erwähnt werden, daß er im sechzehnten Jahrhundert ein Sitz der ärgerlichsten Ketzerei gewesen, indem sich dort die Secte der Wiedertäufer aufthat und nur langsam wieder verschwand.

Bald darnach erreichten wir bei einbrechender Dämmerung das freundliche Bruneck, wo ich auf der Post meine Herberge nahm.

Ich gestehe, daß mir das Pusterthal, das ich in den nächsten Tagen bis Innichen verfolgte, eigentlich abwechselnder und reizender vorkam, als selbst das Unter-

innthal. Während dieses meilenweit in einer geraden Rinne hinzieht, so daß der Fußreisende, wenn es überhaupt noch deren gibt, schon am frühen Morgen das Endziel seines Tagwerkes vor Augen hat, so wendet und dreht sich das Pusterthal fast jede halbe Stunde, die Landschaft öffnet sich und schließt sich wieder, eine neue tritt an die Stelle der alten und die Bilder ziehen daher in unaufhörlichem Wandel vorüber. Ein besonderer Reiz sind auch die mancherlei Nebenthäler, die sich mit breiter Mündung ins Hauptthal öffnen und mit ihren Häusern, Kirchen und Schlössern sich bis ins Hochgebirge hinein verfolgen lassen. Dazu kommen dann die vielen hübschen Dörfer und Flecken, die mancherlei Burgen, theils erhalten, theils verfallen, und als glänzendes Mittelstück die prangende Stadt Bruneck in ihrer großartigen Landschaft.

III.

Bruneck.

1870.

Bruneck, die Hauptstadt des Pusterthales, ist ganz und gar, was man in Tirol ein feines Oertel nennt, eine nette, reinliche, wenn auch kleine Stadt, bewohnt von liebenswürdigen, frohsinnigen Leuten. Sie liegt überdieß in einer sehr schönen Gegend. Hier mündet nämlich das breite Tauferer Thal in das Thal der Rienz ein und es entsteht daher eine geräumige Fläche, in welcher viele kleine Dörfer, wohlerhaltene und verfallene Burgen das Auge erfreuen.

Die Stadt legt sich wie ein Halbmond um einen Felsen, auf welchem das alte Schloß steht, einst die Sommerresidenz der Bischöfe von Brixen, jetzt der Sitz des Gerichtes und der Frohnfeste, zuweilen auch ein Aufenthalt der Kaiserjäger. Die pusterthalische Landstraße, welche von Brixen nach Klagenfurt geht, zieht außen vor den Thoren entlang und wird da von hübschen Häusern eingefaßt. So bildet sich ein ansehnlicher Platz, ebenso geeignet für Musterungen, Aufzüge, Festlichkeiten, als für Wochen- und pusterthalische Viehmärkte. Der Landeshauptmann von Grebmer ist auch Postmeister zu Bruneck und besitzt da auf dem eben beschriebenen Platze

einen neuerbauten stattlichen Gasthof, der vom reisenden Volke gerne besucht und nie unzufrieden verlassen wird.

Unser Lieben Frauen Kirche stand schon lange, ehe zu Bruneck eine Pfarre errichtet wurde, da die Stadt, wie bereits erzählt, in älteren Zeiten dem Pfarrer von St. Lorenzen untergeben war. An der Stelle der alten Kirche erhob sich vor achtzig Jahren eine neue, die aber im März 1850 vom Blitz getroffen und von den Flammen verzehrt wurde. Nun beschlossen die Brunecker eine Pfarrkirche im romanischen Style zu bauen nach der Art der Ludwigskirche in München und das Innere mit schönen Bildern auszuzieren. Hermann Baron von Bergmann, Ministerialarchitekt zu Wien, entwarf den Plan und leitete den Bau. Franz Hellweger fertigte die vier Altarblätter, Georg Mader führte die Fresken aus. Das Ganze ist vortrefflich gelungen. Es herrscht eine heitere Pracht in den lichtreichen Räumen und die Altarblätter, die Fresken, das Gold und der graue Marmor der Wände spielen wundervoll zusammen.

Franz Hellweger, der Maler der Altarbilder, ist übrigens ein Pusterthaler, und im Jahre 1812 zu St. Lorenzen geboren. Da sein Vater, ein Krämer daselbst, schon früh gestorben war, stand er unter Leitung der Mutter, welche ihn auf sein dringendes Begehren einem ländlichen Maler im Tauferer Thale als Lehrling übergab, hoffend, er werde es in diesem gewagten Berufe doch wenigstens so weit bringen, daß er als bescheidener „Tuifelemaler“ mit Todtenkreuzen und Bildstöckeln sein ehrliches Brod verdienen könne. Der junge Anfänger zog jedoch um diese Zeit die Aufmerksamkeit des Herrn Johann von Vintler zu Bruneck auf sich, welcher ihm als Kunstkenner gute Lehren und als Besitzer einer Bildersammlung Gelegenheit gab, den Geschmack zu veredeln und die Meister zu studieren. Als Hellweger

zwanzig Jahre alt geworden, ließ ihn die Mutter endlich nach München ziehen, wo er sich rasch ausbildete und Werthschätzung fand. Er malte drei Jahre mit Cornelius in der Ludwigskirche, hierauf im Dom zu Köln und zu Speier. Später nahm er seinen Sitz zu Innsbruck, wo er jetzt noch als christlicher Maler in großem Ansehen lebt und bei der andächtigen Stimmung seiner Landsleute mit ehrenvollen Aufträgen förmlich überschüttet wird. (†)

Georg Mader ist eines Müllers Sohn von Steinach im Wippthale und in den zwanziger Jahren geboren. Auch er hatte den Vater früh verloren und mit der guten Mutter wegen der Berufswahl heiße Kämpfe zu bestehen. Nachdem er zu Innsbruck einige Zeit lang zeichnen gelernt, kündigte ihm jene die Mittel zur weiteren Ausbildung, so daß er als ehrsamer Müllersbursche nach Oesterreich und Ungarn wanderte. Allein er fand keinen Gefallen an diesem nahrhaften Gewerbe, kehrte wieder in die Heimath zurück und bestürmte die Mutter so lange, bis sie nachgab und ihm nach München zu gehen erlaubte. Dort wurde er ein Schüler Schraudolphs, mit dem er später im Dom zu Speier malte. Die Arbeit an der Pfarrkirche zu Bruneck begann 1858 und dauerte acht Jahre. Nach ihrer Vollendung verliehen die Brunecker dem Meister das Ehrenbürgerrecht. Seitdem malt er die Kirche in Steinach, seinem Geburtsort, aus, eine Aufgabe, mit der er in diesem Sommer fertig zu werden hofft. Den letzten Winter brachte er in München zu, wo er mir dieses und anderes aus seinem Leben erzählte. (†)

Von den andern Merkwürdigkeiten dieser Stadt wollen wir keine nennen, als die Bildersammlung der Herren von Vintler, die einem der ältesten Geschlechter des Landes entsprossen sind und die Fremden mit tirolischer Zuvorkommenheit aufnehmen. Man sieht da manches gute

Stück, aus alter wie aus neuer Zeit. Zumal wird jeder mit Freuden das Conterfei des Herrn Georg von Freundsberg betrachten, des tapfern Feldobristen, der mit seinen tirolischen Landsknechten auf so vielen Schlachtfeldern gewesen und so viel Ruhm und Ehre erlebt. Auch besitzen die Herren von Vintler eine alte Reimchronik, die mit Erschaffung der Welt beginnt und bis auf Kaiser Friedrich den Zweiten fortläuft. Sie ist laut der Nachschrift gefertigt von Heinz Sentlinger von München, an der Etsch auf dem Rungelstein bei seinem Herrn, Niclas dem Vintler, und vollendet in dem Monat Junius am dreizehnten Tag des Jahres 1394. Es ist ein sehr gut erhaltener, sehr lesbarer, schön geschriebener, pergamentner Codex in Großfolio. Die Handschrift blieb seit Herrn Niclas des Vintlers Zeiten immer in den Händen seiner Familie. Dieser Herr Nicolaus aber ist derselbe, welcher die Malereien in dem Schlosse Rungelstein bei Bozen herstellen ließ, ein kunstsinniger und mit den Wissenschaften vertrauter Edelmann.

Das Brunecker Schloß mit gelblichen Mauern, rothen Dächern und ragendem Thurme sitzt wie ein zierliches Krönlein auf dem Hügel, der gleich hinter der Stadt ersteht. Der Gang hinauf ist ein angenehmer Lustpfad und oben überrascht eine prachtvolle Aussicht. Wer den Schloßthurm besteigt, kann unterwegs in der Wohnung des Gerichtsdieners das lebensgroße Oelbild einer Bauersfrau betrachten, die zu ihrer Zeit im Pusterthale einen großen Namen hatte. Es ist ein rüstiges, tiefgebräuntes Weibsbild mit der Büchse auf der Schulter und dem Bandelier, an welchem die Pulverfläschchen hängen, also eine Kriegerin. Nach der Sage soll dieselbe in den neunziger Jahren mit dem Tauferer Landsturm gegen die Franzosen ausgezogen sein. Zuerst von den Auszüglern zurückgewiesen, sei sie endlich als Waffenbruder aufgenommen worden, aber erst nachdem sie den

stärksten Mann der Fahne niedergerungen. Kleidung, Bewaffnung und Malerei sind indessen älter als ein Jahrhundert und lassen jene Zeitangabe gewiß als irrig erscheinen. Es ist daher wahrscheinlicher, daß die wilde Männin ihren Kriegszug im „bayerischen Rummel“ (1703) unternommen habe.

Ferner hängen in derselben Stube etliche Tafeln, welche die europäischen Trachten in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts darstellen. Sie sind aus der Versteigerung eines Herrn von Söll erworben worden und geben, obwohl die Malerei sehr kunstlos, als Modejournal der damaligen Zeit viel anschauliche Belehrung.

Lange nachdem in dieser Gegend Kehlburg, Lamprechtsburg, Michaelsburg und Sonnenburg gegründet waren, erbaute Bischof Bruno von Brixen um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das Schloß und die Stadt Bruneck. Die Bischöfe besaßen im Umkreise viele Güter und mochten daher gerne eine verlässige Veste haben zu eigenem Aufenthalte. Den Cardinal von Cusa konnten ihre Mauern aber gleichwohl nicht schützen. Als das Kriegsvolk Herzog Sigmunds, mit dem er zerfallen war, am Morgen des Ostertages 1460 das Schloß erstürmt hatte, mußte er vielmehr als Gefangener einen Vergleich eingehen, was der Anfang neuer Zwiste war. Ein anderer Kirchenfürst von Brixen flüchtete sich 1525 hieher, als das Bisthum wegen des Bauernaufstandes in der ärgsten Verwirrung lag. Auch Kaiser Karl dem Fünften bot das Schloß die erste sichere Ruhestätte, als er vor Herzog Moriz von Sachsen aus Innsbruck entflohen und gichtkrank in einer Sänfte über den Brenner gekommen war. Was die neuere Zeit betrifft, so ist die Stadt im Jahre 1809 von vielen Nöthen bedrängt worden, deren ausführliche Erzählung bei Staffler zu finden.

Bruneck, das heitere Städtchen, zählt einen bedeutenden Beamtenstand, viele gebildete Herren, Frauen und

Fräulein. Man lebt sehr gesellig zusammen und es fehlt nicht an gemeinschaftlichen Spaziergängen, an Abendunterhaltungen mit Gesang, Declamation und Tanz.

Im Jahre 1843, wo ich mich einige Tage hier aufhielt, befand sich da auch Hermann von Gilm, ein junger Poet, dessen Gedichte zwar nur handschriftlich umliefen, aber im Lande schon großes Aufsehen erregten. Hermann von Gilm war damals einunddreißig Jahre alt, eine hohe schlanke Gestalt, mit langem schmalem Gesichte, rabenschwarzen, lockigen Haaren und lodernden Augen — im Ganzen eine Erscheinung, die mehr an Italien erinnerte, als an Deutschland. Er wurde am 1. November 1812 zu Innsbruck, wo sein Vater Appelationsrath war, geboren, studirte später die Rechtsgelehrtheit und ging in den Staatsdienst. So lebte er einige Zeit zu Bruneck, dann zu Roveredo, von 1847—1854 zu Wien, hierauf als Statthaltereisecretär in Linz, wo er am letzten Mai 1864 in den Armen seiner jugendlichen Gattin starb. Seitdem ist zu Innsbruck an dem Hause, in welchem der Dichter das Licht der Welt erblickte, dessen Büste feierlich aufgestellt worden.

Die vormärzlichen Zeiten lagerten schwer und trübe über dem Land Tirol. Die Zillerthaler waren vertrieben, die Jesuiten berufen worden — das waren die wichtigsten Begebenheiten, die sich seit den Befreiungskriegen ereignet hatten. „Es war," sagt A. von Schullern in einem Vortrage, den er über den dahingegangenen Dichter zu Innsbruck hielt, „es war eine unheimliche Oede und Stille im Lande, kein geistiger Lufthauch regte sich, tiefe Nacht hatte sich über die Thäler gelagert, und kein Morgenstrahl entlockte den Memnonssäulen unserer Alpen einen Klang. Da, auf einmal, wie in schwüler Sommernacht aus dunkelm Busche hallten laut und keck freie, entzückende Töne durch die Berge, Töne, bald süß und lockend wie Nachtigallenflöten, bald schmet-

ternd und zürnend wie Fanfaren zur Schlacht. Das klagte so rührend über die schöne Heimath, deren Blüthen umsonst zum Lichte ringen, deren Lieder verstummt, deren Söhne vertrieben sind, das rief so muthig, das blitzte so freudig, Lied auf Lied, jedes ein funkelnd Schwert!"

Diese Nachtigall war Hermann von Gilm. Die herrlichen Lieder, die er im Vormärz sang, würden, wenn sie damals durch Deutschland gegangen wären, wohl allenthalben Bewunderung erregt haben. Er fuhr auch fort zu singen, als der Tag der Freiheit über Oesterreich angebrochen, aber er zögerte von Jahr zu Jahr, seine Gedichte herauszugeben. Nach seinem Tode erst unternahm es die Familie, eine Auswahl zu veröffentlichen. Doch sind die Tiroler mit dieser Ausgabe nicht recht zufrieden und behaupten, es seien manche Gedichte, die das Licht des Tages keineswegs zu scheuen hätten, seinen Verehrern vorenthalten worden.

In derselben Zeit lebte zu Bruneck Herr Theodor Ritter von Kern, der als Hauptmann über den Kreis Pusterthal und am Eisack gesetzt war. Eines Tages, als die Herren beim Abendtrunk saßen, hatte ich als unbekannter Wanderer auch meinen Stuhl am Tische, wurde von dem Haupt der Landschaft freundlich angesprochen und bald auch in den näheren Umgang aufgenommen. Später, als Herr von Kern nach Innsbruck versetzt worden, kamen wir auch da wieder zusammen. Er war ein hochgebildeter, geistreicher, freisinniger und dabei schwäbisch gemüthlicher Mann, der eine höchst anziehende Unterhaltung zu führen wußte. Ich bin immer sein Verehrer gewesen und wünsche auch jetzt noch als solcher betrachtet zu werden.

Geboren war der Edle 1786 zu Pfullendorf in Oberschwaben, erzogen zu Haslach im Schwarzwald und zu Kempten im Allgäu. Als er die Hochschule zu Freiburg überstanden hatte, begab er sich nach Wien und

wurde dann nach dem Heimfalle Tirols als Gubernial-secretär zu Innsbruck angestellt. Doch erschien er bald höherer Würden werth. Schon im Jahre 1821 wurde er zum Kreishauptmann im Pusterthale und am Eisack ernannt — eine Stelle, die er bis zum Jahre 1843 rühmlich verwaltete. Seine Verdienste um diese Landschaft sind jetzt noch unvergessen. Er half den Armen, baute Straßen und Wege, errichtete Schulen, wies der verwüstenden Drau ein festes Bette an und führte noch viele andere löbliche Einrichtungen durch. Bruneck, das feine Oertel, hat sich unter seinem Einflusse verjüngt. Ihm verdankt es seine heitere Außenseite, den schönen Platz vor den Thoren, wo ehemals der Stadtgraben lief, die stattliche Promenade und die schattigen Baumpflanzungen. — Als er das schöne Pusterthal unter allseitiger Anerkennung verlassen, lebte er noch sechzehn Jahre zu Innsbruck, zuerst bei der höchsten Landesstelle beschäftigt, dann im Ruhestande und starb daselbst den 14. Februar 1859, vom ganzen Lande tief betrauert.

Der Nachfolger des Ritters von Kern als Kreishauptmann zu Bruneck war der Gubernialrath Dr. Johann Jakob Staffler, derselbe fleißige Sammler und Schilderer, welcher in den Jahren 1839 bis 1846 jenes statistisch-topographische Werk über Tirol und Vorarlberg herausgab, welches wir so oft als unsere Quelle anführen. Man dürfte die Tiroler fast beneiden, daß sie eine so treffliche Darstellung ihrer Heimath besitzen. Auch Gubernialrath Staffler war ein bescheidener, gefälliger Mann, umgänglich und offen, wie es tirolische Geschäftsmänner meistens sind. Er trat später zu Innsbruck in den Ruhestand und starb daselbst am 6. December 1868 im fünfundachtzigsten Jahre seines Alters.

Wer im Sommer zu Bruneck lebt, dem ist zu Ausflügen nach allen Seiten Gelegenheit gegeben. Gerade am Eingang des Tauferer Thales liegt in einem Viereck

eine Tetrapolis von hübschen Dörfern, Stegen, St. Georgen, Aufhofen und Dietenheim. Alle vier sind sehr alt und jedes hat seine historischen Merkwürdigkeiten. In Stegen war es zum Beispiele, und zwar am 8. Juni 1027, daß Kaiser Konrad II., der dort, aus Italien heimkehrend, ein Lager geschlagen, dem Bischof Hartmann von Brixen alles Land vom Trientner Bisthum bis ins Innthal mit herzoglichen Rechten verlieh, womit er Brixens Größe für ewige Zeiten zu sichern schien. Aber diese Gebiete gingen fast alle wieder an die Landesherren verloren und zuletzt, als der Bischof säcularisirt wurde, war ihm außer Brixen und Klausen nur noch Bruneck, eine kleine Herrschaft in Enneberg und das Fassathal geblieben.

St. Georgen wird schon im neunten, Aufhofen im zehnten Jahrhundert erwähnt. In beiden Orten finden sich alte Ansitze, doch nicht so viele als in dem nachbarlichen Dietenheim, welches deren ein halbes Dutzend zählt. Es war auch schon zweimal ein Regierungssitz, einmal in halbmythischer Zeit, vor mehr als tausend Jahren, als sich der bayerische Herzog Theodo in der Schönhueb, einem alterthümlichen Hause, das noch jetzt gezeigt wird, niedergelassen und das Dorf nach seinem Namen Dietenheim, Theodonis Villa (französisch wäre es Thionville) genannt haben soll und das andere Mal unter der Kaiserin Maria Theresia, welche die Regierung oder das Kreisamt von Pusterthal hieher verlegte. Die alten Schlösser sind jetzt allerdings zum größeren Theil in bäuerische Hände gefallen. Aber des Herrn Landeshauptmanns von Grebmer feiner Ansitz ist noch bei seinem adelichen Hause geblieben und bietet verschiedene altdeutsche Malereien und Familienporträte bis ins sechzehnte Jahrhundert hinauf.

Wie der Name Dietenheim an Herzog Theodo, so mahnt das nahe Tesselberg an die Tassilonen, also beide

an die Agilolfinger, die vorkarolingischen Landesherrn des jetzigen Deutschtirols.

Auch in dem Namen Pfalzen, welcher einem auf naher Berghöhe gelegenen Dörfchen zusteht, ist die Erinnerung an eine uralte Hofburg festgehalten. Die Nähe der slavischen Feinde mag die bedrohten Fürsten oft in das Pusterthal (Vallis Pustrissa) gezogen haben, und die Anmuth dieser Gegend lud vielleicht zu längerem Verweilen ein — daher jene monumentalen Namen.

Da ich nun schon vier Dörfer abgegangen war, so glaubte ich ein Seidel trinken zu dürfen und trat in den blauen Bock, Dietenheims bestes Wirtshaus, das aber, wie schon früher erwähnt, sich jetzt den Wälschen zu Liebe auch die Aufschrift: Al becco turchino beigelegt hat. Im Garten saßen der Curat und ein junger Doctor aus dem Orte. Ich fragte, ob das angenehme Dietenheim auch schon als Sommerfrische benützt werde und erhielt zur Antwort, daß wenigstens eine englische, aus mehreren Damen bestehende Familie sich jetzt da aufhalte.

In Dietenheim steht auch ein großes, nicht eben alterthümliches, aber altmodisches, roth und gelb angestrichenes Haus, beim Maier im Hof genannt. Vor hundert und siebenzig Jahren hat es einer der Herren von Sternbach, die im Tauferer Thale reiche Bergwerke besitzen, von Grund aus neu erbaut und dabei einen prachtvollen Ziergarten mit Springbrunnen angelegt. Jetzt gehört es einem wohlhabenden Landmann, Namens Mutschlechner, dessen Sohn, eben der junge Doctor, der mit dem Curaten im Garten saß, mich verbindlich einlud, den väterlichen Hof einer Betrachtung zu unterziehen. Der prachtvolle Ziergarten und die Springbrunnen sind zwar nicht mehr erhalten, doch finden sich in dem Hause Ansätze zu einem kleinen pusterthalischen Nationalmuseum, alte Trachten, kostbare Brautkleider aus vergangenen Zeiten, die schönen gelben Hüte mit den grünen

Bändern, wie sie früher die Pusterinnen trugen und dergleichen. Im Schranke wird auch einer von jenen Kränzen verwahrt, wie man sie bei der Heimfahrt von der Alm der Maierkuh auf das Haupt setzt, ein sehr zierliches Gerüst von künstlichen Blumen, Blättern und goldenen Schnüren, angeblich achtzig Gulden werth. Es ist bekannt, daß die Kühe um solche Decorationen eben so wie verdiente Männer um ihre Ordenszeichen sich beneiden. Ein riesiger Ofen aus der schönsten Zeit der alten Oefen ziert die Stube. Wie in jedem Ansitz findet sich auch hier eine Hauscapelle. In dieser haben sich vor dem Oratorium der Herrschaft noch zwei hölzerne, künstlich geschnitzte, von Alter gebräunte Gitter erhalten, ein Gegenstand, der schon manchen Sammler angezogen, für den „die Juden" schon fünfhundert baare Gulden geboten haben. Aus solchen spärlichen Resten mag man übrigens entnehmen, welche Menge von werthvollen Sachen in den zahllosen tirolischen Ansitzen, ehe sie in die Hände der Bauern übergingen, vorhanden gewesen. Aber wo sind sie hingekommen?

IV.

Ampezzo.

1870.

Viel Wunders hört man in ganz Tirol von Ampezzo sagen. Nirgend anderswo sollen die höchsten Berge so meisterlos durch einander geworfen, so schauderhaft anzusehen sein. Wen würden solche Schilderungen nicht hinziehen? und wer, der einmal in der Nähe, möchte nicht gerne ein paar Tage opfern, um auch mit vielen anderen sagen zu können: Ich bin dort gewesen und habe selbst gesehen!

Diesem Zuge folgend, fuhren auch wir eines Tages von Bruneck durch die schönen Landschaften des Pusterthals gegen Toblach hinauf.

Auf dem Toblacher Feld am hohen Kreuze zweigt sich von der Pusterthaler Straße jene andere ab, die nach Ampezzo zieht. Der Wagen biegt um die Ecke, fährt gegen Süden, noch eine Viertelstunde und das grüne Pusterthal, das heitere Toblacher Feld ist verschwunden, und wir stehen in einem engen unbewohnten Thale, unten von schwarzen Fichtenwäldern eingesäumt, oben von schauerlichen Dolomitwänden überragt.

Am Anfang dieser Gegend liegt der kleine Toblacher See. An seinen Gestaden stiegen wir aus dem Wagen und begannen den Weg zu Fuß zurückzulegen. Zwei gute Stunden hatten wir zu gehen und fanden auf der langen Strecke kein Dorf, keinen Hof, keine Kirche, sondern nur einmal ein einsames Wegmacherhäuschen. Davor stand in der Dämmerung die Wegmacherin, welche uns bitterlich weinend fragte, ob wir nichts von ihrem Manne wüßten, was ihm wohl passirt sein müsse? Das arme Weib, dem es sonst ganz leidlich ginge, ist nämlich nicht recht bei Troste und obgleich ihr Mann jeden Abend sicher nach Hause kommt, so wartet sie doch den ganzen Tag vor der Thüre auf ihn und klagt jedem Vorübergehenden ihre Angst. Seltsame Begegnung in dieser Wildniß!

Nach zwei langen Stunden also kamen wir bei nächtlicher Weile im Posthause zu Höllenstein an. So wird gewöhnlich geschrieben, besser aber wäre wohl Höhlenstein, da der Name italienisch Landro, will sagen l'antro heißt und von einer nahen Höhle herrührt. Es steht hier ein ansehnliches Gehöfte, links ein geräumiges Gasthaus und ein großes Stallgebäude, rechts eine Capelle und ein stattliches Bräuhaus. Seltsames Phänomen, das Bräuhaus in Höhlenstein! Wenn ich da bedachte, wie draußen im Bayerlande, in den belebtesten Gegenden, das edle Brauwesen, durch den Geschmack der ganzen Nation gehoben und getragen, wie es gleichwohl seine schönsten Tage schon überlebt hat und oft mit lauter Stimme über die schlechten Zeiten klagt, so schien es mir wirklich wie eine Idee der Verzweiflung, hier in den öden Dolomitenwald herein eine Pfanne zu setzen. Aber ich wurde bald belehrt, daß die Unternehmung zu ihrer Zeit eigentlich sehr wohl ausgedacht und ganz an ihrem Platze gewesen. Der Posthalter erzählte nämlich, sein Schwager, der der Gründer, habe ehedem ein vortreff-

liches Geschäft gemacht, habe sein Getränk bis nach Belluno, nach Padua, ja nach Venedig verführt, habe viel dazu beigetragen, die Wälschen zu deutscher Sitte heranzuziehen und die Annäherung beider Nationen zu vermitteln. Nicht die Lage sei dem Glück des Hauses entgegengestanden, sondern der Verlust Venetiens habe seinen Untergang herbeigeführt. Jetzt nämlich erheben die Italiener, sagte der Wirth, so schwere Zölle und Accise von dem edlen Getränke, welches der König von Flandern erfunden, daß es im Paduslande nicht mehr aufkommen kann. In der That steht jetzt die Brauerei mit verschlossenen Fensterläden, wie ein hohes Trauerhaus, in stillem Schmerze da.

Die Aufnahme in der Post zu Höllenstein — jetzt schreib' ich wieder lieber so, weil es poetischer ist, sich schon bei lebendigem Leibe gleichsam in der Hölle zu wissen, mit der angenehmen Hoffnung, unversehrt wieder herauszukommen — diese Aufnahme war also so artig und liebenswürdig, wie man sie nur immer wünschen konnte, nur daß die Thüren eben mit Oelfarbe angestrichen und daß wir ohne Verzug voll gelber Flecken waren. Ich hielt es lange für eine landesübliche Naivetät, daß die tirolischen Wirthinnen ihre Gasthäuser am liebsten anstreichen und ausweißen lassen, wenn der Zug der Reisenden am lebhaftesten ist. Auch in Rattenberg kam es einmal vor, daß das Bräuhaus, in welchem ich wohnte, plötzlich unter Quarantäne gesetzt nnd für jeden gebildeten Wanderer unzugänglich wurde. Eines schönen Morgens hatten sich nämlich etliche Maurer breit gemacht, überall herum Farben, Mörtel und Kalk gespritzt und eine wahre Schweinewirtschaft etablirt. „Ja, was ist denn das?" sagte ich bei Ansicht dieser Gräuel zur Frau Bräuerin, „jetzt um Barthelmä, wo die Reisenden schaarenweise daher trollen, jetzt ziehen Sie Ihr Haus aus dem menschlichen Verkehr und übergeben es diesen

Scheusalen?" — „Ach leider," sagte die Bräuerin, „aber ich kann nicht anders. Ich kann nicht weißen lassen, wenn ich will, sondern wenn mir die Maurer kommen. Man hängt ja ganz von ihnen ab und muß Gott danken, wenn sie einem die Ehre schenken. Es ist ein erschrecklicher Menschenmangel im Lande." Dieselbe Entschuldigung ertönte damals auch in Höllenstein — man hört sie allenthalben bei Betrachtung zerbrochener Fensterscheiben und zerknickter Stuhlbeine, deren es im Lande viele Tausende gibt. Man kriegt keine Arbeiter, man kann nichts richten lassen! heißt es überall, südlich und nördlich des Brenners. Nun sollte doch ein National-Oekonom einmal einen Vers darauf machen, warum jährlich so dreißigtausend Tiroler, die zu Hause nichts verdienen können, ins Ausland wandern, während im Inlande wegen Mangels an Händen das Nothwendigste nicht beschafft zu werden vermag. Wenn man übrigens einmal daran ginge, im schönen Etschlande alle zerbrochenen Fensterscheiben, alle zerknickten Stuhlbeine, alle ausgekegelten Thüren, alle zersprungenen Tische u. s. w. wieder in Ordnung zu bringen, so hätten mehrere Glaser- und Schreinervölker auf Jahre hinaus zu thun.

So warm aber die Aufnahme, so kalt war die Stube in der Post zu Höllenstein. Das gesammte Heizungswesen der Deutschtiroler — von den Wälschtirolern ganz zu schweigen — liegt noch in der Kindheit, oder vielmehr: es ist uralt, aber vor Alter wieder kindisch geworden. Da steht noch allenthalben der Ofen aus Kaiser Maximilians Tagen wie eine feste Burg in der Stube — vier Mann können ihn kaum umspannen und keiner reicht mit der Hand an seine Zinnen. Vulcane von solcher Mächtigkeit waren erlaubt, als das Holz noch werthlos; jetzt, da es theuer geworden, verstoßen sie gegen die Vernunft. Mit weniger als einer halben

Klafter sind jene Gebäude überhaupt nicht zu erwärmen, wenn sie aber einmal in Hitze gerathen sind, läßt man sie wochenlang fortbrennen wie die Hochöfen. Eine warme Stube vergönnt man sich also nur im tiefen Winter; in kalten Lenz- und Herbsttagen hüllt man sich lediglich in die eigene Entsagung oder in die Erinnerung an den heißen Sommer ein. Die erlaubte Behaglichkeit, mittels kleiner Oefen sich, so oft es wünschenswerth, auf kurze Zeit das Kämmerlein zu wärmen, diese kennen nur etliche Fortschrittler, Freimaurer und andre problematische Naturen in den größeren Städten. Als vor ein paar Jahren zu Meran einmal im September ganz eisige Winde eintraten und der Thermometer fast auf den Gefrierpunkt fiel und die nordischen Traubengäste ganz „griechenblau“ herumliefen, erschien den Meranern eine Anspielung auf den Ofen gleichwohl als eine Versündigung an ihrem herrlichen Klima und ihren tausendjährigen Ueberlieferungen. „Einheizen thun wir nur im Winter,“ sagten sie, „jetzt ist erst Herbst.“ So wird es auch auf der Post in Höllenstein gehalten, obgleich sie 4500 Fuß über dem Meere liegt und daher die kalte Jahreszeit hier viel früher anfängt als zu Meran. Zudem zählten wir an diesem Tage schon den 19. September.

Abgesehen von den Oelflecken und der Stubenkälte war aber nichts zu tadeln an der einsamen Post zu Höllenstein. Wir wurden sehr gut bewirthet und verbrachten einen angenehmen Abend. Die Posthalterin, rittlings zwischen Deutschland und Italien sitzend, hat beide Länder zur Verfügung und weiß für Küche und Keller aus beiden das Beste herauszuziehen. Der Posthalter ist ein aufgeklärter, gesprächiger Mann, welcher gerne freisinnige Zeitungen liest. Durch die letzten Siege der Deutschen in Frankreich wurde sein Nationalgefühl dermaßen gehoben, daß er die Aufschrift auf seiner

Wirthschaft, welche bis dahin „Posthaus zu Landro" — oder gar: „Albergo di Landro" gelautet hatte, umändern und dafür: „K. K. Post Höhlenstein und Gasthof des J. Bauer" aufmalen ließ. Hr. Bauer ist übrigens aus dem nahen Toblach hiehergezogen; seine Frau ist zu Gratsch geboren, was nicht weit davon liegt.

So einsam die Gegend, so menschenleer der Ort — die gute Einrichtung des Gasthofes, die angenehmen Manieren der Wirthsleute haben doch schon manche schöne Seele hergelockt, welche in der alpenhaften Stille des Gehöftes und seiner großartigen Umgebung für den Abgang ständiger Gesellschaft reiche Entschädigung fand und wochenlang da verweilte. Auch jetzt entdeckten wir wieder zufällig ein solitäres Innsbrucker Fräulein, welches sich anfangs stille am dunkeln Ofen hielt, gleich als wärme dieser auch, ohne geheizt zu sein, dann aber, freundlich eingeladen, an unserem Tische Platz nahm und erzählte, daß es schon ziemliche Zeit hier seiner Sommerfrische obliege und sehr gerne da sei. Sie sprach lieber vom Concil und Heiligen Vater, während der Posthalter lieber von den deutschen Armeen in Frankreich plauderte. Einzelne Sonderlinge haben sich auch schon gefunden, die selbst im Winter hereinkamen, um einige Zeit hier zuzubringen, „in hermetischer Abgeschiedenheit von der Welt," meinte ich. „Ist nicht so hermetisch," sagte der Posthalter. „Im Winter ist viel mehr Leben als im Sommer. Da kommt ein Schlitten nach dem anderen mit Holz und Getreide und anderen Waaren und Leute genug. Da ist oft die ganze Zechstube voll und die Gäste sind immer gut aufgelegt, weil sie viel Geld verdienen."

Im Fremdenbuch zu Höllenstein haben auch die Sommer- und die Wintergäste aus aller Herren Ländern sehr vortheilhaftes Zeugniß ausgestellt, wie gut es ihnen hier gegangen und wie höchlich es ihnen da gefallen.

Am andern Morgen war das Erste, vor die Thüre zu gehen und die Gegend zu betrachten. Diese ist eine flache Alpenwiese, über welche der Monte Cristallo aufragt, ein Berg, der 10,266 Wiener Fuß hoch, von der höchsten Bedeutung und den wundersamsten Formen ist. Gestern Abend sah er so leichenblaß und gespensterhaft aus, daß ich gar nichts von ihm sagen wollte, heute am sonnigen Morgen stieg er vor uns auf, wie eine stundenbreite Flamme, welche zu Stein geworden und über das Thal noch 6000 Fuß emporragt. Unten ein schmaler Saum des dunkeln Waldes, über diesem kein Grashalm mehr. Nur zwei schmale Gletscher haben sich an des Felsen Leib gelegt. Oben züngelt er in hundert Zacken auf, in Zacken, die alle denkbaren Gestalten zeigen, von der breiten Zunge bis zur spitzigen Nadel. Es sind auch Scheeren, Stemmeisen, Beißzangen, „Schwammerlinge" oder Regenschirme, kurz was man will, vertreten. Wie man im Kopf des Hechtes bekanntlich das ganze Leiden Christi, d. h. alle dabei verwendeten Marterwerkzeuge findet, so könnte man sie mit wenig andächtiger Nachhilfe auch am Monte Cristallo aufzeigen. Jetzt trug dieser zudem eine sehr angenehme Farbe — blaßorange, wie ein schön angerauchter Meerschaum. Uebrigens braucht kaum gesagt zu werden, daß auf beiden Seiten des Thales noch dieselben phantastischen Dolomitenreihen stehen, durch die wir des Abends vorher hereingewandert, allein hier sieht man sich wenig nach diesen um, denn der Monte Cristallo schlägt sie alle todt, obwohl die drei Zinnen (le tre cime), welche links neben ihm aufsteigen, auch sehr ansehnliche Berghäupter sind. Sie erheben sich bis zu 9500 Wiener Fuß.

Der Monte Cristallo, so unersteiglich er aussieht, ist in neuester Zeit doch schon dreimal, aber mit großen Fährlichkeiten erklettert worden, von den Wiener Herren

Paul Grohmann und Leopold Wallner und dem englischen Touristen Tuckett. Paul Grohmann war auch der erste, der 1869 die drei Zinnen erstieg.

Beim letzten Abendtrunk hatte uns der Wirth mit besonderer Wärme den Monte Piano zu besteigen empfohlen. Erstens sei leicht hinaufzukommen und oben eine Aussicht, wie nirgends in der Welt. Nickel, der Hausknecht, ein ehrsamer Pusterer, werde uns führen.

Als der Morgen gekommen und der Abschied von den trefflichen Wirthsleuten genommen war, gingen wir mit dem ehrsamen Nickel dahin, zuerst über eine bereifte Wiese, dann einen Bach entlang, zuletzt hinter dem Monte Cristallo hinein und rasch aufwärts. Der Weg wurde aber immer steiler und beschwerlicher, so daß ich endlich meinen Reisegefährten fragte, ob er sich nicht entschließen könnte, diesen rauhen Pfad der Tugend nach dem Monte Piano mit Nikolaus, dem Pusterer, allein zu verfolgen, mich aber auf der breiten Heerstraße des Lasters nach Ampezzo wandeln zu lassen. Er hatte mich schnell verstanden und billigte mein Vorhaben; wir drückten uns die Hände und gaben uns ein Stelldichein auf Nachmittag im schwarzen Adler zu Ampezzo.

Wäre mir damals eingefallen, was ich zu Hause erst in meiner Rhätischen Ethnologie wieder fand, nämlich, daß der Monte Piano schon in Herzog Tassilo's Schenkungsurkunde für Innichen 770 vorkommt, so wäre ich vielleicht als Geschichtsfreund dennoch hinaufgestiegen.

So ging ich aber wieder anf die Ampezzaner Straße herunter und setzte bei schönem Sonnenschein meine Wanderuug fort. In einer kleinen Stunde kam ich nach Schluderbach, dem letzten deutschen Wirthshause, welches nach seinem Gründer, der es 1836 erbaute und mit seinem Hausnamen der Schluderbacher hieß, zum ewigen Andenken so benannt ist. Es ist etwas weniger ansehnlich als jenes zu Höllenstein, strebt aber in rühm-

lichem Wetteifer mit diesem nach der Palme touristischen Lobes. Daß sie ihm nicht entgeht, zeigt auch wieder das Fremdenbuch, in welchem namentlich die Engländer das große Wort führen und ihre ungemischte Zufriedenheit aussprechen. Der Wirth heißt Georg Ploner und ist ein sehr braver Mann. Er findet ein Vergnügen darin, seine Gäste auch auf ihren Bergwanderungen zu begleiten und hat als Führer einen wohlbegründeten Ruf. In Schluderbach hörte ich übrigens sagen, daß der Weg von hier auf den Monte Piano ungleich bequemer sei, als von Höllenstein aus, was vielleicht andere sich zu Nutzen machen können.

Die Ampezzaner Straße, auf der ich mich nun wieder einsam fortbewegte — denn es kam mir kein Fußgänger, kein Reiter und kein Wagen, kein Mensch und kein Vieh entgegen — diese Straße war einst fast ein Weltwunder. Jetzt, da die Ingenieure der Eisenbahnen ganz andere Schwierigkeiten überwunden haben, denkt man allerdings nicht mehr so groß von ihr, wie vor vierzig Jahren.

Bis zum Jahre 1830 gingen nämlich auf der weiten Strecke von Tirolisch-Brixen bis Kärntnisch-Villach nur einige schlechte, im Sommer beschwerliche, im Winter gefährliche Wege nach Friaul und Venedig hinunter. Um jene Zeit aber beschloß die Staatsverwaltung, eine Kunststraße zu bauen vom Toblacher Feld bis gegen Belluno. Einem venetianischen Bau-Adjuncten, Malvolti, wurde das Werk übertragen, einem Bau-Adjuncten, wahrscheinlich mit 1 fl. 45 kr. C. M. für den Tag, während nach jetzigem Glauben eine solche Unternehmung nicht gelingen könne ohne eine Actien-Gesellschaft und zehn Verwaltungsräthe mit je 5000 fl. Ehrensold für's Jahr. Aber damals gelang sie noch und der Bau-Adjunct verrichtete sein Geschäft zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Straße zieht in stattlicher Breite durch das öde Thal, steigt nur selten so, daß es merklich

wird, hat manche örtliche Hindernisse kunstreich überwunden und ist gegen die Wuth der Wildbäche und die Gefahr der Lawinen allenthalben ausgiebig geschützt. Sie ist für diese Gegend ein großer Segen geworden und hat namentlich den Wohlstand von Ampezzo bedeutend gehoben.

Wenn der Forscher die Art und Weise der Menschen kennen lernen will, sie aber unterwegs nicht trifft, so bleibt ihm nichts übrig, als ins Wirthshaus zu gehen. Dort findet er wenigstens den Herrn, die Frau oder die Kellnerin, die ihm einstweilen als Repräsentanten des Volksschlages gelten können. Aus diesem Motive kehrte ich auch, als ich erst eine oder zwei Stunden über Schluderbach hinausgekommen, in dem kümmerlichen Wirthshaus zu Ospedale ein. Es ist das erste wälsche Haus an der Straße. Sein zerlumptes Aussehen gemahnte mich lebhaft, daß ich das moderne flotte Pusterthal hinter mir und das uralte, aber wurmstichige Italien vor mir habe. In seinen Räumen bewegte sich eine junge, fast elegante Dame, die Gemahlin des Hoteliers von Ospedale, durch deren schwarze Haare sich ein messingener Reif zog. Sie sah wirklich etwas distinguirt und vornehm aus, war vielleicht vom seme puramente latino, vielleicht eine Enkelin der römischen Legionen, die einst hier lagerten, vielleicht Italianissima. Jedenfalls schien sie über ihre bescheidene Lage hoch erhaben und ihre niedere Umgebung nicht im mindesten zu beachten, denn Tische, Stühle, Fenster, Boden, Wände, ihre eigenen Kinder — alles war über die Maßen schmutzig. Ich nahm folgerichtig an, daß sich die Padrona auch um Knödel, Strauben, Krapfen, um Ragout, Schnitzel und Hammelbraten, wie um andere vergängliche Dinge nicht halb so viel zu schaffen machen dürfte, als ihre anspruchslose Collegin in Höllenstein. Ueberdieß liest sie vielleicht den Dante mit den neuesten Commentaren, während die andere nur stellenweise die

alte oder neue „Presse“ hernimmt. Wäre ich ein Sänger oder Held, so würde ich die Dame von Ospedale feiern, aber als hungriger Wanderer, der ich öfter, und als bescheidener Liebhaber guter Speise, der ich immer bin, muß ich unbedingt der Frau von Höllenstein den Vorzug geben. Sie beide ergänzen sich gegenseitig — die Herren Ghedina in Ampezzo sollten sie zusammen auf eine Leinwand malen — es wäre ein Bild wie Overbecks „Germania und Italia.“ In diesen beiden Figuren, würde Riehl sagen, liegt eine ganze Geschichte.

Ospedale ist übrigens eine uralte Kneipe. Da hat schon Kaiser Max gezecht, vielleicht schon vor ihm mancher andere Potentat und jedenfalls vor und nach ihm Landsknechte, Schmuggler und Wildschützen ohne Zahl. Der Name Ospedale, Hospital, bedeutet ja selber schon, daß hier vor Alters eine Pilgerherberge gewesen.

Ebenso alt wie die Schenke ist das Bethäuslein daneben, ein gothischer Bau, dem heiligen Nikolaus geweiht. Neben der Kirchenthür ist auf der grauen Wand einerseits der bekannte lange Christoph, andererseits ein verblichenes Bild zu sehen, ein reich bemanntes Schiff, das, wie mir schien, sich in den Hafen zu retten sucht. Was es bedeutet, habe ich nicht erdenken können. Beda Weber, Staffler und Tinkhauser schweigen. Mehr als sie alle weiß Frau P. v. S. in Amthors Alpenfreund, welche behauptet, das Bild stelle eine Episode aus den Zeiten dar, da Kaiser Max hier mit den Venedigern in Krieg lag. Damals habe er seiner Gemahlin ein Fest auf dem Toblacher See veranstaltet und zu dessen Andenken hier das Bild aufmalen lassen. Das Schiff sucht sich also nicht in den Hafen zu retten, sondern es legt an einem Vorsprunge an, um die wartende Kaiserin mit ihrem Hofgesinde aufzunehmen. Diese soll auch in dem Kirchlein zur Erinnerung eine eigenhändige Stickerei hinterlassen haben.

In diesem duftet es übrigens stark nach Alterthum. Schon die flache Holzdecke führt weit über unsere Urgroßmütter hinaus. Auf den drei Altären sind drei alte Bilder zu sehen, welche sehr schön sein sollen, was ich aber nicht finden konnte. Zwei derselben werden der Schule Titians zugeschrieben. Der Name des großen Malers, der ja im nahen Cadore geboren war, wird in diesen Gebirgen noch oft gehört und ihm oder seiner Schule da und dort ein Altarbild beigelegt. Die rechten Kunstkenner sind aber noch nicht herangekommen und so bleiben diese Fragen bis auf weiteres unentschieden.

Eine halbe Stunde von Ospedale liegt Peutelstein — eine Jugenderinnerung! Vor einem halben Jahrhundert, als ich eben lesen gelernt, hatte ich nämlich ein großes „Städtenbuch" zum Geschenk erhalten, mit Bildern aus allen Welttheilen, zurück bis auf den dreißigjährigen Krieg. Gar schön war namentlich dargestellt wie Gustav Adolf an der Fronte seiner schwedischen Armee vorüber, von einem zahlreichen Gefolge verbündeter Fürsten begleitet, in die freie Stadt Frankfurt einreitet. Ach, wie gerne wäre ich mitgeritten! Ebenso lieb war mir aber unter hundert andern das Bild von Peutelstein. Es stellte schauerliche Gebirge dar, auf welchen sich Gemsen und Bären tummelten. Ueber die Gebirge hin liefen im regelmäßigsten Zickzack und ohne perspectivische Verkürzung die gefährlichsten Alpenpfade. Auf dem „Weg nach Wälschland" sah man Saumrosse ziehen. Ach, wie gerne wäre ich mitgezogen!

In des Bildes Mitte aber stand auf ragendem Felsen, am stürzenden Bache der einsame Thurm zu Peutelstein, nur oben unter dem Dache mit einem Luftloch versehen, aus welchem eine Laterne weit hinaus hing. Der Thurm kam mir immerdar sehr geisterhaft und gespenstisch vor. Ach, wie gerne wäre ich hineingegangen und bis zur Laterne hinaufgestiegen! Das Bild ist wohl

in der Kinderstube längst zerrissen worden; aber als ich nun von Ospedale fortging, kamen mir alle jene Jugendeindrücke wieder. Ich freute mich, den einsamen Thurm zu sehen, der mir als Knaben so unheimlich erschienen, und war fest entschlossen, bis zur Laterne hinaufzusteigen.

Nun war ich an Ort und Stelle, in enger wilder Gegend. Da ragt der Felsen, dort rauscht der Bach, hier geht der „Weg nach Wälschland“ — aber das Hauptstück, der Thurm, ist nicht mehr da. Vor etlichen Jahren erst haben sie ihn abgetragen. So hatte ich mich denn umsonst gefreut! So gehen unsere Wünsche in Erfüllung!

Das Castell zu Peutelstein oder, wie die Italiener sprechen, Podestagno, war seinerzeit als deutsche Grenzwacht gegen die Wälschen ein sehr erhebliches Besitzthum. Seine Erbauung schreibt die Sage einer vornehmen Frau zu, die sich aus Rom hieher geflüchtet. Aber Name der Gründerin und Jahr der Gründung ist unbekannt. In alten Tagen, um das Jahr Tausend herum, gehörte die Burg mit der ganzen Grafschaft Cadore zum Bisthum Freising. Im vierzehnten Jahrhundert saß in der Veste ein deutscher Herr, Degen von Villanders, was bei Klausen am Eisack liegt. Ihm hatte ihre Hut Kaiser Karl IV. verliehen. Bald aber fiel sie in die Hände der Venetianer, welche sie behielten, bis Kaiser Max 1516 sie sammt dem Ampezzaner Thal wieder für Tirol eroberte. Seit dieser Zeit residirte in der Burg ein tirolischer Schloßhauptmann mit Caplan, Köchin und „acht redlichen Knechten.“ Er war auch Statthalter von Ampezzo. Wie mag sich diese Garnison in dem öden Thurme wohl die Zeit vertrieben haben? Schwerlich durch Lectüre, schriftstellerische Arbeiten oder geognostische Untersuchungen. Eher ist zu vermuthen, daß ein guter Keller vorhanden gewesen und daß sie die Langweile in italischem Weine ersäuft haben. Ach, nur einen Tag auf dieser deutschen Burg im wälschen

Land Anno 1570, 1670 oder auch Anno 1770 mitten unter den Dolomiten — einen heiteren Abend mit dem biedern Schloßhauptmann, dem lustigen Caplan, der sittigen Köchin und den acht redlichen Knechten! Was müssen die für Zeug gedacht und geschwatzt haben in ihrer düsteren Klause! Vielleicht hat aber diese ihr eigener Humor doch glänzend erhellt. Ach, wie viele Romantik ist uns spurlos dahingegangen, die durch die Dogmen unserer Social-Demokraten nur nothdürftig wieder ersetzt wird!

Kaiser Josef II. hob die Schloßhauptmannschaft auf und ließ die Burg mit den Gütern, die dazu gehörten, an einen Unterthanen verkaufen. Seitdem zerfiel sie und jetzt ist sie, wie gesagt, ganz verschwunden.

Hier ist der Paß wirklich sehr eng und wild. Unten im unsichtbaren Felsenbette stürzt der Bach dahin, die Boita, zu beiden Seiten starren die Dolomiten auf in allerlei Farben und Gestalten. Nachdem ich aber nachgerade bald vier Stunden lang mutterseelenallein zwischen ihnen hingegangen und ihre stumme Gesellschaft genossen, waren sie mir fast zuwider geworden. Im Anfang überraschen sie, nachher werden sie uns gleichgiltig und zuletzt langweilig.

Auf solche Stimmungen haben aber Ermüdung und Hitze auch ihren Einfluß, und der verständige Fußgänger sollte durch schöne, aber einförmige Gegenden eigentlich immer in offenem Einspänner fahren. Ein mehrstündiger Gang auf der Ampezzaner Straße wird endlich ebenso monoton als eine gleich lange Wanderung durch das Zillerthal.

Ich war zuletzt ganz gedankenlos einhergeschlichen wie ein wandelndes Stück Dolomit, bis ich plötzlich rechts von der Straße eine Ruine sah und dadurch wieder an die Weltgeschichte, an die Menschheit und ihre Schicksale erinnert wurde.

Etliche Mauern, etliche Thürmchen, alles grau und

verfallen, das sind die ehrwürdigen Ueberreste des Edelsitzes der Herren von Zanna. Johann Maria von Zanna war unter Kaiser Leopold I. Oberwachtmeister der Landmiliz, nährte aber dabei den heimlichen Gedanken, sich zum Grafen, Herzog oder Großherzog von Ampezzo aufzuwerfen; seine Landsleute, welche lieber bei der angestammten Obrigkeit verbleiben wollten, wußten jedoch dem Wallenstein in Taschenformat sein hochfahrendes Trachten bestens zu verleiden. Ein anderer des Geschlechtes wurde 1767 zum Prälaten von Neustift erwählt. Ein dritter Zanna zog Anno Neun als Hauptmann einer Ampezzaner Compagnie gegen die Franzosen, welche dann, als sie siegreich nach Ampezzo vorgedrungen waren, mit andern Gebäuden auch diesen seinen Edelsitz niederbrannten, so daß er jetzt nur noch in Ruinen sichtbar ist. Die übrigen Angehörigen des Hauses, sagt der sonst so gutmüthige Staffler, beschäftigten sich lediglich damit, das von ihren Ahnen fleißig Erworbene fleißig aufzuzehren.

Als ich aus meinem Dämmern erwachte, waren die ersten Häuser von Ampezzo schon hinter mir und allerlei Menschenvolk auf der Straße, meist vom andern Geschlechte, welches mit Spaten und Hacken in das Feld ging. Ich bin keiner von den glücklichen Touristen, denen beim ersten Schritt in einen neuen Gau immer gleich, wie eigens bestellt, die schönsten Mädchen begegnen; mir begegnen nur alte Weiber, oder wenn jüngere, so sind sie nicht schön. So ging es auch damals wieder, wenigstens anfangs — denn endlich kamen doch ein paar annehmbare Typen des Weges, etliche junge Frauen von gutem Mittelschlage, etwas brauner als die Pusterthalerinnen, mit etwas dunkleren Haaren, in welchen lange silberne Nadeln staken. Auch führten sie große silberne Ohrenschwengel, wie sie die Italienerinnen lieben, obgleich die Ohrenringe eigentlich der letzte Rest aus-

Europas längstvergangener Tättowirungs-Periode sind, und eine Dame, die einen Ring im Ohre trägt, billigerweise einen solchen auch in der Nase tragen sollte. Ich hatte gehört, daß die Ampezzanerinnen wie die Badiotinnen beim Gruß den Hut abnehmen wie die Männer und war sehr gespannt auf diese Erscheinung, aber es grüßte mich keine. Ihre Tracht ist übrigens ernst und einfach — schwarze, weiche, kleine Filzhüte, rothe Halstücher, dunkelblaue Röcke und Schürzen, von denen die rothen Strümpfe mächtig abstechen. Was Strümpfe betrifft, so weiß ich aber nichts schöneres als rothe. Roth war sicherlich vor hundert Jahren noch der allgemeine weibliche Alpenstrumpf. Montavon, Meran, Pusterthal und Ampezzo sind jetzt die übergebliebenen Inseln des versunkenen Continents, über welchen einst nur Füßchen wandelten, die in die Farbe der Liebe gekleidet waren. Und ob der rothe Strumpf nicht eine Zukunft haben sollte? Eine der kleineren Folgen des großen Krieges, den wir jetzt geführt haben, möchte vielleicht auch die sein, daß wir nicht allein die Friseure und die Tanzmeister, sondern auch die Modistinnen, wo es nicht schon bisher geschehen, aus Hermanns Samen erstehen lassen werden. Aber mit bloßer Negation der französischen Moden ist nichts gethan. Wir können sie nicht ausziehen, ohne andere anzuziehen. Es muß daher jeder sachgemäße positive Vorschlag willkommen sein. Wir wollen die neue Tracht von unten aufbauen und schlagen zu kurzen dunklen Röcken lange rothe Strümpfe vor. Ein pickelhaubenförmiges Hütchen würde dem Costüme die Krone aufsetzen. Die erste Berliner Dichterin oder andere Löwin, die in der neuen Nationaltracht unter den Linden erschiene, sollte eine wohlverdiente Auszeichnung, ähnlich dem eisernen Kreuze, erhalten. Diese Mode wäre so kleidsam, daß sie leicht nachhalten könnte, bis — die nächste wieder von Paris kommt.

Vor den Strümpfen hätte ich aber jedenfalls noch von den Dolomiten reden sollen. Wenn man sie auch unterwegs auf dem langen Passe zur Genüge genossen hat, hier in der Landschaft von Ampezzo nehmen sie wieder einen neuen Aufschwung. Das sind wohl die verrücktesten Linien, die man in der Alpenwelt sehen kann. Niemand begreift, warum diese wälschen Berge das löbliche Herkommen und ehrenhaft solide Aussehen ihrer deutschen Brüder so vollkommen aufgegeben, sich so absonderlich und ungeberdet gestaltet haben. Es erscheinen da, wie am Monte Cristallo, Zungen, Stangen, Spitzen, Nägel und neben diesen schmächtigen Figuren auch wieder ungeheure, dicke, schwerfällige Massen von furchtbarer Höhe. Eine davon sieht einem Pferde mit abgehauenem Kopfe so ähnlich, daß ich vermuthete, in der Nähe möchten sich auch die vier schlanken Beine finden, auf denen der Coloß ruht, aber leider stand ein anderer Berg davor. Ich war neugierig, wer diese Potentaten seien und fragte die Jungen und die Mädchen nach deren Namen, allein die Ampezzaner kümmern sich um die Berge, die außer ihrer Pfarre liegen, ebensowenig als die Deutschtiroler. Wer kein Vieh auf der Alm hat, fragt nie nach Alpennamen. Am liebsten hätte ich erfahren, wie jener wunderliche, kopflose Gaul sich nenne, allein die jungen Leute riethen hin und her, ohne etwas Gewisses behaupten zu wollen. Endlich kam eine Alte dazu, welche mit Entschiedenheit versicherte, es sei der Becco di mezzodì — zu deutsch der Mittagsbock. Diesen Namen fand ich auch wirklich auf meiner Karte verzeichnet. Jedenfalls bezeugt derselbe, daß auch die Vorfahren schon die seltsame Gestalt des Berges mit einem Vierfüßler verglichen haben. Zur linken Hand steht die mächtige, zuerst 1863 von Paul Grohmann erstiegene Pyramide des Antelao, deren Spitze sich mehr als 10,000 Fuß über das Meer erhebt, rechts

der ungeheure Stock der Tofana. Alle diese Dolomiten sind kahl, bis auf die niederen Vorberge herab — an ihren schauerlichen Wänden scheint sich keine Jochaurikel, keine Edelraute halten zu können.

Bekannt ist übrigens, daß die Dolomiten ihren Namen von dem französischen Geologen Dolomieu († 1802) erhalten haben. Früher glaubte man, sie seien einmal vor langer Zeit glühend aus dem Erdboden geschossen und erst allmählich erkaltet; jetzt hat man gefunden, daß sie eigentlich zu den sedimentären Gebirgsarten gehören und sich vom Kalkstein nur durch ihren Gehalt an Magnesia unterscheiden.

Hochachtung und Bewunderung hat diesen seltsamen Gestalten noch kein Passagier versagt, aber es fehlt ihnen doch etwas Erhebliches, nämlich die Gabe, unsere Sehnsucht zu erwecken und uns zu sich hinzuziehen. Wer so den Mittagsbock betrachtet, dem fällt schwerlich die Frage ein: wie mag es wohl dort hinten sein? weil er vorher schon überzeugt ist, daß es dort hinten gerade so ist, als da vorn — daß dort gerade so unbegreifliche, wild durcheinandergeworfene Ungethüme zu finden sind, wie in seiner nächsten Nähe. Die grünen germanischen Berge in ihrer ruhigen Folge, mit ihren mannigfachen Thaleinschnitten, die hier fast gänzlich fehlen, mit den reichen Gewässern, den hellen Wiesen und dunkeln Wäldern, den weißen Häuschen, Höfen und Alpendörfern, mit ihren Kirchen und Burgen geben eigentlich viel mehr zu schauen und wecken dadurch auch eine Fülle poetischer Ideen. Wie lieblich, wie schön muß es dort oben sein auf der grasigen Breite, wo das Bauernhaus mit seinen spiegelnden Fenstern winkt, wo das weiße Kirchlein, wo die grauen Thürme stehen! Den wälschen Dolomiten fehlt das gedankenreiche Gewand, in das sich die deutschen Berge hüllen.

Mitten in diesem märchenhaften Kranze von Zacken

und Zinnen blüht also das Dorf Ampezzo (3858 W. F.), welches die deutschen Pusterthaler „auf der Heiden“ nennen. Es besteht zunächst aus einem stattlichen Kerne, der enger zusammengebaut an der Straße liegt und Cortina heißt. Dort findet sich die Pfarrkirche, im vorigen Jahrhunderte vollendet, groß, aber ohne Merkwürdigkeiten, außer etwa „einigen herrlichen Schnitzarbeiten“ aus venetianischer Schule, welche Staffler erwähnt, die aber uns bei der Kürze des Besuches entgangen sind. Etliche Schritte von der Kirche entfernt, wie es italienische Weise, steht der neue gothische, sehr hohe Campanile, oben mit einem schwarzen Löschhütchen gedeckt. Die Ampezzaner haben eine große Freude an diesem ragenden Erzeugniß ihrer Baukunst, welches sie, obgleich es nicht ganz geschmackstüchtig ist, doch an den Campanile auf dem Markusplatz in Venedig zu erinnern scheint. Um diese Kirche herum haben sich denn auch Dechant- und Schulhaus gestellt, ebenso der ansehnliche Palazzo des Bezirksgerichts, sowie mehrere Gast- und Wohnhäuser, alle sehr gut gehalten, so daß man viel mehr an Pusterthal, als an Italien erinnert wird.

Dieser Hauptort und Sammelplatz der Gemeinde ist von zahlreichen kleineren Ansiedlungen umgeben. Jene die sich gegen Aufgang gelagert, sitzen auf dem Gebirge, das da rasch emporsteigt, sind zum Theil in seinen Schluchten verborgen und fallen weniger ins Auge; die andern aber gegen Abend liegen über eine weite und breite grüne Halde hin, welche bis an den gewaltigen Monte Tofana reicht. Die Häuser sind meist in kleinen Büscheln zusammengestellt, zwischen denen einzelne Bäume ihr Laubdach ausbreiten. Hin und wieder spitzt ein kleiner Kirchthurm hervor. Die Schindeldächer glänzen im Sonnenschein. Die Häuser sind zwei- und dreistöckig, säuberlich geweißt, mit Laubengängen (poggiuoli) verziert und mit der reich befensterten Vorderseite alle gegen den

Hauptort gerichtet. Die ganze Halde sieht ungemein anmuthig aus. Mich hat die liebliche Ansicht lebhaft an das Grödener Thal erinnert.

In alten Tagen hat diese Gegend, wie schon erwähnt, mit der Grafschaft Cadore als Zugehör des Stifts Innichen zum Bisthum Freising gehört — es hat sich aber davon weder unter den Ampezzanern noch unter den Freisingern einiges Gedächtniß erhalten. Später fiel sie, wie auch schon angedeutet, den Venedigern, nach diesen durch Kaiser Max wieder den Tirolern zu. Es hat hier wohl einst, wie in Fleims, in den sieben und dreizehn Gemeinden, ein deutscher Schlag gewohnt, der aber allmählich still und langsam wälsch geworden. Als kräftige, kriegerische Grenzleute wurden die Ampezzaner wie die Brandenberger oder die Cimbern von der Landesherrschaft immer mit besonderem Wohlwollen behandelt und in ihren Freiheiten geachtet. Die Gemeinde war in Rechtspflege und Verwaltung beinahe unabhängig von den tirolischen Obrigkeiten; erst Kaiser Josef schaffte die alten Satzungen ab und führte neue Ordnungen ein. Aber uralte Gebräuche, namentlich bei den Hochzeiten, haben sich noch viele erhalten.

Anno Neun kämpften die Ampezzaner wacker mit, freilich auch nicht zu ihrem Vortheile. Ohne die Pusterthaler waren sie zu schwach und diese scheinen sich so weit von ihrem Vaterland nicht recht gefallen, ja einmal ihre Waffenbrüder etwas im Stich gelassen zu haben. Daß die Franzosen damals nach Cortina vordrangen und es verbrannten, ist schon oben erzählt.

Die Ampezzaner sind jetzt Italiener, machen aber nur den besten Gebrauch davon. Sie sind so viele Jahrhunderte mit den Tirolern verbunden gewesen, von diesen immer freundschaftlich behandelt worden und wollen es in politischen Dingen beim Alten lassen. Italianissimi kommen hier sehr selten vor. Für diese

hesperischen Blumen scheint die Luft zu rauh zu sein, denn Südfrüchte gedeihen nicht „auf der Heiden,“ ja nicht einmal das gewöhnliche Obst, das im Pusterthale reift, und eben so wenig kommt der Türken fort; dagegen wachsen andere Körner und Gras in Ueberfluß, und deßwegen lebhaft betriebene Viehzucht und einträglicher Handel mit Pferden und Rindern. Auch die Heidener Schwämme werden ausgeführt und kommen weit herum. Getrocknet und in Kränze gefaßt werden sie das Pfund zu 2 fl. 24 kr. verkauft. Soll eine gute Speise sein, aber mir ist sie bisher immer ausgewichen, so daß ich ihr Dasein nur aus Staffler darthun kann.

Den größten Nutzen zieht die Gemeinde aus ihren Waldungen. Was ihr der Holzhandel einbringt, soll sich jährlich auf 20,000 fl. stellen und sie ist schon deßwegen unter den ländlichen Gemeinden die reichste im Lande. Daher auch der Glanz ihrer öffentlichen Gebäude, der Gerichtspalast und der stattliche Campanile. Dazu kommt die Durchfuhr aus dem Pusterthale, denn auch die Pusterer schlagen ihre Wälder aus und entsenden ihre „Museln,“ d. h. die abgeschälten mannslangen Stämme, von Ampezzo auf der Boita nach Perarolo, wo sie von hundert Sägen zu Brettern geschnitten werden, um dann weiter zu schwimmen nach Italien und bis nach Egypten. Leicht möglich, daß ein hieroglyphenkundiger Wanderer, der den Nil hinauf nach Theben fährt, auf einem Zwerchbrett sitzt, das im Tauferer Thal gewachsen. — Unzählige schöne Bäume in Tirol und Kärnten sind auch dem Suez-Canal zum Opfer gefallen.

Der Holzhandel in Tirol hat allerdings seine eigenen Bedenken. Vor dreißig oder vierzig Jahren kamen da feine Herren aus Wälschland mit schönen Damen nach Innsbruck und verbreiteten in den schlichten Kreisen der Hauptstadt einen eigenen vornehmen Duft. Man war

glücklich, sich nahen zu dürfen, und die einfachen, aber hochgestellten Würdenträger wiegten sich mit wonnigem Behagen in dieser schmeichelhaften Atmosphäre. Unterdessen kauften die feinen Herren alles Holz, das feil war, zusammen, ließen es hauen, richteten überall Schleußen und Triftwerke ein und spedirten die tirolischen Museln ins hochherzige Italien, ins geistreiche Griechenland, ins fortschrittselige Egypten. Als sie soundsoviele Millionen Museln fortgetrieben hatten, machten sie ihre Truhen zu und zogen mit dem Geld, das sie an den Barbaren verdient, wieder still und ohne Aufsehen in ihre gebildete Heimat. Nunmehr erwachten aber die Tiroler wie aus einem tiefen Schlafe, rieben sich die Augen und fanden, daß ihnen die wälschen Herren die schönsten Wälder abgetrieben und überhaupt den Holzreichthum des Landes schonungslos verwüstet hatten. An vielen hochgelegenen Stellen, die damals abgeleert wurden, wächst kein Baum mehr nach, allenthalben aber haben seitdem Muhrbrüche und Ueberschwemmungen zugenommen, erstere weil der Erdboden seit dem Abgange der Baumwurzeln lockerer geworden ist, letztere weil die Gewässer, die in Regen und Gewittern niedergehen, nicht mehr so wie früher von den dichten Wäldern und ihrem Moosboden aufgenommen und aufgehalten werden, sondern mit viel stärkerer Macht verwüstend zu Thal stürzen.

In Cortina kehrt man bei Herrn Ghedina im schwarzen Adler ein. Das Gasthaus ist als italienisches nur zu loben. Wie überhaupt am ganzen Sprachsaum vom Gotthard bis nach Kärnten auf der wälschen Seite als Engel oder Schutzgeist der Reinlichkeit eine deutsche Kellnerin gehalten wird, so auch hier, und zwar eine Boznerin. Unter ihren Fittigen lebt man bei Herrn Ghedina ganz sauber und appetitlich. Sein Gasthof ist der letzte Vorposten deutschen Comforts gegen die

lateinische Race, welche namentlich in Cadore und Belluno sehr schmutzig auftritt.

Damals saßen in des schwarzen Adlers Speisesaal zwei junge Männer beim Wein, zwei Curaten, welche aus dem nahen Italien herübergekommen waren, um sich in dem gastlichen Ampezzo einen guten Tag anzuthun. Da sie sehr artig grüßten, so fanden wir uns bald in ein lebhaftes Gespräch hinein. Dabei zeigte namentlich der eine, der jüngere, gar feine Manieren. Das war überhaupt ein niedliches anmuthiges Herrchen, ein trefflicher Paladin der streitenden Kirche, auch ganz und gar geschaffen, wackelnde Seelen durch Liebenswürdigkeit und Galanterie im süßen Zauber des alten Glaubens fest zu halten. In Deutschtirol dürfte man viele Thäler ausgehen, bis man einen so fein geschliffenen, salongerechten Mustercuraten träfe.

Wir kamen allmählich auf Ursprung und Abstammung der Ampezzaner und ihrer Nachbarn zu sprechen. Der Curat hatte sich mit diesen Fragen auch schon beschäftigt und berichtete, die Gelehrten an der Boita seien jetzt übereingekommen, ihnen griechische Abkunft beizulegen. Manche Orts- und Bergnamen ließen sich nur aus dem Griechischen deuten. Das neueste sei jetzt, Cadore als kat' ore (κατ᾽ ὄρη) zu erklären, weil es an den Bergen liege. Antelao, der ragende Fels, sei eigentlich ein griechischer Antilaos (anti gegen, laos Volk) und so benannt, weil zu seinen Füßen einst zwei feindliche Völker gegeneinander gerannt. Was Cadore betrifft, konnte ich nur die dämpfende Bemerkung entgegenhalten, daß es in alten Urkunden Cadubrium heiße. Ueber das immerhin sehr hellenisch klingende Antelao wußte ich damals gar nichts Zweckdienliches beizubringen.

Wenn aber — woran wohl kein Zweifel — das Thal der Boita einst deutscher gewesen als jetzt, so können da auch deutsche Namen in wälscher Maske ver-

steckt sein. Bodo und Resinego z. B. mögen einst Wald und Reiseneck gelautet haben. Sollte der Monte Cristallo nicht etwa ein Griesthaler Berg sein? Ampezzo scheint dagegen in pezzo zu sein und wäre, da pezzo ein Stück Land oder Feld bedeutet, etwa mit Amfeld zu übersetzen, was dem Sinne nach mit dem deutschen Namen Heiden zusammenfiele. Uebrigens steht an öfter für in und so ist vielleicht der Antelao auch nur ein intagliato, ein eingeschnittener. Der Name Tofana hängt aber nicht mit jenem giftigen Wässerlein zusammen, das einst in Neapel so vielfache Verwendung fand, sondern ist aus Theophania entstanden, welches nach Schmeller so gut wie Epiphania das Fest der heiligen drei Könige bezeichnet. Einer der vielen Weiler, aus welchen die Gemeinde besteht, führt den Namen Crignes und ist wohl der Ort, von welchem der in Süddeutschland weit verbreite Clan der de Crignis ausgegangen.

Jener Zusammenstoß der Völker ist allerdings eine alte Ueberlieferung des Thales. Es sollen Ampezzaner und Longobarden gewesen sein, die da in längstvergangenen Tagen aufeinanderplatzten. Die ersteren aber riefen die Mutter Gottes an, welche alsbald einen dichten Nebel auf die Feinde herabsenkte, so daß diese sich selbst nicht mehr erkannten und gegenseitig niedermetzelten. Als die Ampezzaner hierauf zum Danke eine Kirche zu bauen gelobt, wies ihnen ihre Retterin selbst die Stelle an, indem sie in einer Sommernacht Schnee vom Himmel fallen ließ, welcher Platz und Umfang des Gotteshauses genau bezeichnete. So entstand die Kirche alla Madonna della difesa. In den Bildern des Gewölbes sind die kämpfenden Krieger dargestellt. Am 19. Jänner wird auch noch alle Jahre der Tag der Rettung gefeiert.

Während wir diese Dinge besprachen, traten mein Reisegefährte und Nikolaus, der Pusterer, zur Thüre

herein. Sie hatten die Höhe des Monte Piano glücklich erklommen, eine unermeßliche, erhabene Ein- und Aussicht in die Dolomitenwelt genossen und waren dann durch das Misurina-Thal wieder herunter und nach Ampezzo herausgekommen. Gegen ihre Erlebnisse hatte ich allerdings nur das Wirthshaus in Schluderbach, die Dame von Ospedale und den nicht mehr vorhandenen Thurm von Peutelstein zu setzen, aber ich gestehe, daß ich diese Objecte, namentlich das mittlere, doch auch nicht gerne vermißt hätte. Ein einziges interessantes Menschenkind geht mir, da ich kein gelernter Geologe bin, oft über sieben Bergketten hintereinander.

Die Herren Curaten nahmen nun Abschied, um noch alle erlaubten Genüsse von Ampezzo durchzuschlürfen, während wir unsere Wege gingen, um den Ort zu beschauen. Das erste, was wir trafen, war wohl auch das Schönste und Beste. Gegenüber dem schwarzen Adler findet sich nämlich ein Nebenhaus, das die Familie des Wirths bewohnt, und auf ihm eine Reihe neuer Fresken, welche in diesem Alpendorfe um so mehr überraschen, als sie in Zeichnung und Farbe vortrefflich gerathen sind. Auf den vier Feldern, welche die Fenster begrenzen, sind vier Allegorien, Malerei, Sculptur, Architektur und Industrie dargestellt. In letzterem Felde hat der Künstler sogar Telegraphie, Photographie und die Göttin der Dampfkraft aufgeführt. Mancher Wanderer, der vorübergeht, würde vielleicht vier historische Bilder aus der Geschichte von Ampezzo vorziehen, allein da der Maler nun einmal jene Gegenstände gewählt, so darf man ihm die Anerkennung nicht versagen, daß seine Ideen ansprechend, seine Zeichnung elegant, sein Farbenspiel harmonisch sei. Auf dem linken Eckfeld erscheint auch Merkur, als der bekannte Vertreter des Handels, auf dem rechten die Poesie — oben aus den Medaillons schauen uns Rafaels, Dürers und Titians

edle Häupter entgegen. Solche Wiederherstellung der alten Tiroler Sitte, die Häuser zu bemalen, würde dem Lande bald ein sehr farbenreiches Aussehen verleihen, doch sind mir nur in der Hauptstadt Innsbruck einige neuere, auch sehr gelungene Leistungen dieser Art bekannt.

Der Künstler, dem wir jene Malereien verdanken, ist eigentlich ein doppelter — Beppo und Lois, die Söhne des Herrn Ghedina, haben sich beide der Kunst gewidmet, beide in Venedig studirt und arbeiten jetzt meist zusammen. Auch im Speisesaal hängen einige hübsche Bilder von ihrer Hand. Ihr Atelier steht etwas weiter unten im Thal und wurde uns gerne geöffnet. Es ist voll von anziehenden Skizzen, historischen Figuren, Dolomiten-Landschaften, Kirchenbildern u. dgl.

Ueberhaupt wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Anwohner der Boita sehr kunstfertig sind. In Ampezzo wurden jene Windbüchsen erfunden, welche man einst im österreichischen Heere einzuführen versuchte. Auch ausgezeichnete Uhrmacher, Sternseher, Kunstschlosser und Zimmerleute werden namhaft gemacht. Die anderen Ampezzaner, die sich nicht durch irgend eine Kunst auszeichnen, gelten wenigstens für treu und redlich. Sie sind verständig, aber fügsam, so daß die Beamten, die etwa dort zu leben haben, sich in der Regel sehr gut mit ihnen vertragen.

Mittlerweile war es Abend geworden und die Sonne hatte sich geneigt. Die Herren vom Bezirksgerichte kamen aus der Kanzlei und gingen ins Wirthshaus. Die Italiener fühlen bekanntlich einen unwiderstehlichen Zug nach dem Mode-Journale, nach gewählten Toiletten, und demgemäß bemühen sich auch die Ampezzaner Herren, etwas gleich zu sehen, so daß sie in diesem Stücke nicht nur die Pusterthaler, die Wippthaler und anderweitige Honoratioren der germanischen Thäler weit übertreffen,

sondern selbst mit den Bozenern oder Innsbruckern nicht unrühmlich wetteifern. Das Geschick, mit dem diese Würdenträger ihre Hüte, ihre Paletots gewählt, die Eleganz, mit der sie ihre Plaids auf den Schultern wiegen, wäre in Hall oder Rattenberg umsonst zu suchen. Ueberdieß waren sie sehr höflich und nahmen uns artig auf, als wir ihre Gesellschaft in der Veranda des goldenen Ankers zu genießen kamen. Um diese Zeit sammelt sich ein guter Theil der rüstigeren Honoratioren zum Bocciespiel. Dieß ist ein italienisches National-Vergnügen und besteht darin, daß die Spieler mit leichten Kugeln nach einem Ziele werfen, ungefähr nach der Theorie unseres Eisschießens. Es hat den Vorzug, daß es keiner weiteren Vorrichtungen bedarf und auf jeder leidlich ebenen Fläche, auf dem Markt, auf der Straße geübt werden kann.

Etwas später gingen die Herren zum Abendessen, wir aber verloren uns, um weitere ethnographische Studien zu pflegen, in die Stella d'oro, in den goldnen Stern. Hier saßen drei junge Venezianer, selbstbewußt in ihrem Andenken an Paolo Anafesto und den alten Dandolo, und maßen uns mit vornehmen Blicken, obgleich die Schlacht bei Gravelotte schon geschlagen und die Deutschen außerhalb des goldenen Sterns zu Ampezzo in der Meinung der Völker schon bedeutend gestiegen waren. Da ich nur das reinste Toscanisch spreche, so wäre es mir willkommen gewesen, die pedantischen Ecken meiner Grammatik an dem weichlichen Dialect der Lagunen etwas mouilliren zu lernen, allein es gab sich niemand die Mühe, das Geplänkel der ersten Reden zu eröffnen. So plauderten denn wir anderen in unserem barbarischen Deutsch, worin wir umsomehr ermuntert wurden, als der Gasthof selbst „Barbaria" heißt oder wenigstens den Sorelle Barbaria gehört. Letzteres lasen wir auf der Adreßkarte, die uns alsbald

behändigt wurde, und welche auch „beste Bedienung, Reinlichkeit (pulizia), gute Küche und billige Preise" verspricht. Wahrscheinlich stammen die Schwestern aus dem Pusterthale und dieses Programm, das ihre Ahnen vielleicht schon mitgebracht, kam der lateinischen Race wohl so ungewohnt und barbarisch vor, daß sie die Fremdlinge also gleich zeichnen zu müssen glaubte. Eine der beiden Schwestern Barbaria, jetzt verheirathet, eine muntere Dame, setzte sich zu uns und verkürzte uns angenehm die Zeit. Sie war bei den Ursulinerinnen zu Brixen erzogen, sprach geläufig Deutsch wie eine Brixnerin, vielleicht noch geläufiger, behauptete, sie sei sehr gerne im Kloster gewesen und wußte über Lehrweise und Erziehungskunst der frommen deutschen Frauen nur Rühmliches zu sagen.

Was die Pulizia betrifft, wollen wir aber doch noch eine kleine ehrenvolle Notiz einschalten, aus Staffler nämlich, welcher sagt, daß der Reisende auf dem Wege nach Buchenstein bei den freundlich bescheidenen Sennerinnen in den Alpenhütten von Impocoll gar gerne zuspreche, dort mit Milch und süßem Schotten (puina), was man nirgends so schmackhaft treffe, bewirthet, und durch die einladendste Reinlichkeit um so angenehmer überrascht werde, je seltener dieser Vorzug in den tirolischen Sennhütten zu finden sei.

Vom goldenen Stern zogen wir in den schwarzen Adler, nahmen das Nachtmahl ein und gingen schlafen, um andern Morgens um fünf Uhr wieder ins Pusterthal hinauszufahren. Und zu dieser Stunde saßen wir im k. k. Postwagen mit seinen zerbrochenen Fensterscheiben, die wahrscheinlich bei der künftigen General-Reparatur, welche Südtirol so sehr zu wünschen wäre, auch ihre Wiederherstellung erleben werden. Es war dunkel und bitterlich kalt, doch hatte uns die Kellnerin im schwarzen Adler wollene Decken geliehen, in welche wir uns sorg-

fältig einhüllten. Bald fielen wir auch in tiefen Schlummer. So kamen wir an Peutelstein, Ospedale und Schluderbach vorüber, ohne ihrer gewahr zu werden, so daß ich abermals froh war, sie gestern gesehen zu haben. In Höllenstein kehrten wir ein und begrüßten den Monte Cristallo, Herrn Josef Bauer und seine Gattin zum letztenmale. Dann erreichten wir allmählich das Toblacher Feld. Es war längst Tag und schon angenehm warm geworden. Was mich betrifft, so war ich etwas dolomitenmüde und freute mich herzlich die grünen Berge des Pusterthals wiederzusehen.

Da jetzt in Belluno die Eisenbahn erreicht werden kann, scheint es empfehlenswerther, statt den Weg zweimal zu machen, nach dieser höchst malerischen Station zu streben. In Belluno findet man ein treffliches Hotel („Zu den Alpen") und bequeme Verbindung mit der Strecke Verona-Venedig.

V.

Stift Innichen.

1870.

Als wir damals von Ampezzo zurückkehrend wieder auf dem Toblacher Feld angekommen waren, trennten wir uns. Mein Gefährte fuhr mit dem Postwagen gegen Bruneck, ich ging zu Fuß im stillen Thal gegen Innichen, nach dem ich mich so lange gesehnt. Endlich öffnete die Wendung der Straße eine weitere Aussicht und der Flecken lag nicht mehr ferne, ein mäßiger Haufen von hundertdreißig gutgehaltenen Häusern, in welchen etwa tausend Menschen wohnen. Aus jenen steigen zwei Kirchthürme auf, ein viereckiger und mächtiger, ein runder und schmächtiger. Ersterer gehört zur Stiftskirche, letzterer zur Pfarre. Der Ort liegt 3700 Fuß über dem Meere, hat harte Winter, kühle Sommer, aber frische Wiesen und schöne Felder; sonst scheint das Thal, welches niedere Waldgebirge umschließen, ohne besonderen Reiz. Doch ragen die Berge des Sextenthales, namentlich die ungeheure, von P. Grohmann am 18. Juli 1869 zuerst erstiegene Dreischusterspitze (10,000 Fuß), über jene niederen Höhen mächtig herein.

Hier auf dem Hügel, der jetzt noch „die Burg" genannt wird, lag schon in rhätischen Zeiten die Stadt

Aguntus, welche unter die arces Alpibus impositas tremendis, die Horaz besang, gezählt zu werden pflegt und unter diesen wohl eine sehr ehrenvolle Stelle eingenommen hat. Was den Namen des Gründers betrifft, so können wir nur Staffler beistimmen, wenn er angibt, daß er völlig unbekannt sei. Da Aguntus schier klingt wie Saguntus und letzterer Name von Zakynthus, jetzt Zante im Jonischen Meere, abgeleitet wird, so nahmen die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts keinen Anstand, auch die Urpusterer von den Jonischen Inseln hereinkommen zu lassen, und zwar schon tausend Jahre vor Christi Geburt.

Der Handelszug von Aquileja nach Augusta Vindelicorum, der splendidissima Rhaetiae colonia (ein Name, den man neulich auch für eine andere glänzende Colonie am Starnberger See nicht unpassend gefunden), scheint hieher viel Reichthum und Ueppigkeit gebracht zu haben. Ein geistlicher Tourist, Venantius Fortunatus, der im Jahre 564 von Ravenna zum Grabe des heiligen Martin nach demselben Tours in Frankreich pilgerte, welches neulich der Feldmarschall Prinz Friedrich Karl besetzt hat, sagt in seiner poetischen Reisebeschreibung von diesem Orte:

Hic montana sedens in colle superbit Aguntus —
Hier im hohen Gebirg prangt auf seinem Hügel Aguntus,

Worte, die jedenfalls zu erkennen geben, daß die Stadt damals einen sehr imponirenden Eindruck gemacht.

Wir haben schon früher erzählt, daß Aguntus am Anfang des siebenten Jahrhunderts von den Wenden zerstört worden, über hundertfünfzig Jahre in Trümmern gelegen sei, und daß dann im Jahre 770 Herzog Tassilo von Bayern hier, in der damals wüsten Gegend, das Kloster Innichen gestiftet habe. Er übergab die Stiftung, die er mit allem Lande von Taisten bis an den

Anraser Bach, damals die Grenze der Slaven, und mit Alpen in Cadober (Cadore) beschenkte, dem Abt Atto von der Scharniz, der da eine Zelle für Benedictiner-Mönche und eine Kirche baute, welche er dem heiligen Candidus widmete. (Aguntus hieß zu jener Zeit Intica, von Aguntica, woraus Innichen geworden; die Gegend nannte man Campo Gelau [gelato], Eisfeld.) Da Abt Atto später Bischof von Freising wurde, so fiel das ganze Pusterthalische Neufundland damals an jenes Bisthum am Isarstrand.

In dem halben Jahrtausend, welches auf die Völkerwanderung folgt, ist das jetzige Deutschtirol wie verschollen. Urkunden haben sich nicht erhalten und ein einheimischer Chronist hat sich auch nicht aufgethan. Nur das liebliche Mais, wo St. Corbinian und St. Valentin sich gefielen, das wichtige Bozen und die Bischofsburg auf Seben werden hie und da erwähnt. Ueber Seben hinaus bis an die bayerischen Alpen ist alles finster. Aus diesen dunklen Nebeln tirolischer Vorzeit erhebt sich aber das anspruchslose Innichen wie ein ragender Thurm, den die erste Morgensonne bescheint.

Höchst merkwürdig ist ein einzelner Vorgang aus jener Zeit, welchen ich auch schon anderswo besprochen habe. (Herbsttage in Tirol, S. 130 ff.) Damals lebten nämlich im jetzigen Deutschtirol, welches also zum Herzogthum Bayern gehörte, noch zahlreiche Romanen, arme und reiche. Einer der letzteren, Quartinus mit Namen, der kinderlos mit seiner Mutter Clauza (Claudia) zu Wibitina (Sterzing) hauste, schenkte um 828 zu seinem und seiner Eltern Seelenheil alle seine Güter bei Sterzing und im Etschland dem heiligen Candidus zu Innichen.

Als Zeugen der drei Urkunden, die darüber errichtet wurden, sind neben den Bajuvaren Adalhart, Odalker, Ellanperht u. s. w. auch eine ziemliche Anzahl Romanen: Urso, Minigo, Lupo, Johannes u. s. w. aufgeführt.

Der Enkel des Romulus, der Nachkomme der heidnischen Helden, welche einst die Rhätier besiegt, jetzt ein bayerischer Unterthan und katholischer Gutsherr zu Sterzing, der all sein Besitzthum an die bajuvarisch-christliche Bekehrungs- und Bildungsanstalt zu Innichen vergabt, und die Deutschen und Wälschen, die als Zeugen dabei stehen — es ist ein eigenes, seltsames Bild!

Kaiser Otto I. befreite die Abtei von jedem weltlichen Gerichts- und Heeresbann und mehrte Tassilos Schenkungen durch neue. Deßhalb wird ihm als zweiten Stifter jetzt noch am 23. Juli ein Jahrtag gefeiert und das Stift nennt sich heutzutage noch ein kaiserliches. Ob die dankbaren Herren auch das Andenken des ersten, allerdings unglücklichen Gründers und Herzogs, Tassilo, jetzt noch feiern, finde ich nirgends vorgemerkt. Spätere Kaiser bestätigten dem Kloster auch die Alpen in Cadober, aus denen unter der Hand eine Grafschaft geworden zu sein scheint.

Seit jener Zeit hat sich viel verändert. Die Benedictiner scheinen nicht gut gethan zu haben, wenigstens wurde die Abtei schon 1141 durch ein Collegiatstift ersetzt. Das Collegiatstift wurde unabhänging von dem Bischofsstab am Isarstrand und der Kirche zu Brixen untergeben. Der Bischof zu Freising blieb nur weltlicher Gebietiger der Herrschaft Innichen, denn die Grafschaft Cadober ging ganz verloren, man weiß nicht wie und wann. Der lange Landstreifen von Taisten bis an den Anraser Bach wurde auch immer kürzer. Die Schädigung ging übrigens von den besten Freunden, nämlich von den edlen Herren aus, welche des Stiftes Vögte, d. h. Vertheidiger sein sollten. Unter diesen prangen die pompösesten Namen ihrer Zeit, wie Graf Otto von Valei, Graf Arnold von Mareit, Heinrich der Löwe, der Bayern und der Sachsen Herzog, Berthold Markgraf von Istrien, Graf Albrecht und Graf Meinhard

von Tirol u. s. w., aber diese biedern Recken trachteten fast alle nur nach ihrem, nicht nach des Stiftes Nutzen, und griffen zu, so oft sie konnten. In unseren Tagen wiegen sich die privilegirten Stände in seligen Erinnerungen an die Zeiten, da sie noch Hand in Hand die Welt regiert und die Menschheit beglückt zu haben glauben; sie meinen, wie schön es wäre, wenn es wieder so käme, aber eigentlich — um nur Eine, aber wichtige Seite zu berühren — eigentlich schenkten die Ritter und Herren, die Grafen und Markgrafen jeweils nur auf dem Todtenbette zur Rettung ihrer schäbigen Seele einige Hufen an die Kirche und die lieben Heiligen; so lange sie bei gesunden Gliedern waren, klopften sie unablässig und unerbitterlich auf beide; an die Mitmenschen z. B. die Bürger und Bauern, haben sie überhaupt sehr selten gedacht. Die größten Schinder weit und breit sind aber immer die alten vorhabsburgischen Grafen von Tirol gewesen, die ihren mancherlei Bischöfen zu Brixen, Trient, Chur, Freising u. s. w. keine ruhige Stunde ließen und des Raubes nie genug hatten, was vielleicht der Grund ist, daß sie so früh aussterben mußten. Wenn es aber wirklich der Grund wäre, so ist es nur ein Zeichen der ewig unentwegten Loyalität tirolischer Geschichtschreibung, daß sie auch heute noch nicht auf dieses Causalverhältniß aufmerksam zu machen wagt.

Hintennach aber, wie es eben geht, freuten sich die Tiroler dennoch, daß ihnen die gestrengen Herren das Ländlein so ordentlich zusammengerichtet und die Pfaffheit, die nie einen leidlichen Staat zuwege gebracht, so unbarmherzig beschnitten hatten, dachten auch trotz ihrer Frumheit nie daran, etwas herauszugeben. Ein Unrecht, das Segen bringt, hat die leichtsinnige Clio noch immer gesegnet.

Doch dem sei, wie ihm wolle — am Ende des Mittelalters war dem Kirchenhirten von Freising, der

hier einst ein Gebiet wie ein Herzogthum besessen, nur die kleine Hofmark Innichen mit etlichen hundert Einwohnern und der niederen Gerichtsbarkeit zwischen den drei Brücken des Marktes geblieben. Alles Uebrige war der weltlichen Hand, zuletzt den Grafen von Görz als Landesherren im Pusterthal, zugefallen. Haberberg, die Burg des Bischofs, lag längst in Trümmern; dagegen hatten sich auf dem Grund, der ehemals ihm gehörte, Welsberg, Heunfels und andere Vesten erhoben, deren Herren ihm oftmals feindlich waren. Wie aber alles auf der Welt ein Ende nimmt, so sah auch die Freisingische Hofmark Innichen ihren letzten Tag, indem sie 1803 in Folge des Reichs-Deputations-Recesses still und schmerzlos mit der Grafschaft Tirol vereinigt wurde.

Das Collegiatstift war gewöhnlich mit zwanzig Canonikern, einem Dechant und einem Propst besetzt. Ersterer war zur Residenz verpflichtet, letzterer hielt sich selten zu Hause, meistens am bischöflichen Hoflager zu Freising auf. Die irdischen Güter waren nicht im Ueberflusse vorhanden, vielmehr hatte die Anstalt wegen wiederholten Brandunglückes mit großer Schuldenlast zu kämpfen. Sonst ist ihr nicht viel Merkwürdiges begegnet. Nur eine seltsame Geschichte erzählt Herr Regens Tinkhauser aus dem Jahre 1482, die uns zeigt, welch ritterlicher Geist damals noch in den Pusterern lebte. Zwei Bauernsöhne aus Villgraten, deren Vater der Richter des Stiftes wegen rückständiger Zinsen von Haus und Hof gejagt, schrieben nämlich einen förmlichen Fehdebrief an die Chorherren, worin sie ihnen drohten, sie zu rauben und zu brennen, zu Wasser und zu Land, soferne sie nicht inner vierzehn Tagen Genugthuung leisten würden. „Ihre lieben Nachparn zu Innichen“ ließen sie in demselben Briefe wissen, es wäre ihnen nicht angenehm, wenn sie in der Fehde von wegen der Pfaffen und Chor-

herren zu Schaden kämen; darum sollten sie diese lieber von sich thun; damit wären auch sie gerächt.

Diese ritterliche Manier wäre indessen den beiden ländlichen Jünglingen bald übel bekommen. Der Graf von Görz als Landesherr ließ auf sie fahnden und sie mußen sich nach Venedig flüchten, söhnten sich aber später mit dem Stifte aus und kamen wieder heim.

Im sechzehnten Jahrhundert fielen die Chorherren zu Innichen nach der Art der anderen tirolischen Abteien und Stifter verschiedenen Lastern anheim, und zwar der Ketzerei nur einzelnweise, der Trunksucht und der Unzucht aber insgesammt, ja sie sollen es in diesen Stücken noch weiter getrieben haben, als ihre andern hochwürdigen Brüder in den rhäto-norischen Landen. Nach einem wüsten Jahrhundert voll verbotener Freuden nahmen sie sich aber wieder zusammen und suchten wenigstens öffentliches Aergerniß hintanzuhalten.

Und so lebten die Innicher Chorherren gottselig dahin, beteten ihre Matutinen wie ihre Nocturnen und erregten weder durch Wissenschaft, noch durch Künste den Neid der Welt, bis das Stift von Kaiser Josef II. 1785 aufgehoben wurde. Kaiser Franz stellte es aber 1816 wieder her, setzte einen Propst und vier Chorherren ein, verlieh jenem wieder seinen Sitz auf der tirolischen Prälatenbank, diesen ein goldenes Kreuz als Capitelzeichen und ordnete alles so weise, daß er fast als dritter Stifter verehrt werden dürfte. Die Präbenden sind jetzt sehr gut ausgestattet und bieten, wie Tinkhauser sagt, alten verdienten Seelsorgern eine ehrenvolle ruhige Stelle.

In den Tagen der Auflösung ist leider auch das Archiv, weitaus das wichtigste in Deutschtirol, nach allen Seiten zerstreut worden und sind nur noch die Abschriften vorhanden, welche der fleißige Dr. Resch im vorigen Jahrhundert von den Urkunden genommen.

Die Stiftskirche zu Innichen ist wohl das merkwürdigste Gotteshaus in Deutschtirol. Schon der Friedhof, der sie umfängt, bereitet den Schauenden würdig vor durch den eigenthümlichen Duft des Alterthums, der über ihm schwebt. Hier sind manche alte Grabsteine und alte halbverblichene Fresken aus vergangenen Jahrhunderten. Die Kirche aber stammt aus der zweiten Hälfte des dreizehnten und ist ein dreischiffiger romanischer Bau voll Würde und Erhabenheit. Das Innere war früher, wie sich von selbst versteht, mit allem denkbaren Zopf- und Schnörkelwerk überladen, bis im Jahre 1846 der wohlmeinende Propst Rappold auf den Gedanken einer Restauration verfiel, zunächst aber die Krypta verschütten und andere Thorheiten ausführen ließ, so daß den Kennern, welche allmählich herbeieilten, bei deren Anblick die Haare zu Berge standen. Später nahmen die Pröpste F. J. Rudigier, jetzt Bischof zu Linz, und Josef v. Comini (1849—1853) die Arbeiten mit mehr Geschick wieder auf und jetzt ist der Dom glücklich in alter Reinheit hergestellt. Der schöne rothe und grüne Marmor, der die Wände verkleidet, prangt in altem Glanze und die mystischen Steinbilder, die Einhörner und Centauren, die auch übertüncht waren, schauen den andächtigen Christen wieder so räthselhaft und unverständlich an, wie vor sechshundert Jahren.

Ueber dem Hochaltar erhebt sich ein Bild des Gekreuzigten mit seiner Mutter und dem (später beigefügten) Jünger Johannes, alle drei von tiefbraunem Holze. Das Bild hat nach glaubwürdigen Quellen schon einmal Blut geschwitzt, wird noch heute als wunderthätig verehrt und soll von Herzog Tassilo, der es bei Polling auf der Jagd gefunden, hieher gestiftet sein. Dieses glauben selbst die Kenner, denn Entwurf und Ausführung des Kunstwerkes weisen in der That auf die frühesten Zeiten. Dieses Crucifix und der Stiftungs-

becher zu Kremsmünster scheinen die einzigen Denkmäler aus jenen Tagen der Agilolfinger. Ein echter Bajuvare müßte eigentlich vor dem Hochaltare in Innichen mit denselben Empfindungen stehen wie ein Hellene vor dem Löwenthor zu Mycene, vor dem ich, nebenbei gesagt, auch schon gestanden bin. Es ist nur Schade, daß die Gestalten zu hoch oben hängen, und nicht recht eindringlich betrachtet werden können. Wir mögen etwa noch beifügen, daß jene Blutschwitzung am 17. October 1413 beobachtet wurde, als am Tage vorher ein gefährlicher Brand im Innern der Kirche gewüthet und auch schon die drei heiligen Figuren ergriffen hatte. — Unerforschliche Laune der göttlichen Allmacht, welche heute die wunderthätigen Bilder an ihren Hintertheilen anbrennen, sie aber morgen wieder zur Rettung ihrer Ehre vor aller Augen Blut schwitzen läßt! — ein Mysterium, dessen Erklärung selbst Herr Regens Tinkhauser nicht versucht hat.

Auch der Leib des sonst wenig bekannten heiligen Candidus wird hier im silbernen Sarge aufbewahrt und vom Volke hoch verehrt. Papst Hadrian soll ihn um 780 der Kirche geschenkt haben. Ihm zu Liebe nennen die Wälschen den Markt Innichen San Candido, die Ladiner San Ghiane.

In Bezug auf die kaum vergangenen Kriegsläufte ist es vielleicht lehrreich, eine Geschichte zu hören, welche sich im Jahre 1809 zn Innichen begeben hat. Die wehrhafte Mannschaft des Marktes hatte rühmlichen Antheil an dem Aufstande genommen und dadurch die Rache des französischen Generals Broussier auf sich gezogen, welcher vier redliche Bürger einfangen, erschießen und dann aufhängen ließ, den einen am Anfang, den andern am Ende und zwei in der Mitte des Marktes. Die Bauern der Nachbarschaft mußten die Leichname der Hängenden achtundvierzig Stunden lang bewachen.

Jener Broussier hat sich überhaupt im Pusterthal durch seine Grausamkeit ein böses Angedenken gestiftet. Er ließ auch noch an andern Orten Priester, Bürger und Bauern erschießen und ihre Leichname wie dort zu Innichen als abschreckendes Exempel an der Straße aufhängen. Einmal warfen sich zehn Kinder eines zum Tode bestimmten Bauern flehend vor ihm auf die Kniee. Er war nahe daran, erweicht zu werden, allein, um den Tirolern, wie er sagte, die Landesvertheidigung auf die nächsten hundert Jahre zu verleiden, ermannte er sich wieder und ließ den Vater nichtsdestoweniger erschießen.

Der alte Tharer Wirth zu Ollang, ein ehrwürdiger Greis, war gefänglich eingezogen worden, weil man seinem Sohne vergebens nachspürte. Wenn dieser binnen drei Tagen sich nicht stellen würde, sollte der Vater dem Tode verfallen sein. Und wirklich der Sohn stellte sich, um jenen zu erretten. Alles hoffte, diese hochherzige Kindesliebe würde den Franzosen begütigen. Auch des Sohnes junges Weib und seine unschuldigen Kinder erschienen weinend und flehend, aber es half nichts; ihr Vater mußte vor ihren Augen in den Tod gehen. Dort zu Ollang, auf einer bescheidenen Bauerncapelle, ist der tragische Vorgang noch jetzt gemalt zu sehen.

VI.

Toblach—Niederdorf—Prags.

1870.

Von Innichens Merkwürdigkeiten habe ich mich schwer getrennt, aber der Stellwagen wartete nicht, bis ich meiner Alterthümelei völlig Genüge gethan, und so mußte ich früher abreisen, als mir lieb war.

Eigentlich habe ich mich damals, da mir das grüne Pusterthal so wohl gefiel, der Drau entlang nach Sillian, nach Lienz gesehnt, Gegenden, die ich noch nie besehen, aber die freie Zeit, die mir zu Gebote stand, war nahezu verstrichen, das Etschland forderte auch noch einige Tage, und so kehrte ich denn in Innichen wieder um und fuhr auf der Straße nach Bruneck aufwärts gegen Toblach zu.

Toblach, das Dorf, liegt eine Stunde von Innichen und breitet sich hübsch und ansehnlich in weiten Wiesen hin. Die Kirche soll nach Staffler mit ihrem imposanten Helmdachthurme schon aus weiter Entfernung mit Wohlgefallen zu schauen sein, was ich nur bestätigen kann. Im Dorfe finden sich noch fünf adelige Ansitze, ehemals stattlich und von stattlichen Familien bewohnt, jetzt verkommen und in die Hand bescheidener Bauersleute gefallen.

Wer etwa aus Deutschland herein über den Brennerpaß gefahren ist und dann seinen Weg ins Pusterthal genommen hat, der denkt hier vielleicht wieder an jenen zurück und stellt einige Vergleichungen an. Der Brennerpaß ist die Wasserscheide zwischen Deutschland und Italien. Aus der nördlichen Dachrinne des Wirthshauses fließt nach einer alten Sage die Traufe in die Sill, und die Sill fließt in den Inn, und dieser strömt, wie wir alle wissen, nachdem er sich bei Passau mit der Donau vereinigt, in das schwarze Meer, während die südliche Dachtraufe mit dem Eisack in die Etsch und mit dieser ins adriatische Meer rinnt. Das Toblacher Feld aber ist die allerdings minder berühmte Wasserscheide des Pusterthals. Hier fließt als kleiner Wiesenbach die Rienz aus dem nahen Toblacher See, um sich bei Brixen in den Eisack zu ergießen; dort unten eine halbe Stunde weiter fällt als schmaler Wasserstriemen vom Rohrwaldberge herunter die junge Drau, die auf ungleich längeren Wegen durch Kärnten und Steiermark strömt, dann Croatien und Slavonien von Ungarn scheidet, um sich endlich unterhalb Essegg mit der Donau zu vereinigen.

Der Brennerpaß liegt 4200 Fuß, das Toblacher Feld 3700 Fuß über dem Meere. Im Sommer sind beide Höhen gleich frisch und kühl, im Winter gleich frostig und gleich grimmigen Schneestürmen ausgesetzt.

So weit die Aehnlichkeiten. Sehr verschieden ist aber sonst das Aussehen dieser beiden Wasserscheiden. Der Brenner ist ein enges, ernstes Hochthal, das nur drei Bauernhöfe, eine Kirche und ein Wirthshaus beleben, das Toblacher Feld ist eine üppig grüne Fläche, allenthalben mit freundlichen Wohnungen der Menschen besetzt, ein lachendes Hirtenland. Die ersten germanischen Ansiedler hatten wohl keine Empfindung, wie hoch diese Gegend über dem Meere liege, führten auch wahrscheinlich keinen Barometer mit sich, denn sie stiegen alsbald

noch eine halbe Stunde weiter hinauf und erbauten ein anderes Dörflein, Aufkirchen, welches sonnig und heiter am Abhange des Radsberges liegt, unten von schönen Saatfeldern, oben von düsterem Nadelgehölz umfangen. Aus dem Dörflein leuchtet eine ansehnliche Kirche hervor, ein berühmter Wallfahrtsort, wo ein uraltes, seltsames Bild der schmerzhaften Mutter Gottes aus Holz verehrt wird. Beda Weber schreibt ihm sieben Köpfe zu, was Tinkhauser in „sieben Figuren" mildert. Könnte leicht ein uralt wendisches Götzenbild oder sonst ein heidnischer Spuk sein. Ueber die zahlreichen, oft wirklich uralten Wallfahrtsbilder in Tirol ist die Kunstgeschichte noch sehr schweigsam. Sie hängen meistens sehr hoch und sind schwer zu betrachten. Die wegemüden, wenn auch kunstliebenden Touristen ruhen lieber im Wirthshaus, als in der Kirche aus, und daß sie auf Leitern an den Altären hinaufklettern sollen, um den Gegenstand ihrer Wißbegierde näher zu besehen, ist ihnen schon gar nicht zuzumuthen.

Noch höher im Walde steht ein altes, einsames, jetzt halbverfallenes Kirchlein, St. Peter am Kofel. Dort sollen die ersten Christen des Pusterthales zum Gebete zusammengekommen sein, lange ehe Herzog Tassilo von Bayern 770 das Kloster Innichen stiftete. Noch in manchem anderen Thale von Tirol wird so ein kleines, uraltes, auf schwindelnder Höhe gelegenes Bethäuslein als der erste Sammelplatz bezeichnet, wo sich die ersten Christen zum Gottesdienste vereinigt haben sollen.

Auf dem Toblacher Feld sind auch einst die Wenden, bald nachdem sie Aguntus zerstört und siegreich im Pusterthale vorgedrungen, von einem bayerischen Herzoge Garibald, dem zweiten seines Namens, ums Jahr 610 aufs Haupt geschlagen worden. Davon soll ein Hügel in der Nachbarschaft der Victoribühel genannt sein. Die gewöhnlichen Leute wissen aber nichts von

diesem Bühel und er scheint nur in den Büchern fortzuleben, weil unter den Historikern jeder Nachfolger seiner Pflicht zu fehlen meinte, wenn er die Märe nicht seinem Vorgänger getreulich nacherzählte.

Ein Stündlein trabten wir abwärts und erreichten dann Niederdorf, den trefflichen Ort, der in neuester Zeit, namentlich durch die „Emma“ einen großen Ruf erlangt hat. Die Emma, wie der kurzangebundene Sprachgebrauch der Pusterer sie nennt, heißt eigentlich in weiterer Ausführung des Namens und Charakters Frau Emma Hellensteiner, Wirthin zum schwarzen Adler in Niederdorf. Was Frau Anna Ruch, genannt Tiefenbrunner zu Kitzbüchel im Thal der großen Ache, das ist Frau Emma Hellensteiner im Pusterthale. Wenn jene Rhätiens (oder Noricums?) erste Wirthin, so ist diese sicherlich dessen zweite. Obgleich Emmas Verehrer und Verehrerinnen, die da zu Innsbruck oder Bozen hausen, außer der Eisenbahn noch sechzehn Wegestunden im Stellwagen zurückzulegen haben, so scheuen sie doch keine Beschwerden und kommen jeden Sommer pünktlich den langen Weg heran, um etliche Wochen hier zu verleben und sich an Pusterthals besten Bissen gesund und froh zu essen. Beda Weber weiß schon vor mehr als dreißig Jahren zu berichten, daß sich „auswärtige Liebhaber der tirolischen Alpen“ in den Sommermonaten gern zu Niederdorf aufhalten. Jetzt sind auch italienische Familien nicht selten. Die Civilisation, die nach Frapporti und anderen wälschen Autoren in Tirol erst jenseits der italienischen Sprachgrenze anhebt, glauben sie nach ihrem unpatriotischen Wahne schon in Frau Emmas Küche zu verspüren. Sie lassen diese, wenn auch als minder genial, doch als reinlicher und appetitlicher gelten, als jede andere in Dantes oder Petrarcas Vaterlande. Dabei herrscht unter Emmas Dache auch eine Billigkeit, die man weidlich rühmen sollte, wenn der Ruhm nicht

der Todfeind aller Billigkeit wäre. Da das Dorf 3600 Fuß über dem Meere liegt, so fehlt es zur Zeit der Sommerfrische auch nie an Frische, doch zuweilen an Sommer. Das Klima ist nämlich, der hohen Lage entsprechend, ziemlich rauh.

Niederdorf ist übrigens nach Staffler eine Dorfschaft „ersten Ranges,“ und zählt gegen neunhundert Einwohner in einhundertsiebzehn Häusern. Unter diesen sind viele große steinerne, welche verschiedener Bauart, verschiedener Farbe, aber meistentheils guten Geschmacks und reinlicher Haltung sind. „Welch stattliche Gebäude!“ sagte ich, bei Frau Emma eintretend, „welch ein Reichthum muß hier herrschen!“ „O bitt' recht sehr,“ sagte ein Niederdorfer, der unter der Thüre stand, „wir haben doch alle nichts!“ Ob das Wahrheit oder nur rhetorische Selbsterniedrigung war, mag anderen, die sich länger hier aufhalten, zu erforschen überlassen sein.

Gerade gegenüber dem schwarzen Adler prangt noch das alte görzische Gerichtshaus, mit allerlei Wappen und Zeichen bedeutungsvoll bemalt, innerhalb mit zierlichem Getäfel ausgestattet. Die Kirche, welche außerhalb des Dorfes steht, enthält drei Altarbilder von Martin Knoller, die zu betrachten ich aber nicht Zeit fand. Ebensowenig gelang es mir, das berühmte Bad Maistatt zu besuchen, welches an der mittäglichen Seite des Thales auf einer grünen Anhöhe liegt — weißes Badhaus mit weißen Nebengebäuden und einem weißen Kirchlein. Im Pusterthal hat jedes Dorf wenigstens ein Bad und dazu kommen noch eine Menge Intercalar-Bäder, welche auf freiem Felde zwischen die Dörfer eingeschaltet sind, zahlreiche Anstalten von jeder Gattung, vom entschiedensten Bettlerbädlein, wo sich der Gast des Tages mit einem halben Gulden fortbringt, bis zum bürgerlich gemächlichen, aber immer noch einfachen Curort — denn eigentliche Luxusbäder sind, wie schon öfter

gerühmt, im Land der Tiroler nicht zu finden. Unter all den Pusterthalischen Bädern ist aber Maistatt das fürnehmste, sowohl seines Wassers wegen, als auch weil Kaiser Max Anno 1511, da er mit den Venetianern Krieg führte, sich einige Zeit daselbst aufgehalten hat. Unglückliche Etymologen sind daher auf die Idee verfallen, von seiner, des Kaisers Majestät, auch den Namen Maistatt abzuleiten, allein die ernstere Forschung hat diese Erklärung längst zurückgewiesen, da das Bad unter jenem Namen schon viel früher vorkommt, als Kaiser Max dort sein fröhliches Hauptquartier aufschlug.

In den Corridoren, Gemächern und Badstuben zu Maistatt hat aber allzeit ein fröhlicher Ton geherrscht. In früheren Jahrhunderten wurde die Anstalt sehr gerne von den reichen Kauf- und Weinherren aus dem Etschlande besucht, welche sich, wie die Geschichte lehrt, immerdar durch gewaltige Eß-, Trink- und Lebenslust ausgezeichnet haben. Die Badegesellschaft that sich als eine Hanse auf und jeder, der neu aufgenommen werden wollte, mußte sich festgesetzten Ceremonien unterwerfen, welche wir uns, nach dem damaligen Stand der Sitten, wohl als recht belustigend, aber auch als sehr derb und handfest vorstellen dürfen. Dieses „Hansen“ war damals in solchen Fällen allgemeiner Brauch. Von vielen Beispielen will ich nur eines erwähnen, nämlich einen kühlen Brunnen vor dem Schloß zu Donaueschingen, in welchen die edlen Gäste, die der Schloßherrschaft längeren Besuch widmen wollten, zum feierlichen Empfange hineingeworfen wurden. Die Herren und Damen der höheren Gesellschaft ergötzten sich dann an den eigenthümlichen und fremdartigen Gesticulationen, welche die sehnlichst erwarteten Lieben anstrengen müßten, um aus dem nassen Wasser wieder aufs Trockene zu gelangen, jedoch fanden sich weder die Hineingeworfenen in ihren Gefühlen verletzt, noch jene, welche ihnen zugesehen hatten. Uebri-

gens übten diese Hansen schon damals den Brauch, ein eigenes Album anzulegen und die Namen der Mitglieder und deren geistreiche Einfälle einzutragen.

Im vorigen Jahrhundert zeichnete sich die Badegesellschaft zu Maistatt auch durch einen früh erwachten Sprachreinigungstrieb sehr vortheilhaft vor anderen aus. Für jedes Wort, das nicht „glatt und rein deutsch" von der Zunge lief, hatte jeder Gast einen Kreuzer zu bezahlen. Im Jahre 1733 betrug das Strafgeld, welches der Capelle zugewendet wurde, 21 fl. 6 kr. und man kam durch eine einfache Berechnung zu dem interessanten Ergebniß, daß in jener Saison 1296 undeutsche Wörter gebraucht worden waren.

In der Nähe von Niederdorf gegen Welsberg hin geht das Pragser Thal auf, welches sich bald gabelt und in zwei Aeste auseinanderläuft. Der eine heißt Innerprags, der andere Altprags. In letzterem liegt das berühmte Pragser Bad. Um auch dieses zu besehen, ging ich nach Tische allein von Niederdorf fort, überstieg ein sanft anschwellendes Vorgebirge, sah von oben herunter in ein grünes Thal mit vielen Höfen und einer Kirche, ging dann geradeaus gegen Süden und erreichte etwa nach anderthalb Stunden das Pragser Bad.

Zu dem Gebäude, das auf einer steilen Anhöhe steht, führt eine äußerst einfache Avenue. Blumenbeete, Bosquete, Statuen, Springbrunnen und dergleichen Zierden, welche anderswo Hygienas Tempel schmücken — sie werden hier in das große Capitel sündhafter Augenlust gestellt und ängstlich vermieden. Wenn man dem Badehause näher kommt, sieht man rechts einen Misthaufen unter Dach, links ein Gärtchen mit Sonnenblumen und Kabiskraut, ferner eine schlichte Kegelbahn und zwei schlichte Brunnen. Statt eines Trosses aufdringlicher Kellner kamen mir nur etliche zurückhaltende Gänse entgegen, die letzten ihrer Art, welche auf dem mageren

Wiesenplatze vor dem Hause ihr Futter suchten. An einem zerbrochenen Gestelle hängt hoch über der Thüre eine Glocke, welche mit einem Bindfaden gezogen wird, um den süßen Augenblick zu betonen, der den Churgast zu Tische ruft. Von der Thüre bis zur Ecke des Gebäudes spannt sich eine lange hölzerne Bank, wo in bunter Reihe die Milchschüsseln sich sonnen und die Badegäste.

Die Wände des Hauses sind hundertfach mit Röthel beschrieben, lauter italienische Namen, Vor- und Zunamen, zuweilen auch Stand und Wohnort. Das ist eine Errungenschaft der neueren Zeit. Seitdem die Wälschen zu Tausenden an den deutschen Bahnbauten Beschäftigung suchen und auf ihrem Wege ganz Tirol durchwandern, haben sie ihre Spuren dem Lande so umfassend eingedrückt, daß dieses jedenfalls in Dorf und Stadt, auf den Höhen und in den Niederungen ganz neu überweißt werden müßte, wenn es jene Andenken wieder los werden wollte. Denn es ist keine Gartenmauer, kein Bildstöckel, keine Feldcapelle, keine Kirche und kein Wirthshaus, überhaupt keine Wand in der gefürsteten Grafschaft, so jene Wanderer nicht als Album oder Denkmal zu benützen pflegen. Uebrigens können wohlwollende Seelen, die nach dem Süden ziehen, in diesem reichen Namenschatz vielleicht auch eine Vorbereitung, ein Hilfsmittel zur Erwerbung nützlicher Personalkenntnisse finden. Wie oft habe ich dich gelesen, Giovanni Ferrari von Agordo, oder dich, Giuseppe Pedrotti von Cadore, oder dich, Luigi Pellegrini von Primiero! Was hindert mich, ihre Namen, die ich von Kufstein bis nach Ampezzo verfolgen konnte, gewissermaßen als Visitenkarten zu betrachten, die sie mir als unbekanntem Freund dediciert, sozusagen mit der stummen Bitte, ihre Signatur zu merken und bei guter Gelegenheit entsprechenden Gebrauch davon zu machen? Wenn ich nun in ihre Heimat kommen und sie aufsuchen und ihnen sagen würde: Ich hatte bereits die

Ehre, an der Gartenmauer der Kufsteiner Klause, in Brixlegg beim Judenwirth, am Bierhaus bei der Zillerbrücke, am Salinengebäude zu Hall, auf der Post am Brenner, am Nagelewirth zu Sterzing, bei Herrn Steger zu Mühlbach, in der Feldcapelle bei Vintl, am Abort in Bruneck, im Bildstöckel bei Welsberg und an den Wänden des Pragser Bades Ihren werthen Namen zu finden, hab' ihn auch, weil er einmal zu bedeutend, nie mehr vergessen können und freue mich unendlich, den Träger desselben jetzt persönlich kennen zu lernen — sollte der Mann dann nicht, ganz gerührt, mich als einen alten Vertrauten ans volle Herz drücken und könnte der Bund der Völker so nicht durch ein neues Brüderpaar verstärkt werden?

Wenn man auch schon viele Tiroler Thermen gesehen hat, so überrascht das berühmte Bad zu Prags doch immerhin noch durch seine Einfachheit. Im alten Bau — denn jetzt ist anstoßend auch ein neuer aufgeführt — finden sich noch, wie aus Albrecht Dürers Zeiten, runde, mit Blei eingelegte Fensterchen. Da ist auch noch die alte Zechstube — Speisesaal würde man jetzt sagen — mit ihrer alten tirolischen Täfelung aus Zirbenholz. Ein großer geweißter Ofen, viereckig, mit einem kegelförmigen Aufsatz, verstärkt den alterthümlichen Duft des Gemaches. Eine Schwarzwälder Uhr pickt leise, vielmehr unhörbar in dem angeregten Gespräche, das zu allen Zeiten durch die dämmernde Halle rauscht. Als Hausrath stehen einige Tische in dem Raum und zahlreiche Sessel der verschiedensten Gestalt, die aus zwanzig verschiedenen Versteigerungen zusammengekauft scheinen. An den Wänden zeigt sich die Geschichte der heiligen Genovefa und noch sonst ein paar fromme Groschenbilder. Auch zwei Gemskrückeln stechen fast anmaßend in den Luftraum herein; das eine trägt einen Stiefelzieher, das andere eine Stalllaterne. Uebrigens sind die Gäste sichtlich alle in der

besten Laune. Die tapferen Männer sitzen beim Kartenspiel und hauen dabei mit Heldenfäusten in den Tisch; die züchtigen Weiber nähen, flicken und stricken.

Außer diesem Salon für die niedern Leute ist jetzt ein neuer für die herrischen entstanden. Auch bei seiner Ausstattung ist zwar jeder überflüssige Pomp mit Aengstlichkeit vermieden worden, aber doch zeigt er einige Photographien und selbst die Bildnisse der Apostel.

Nicht minder überraschend als die Einfachheit ist aber wirklich die Billigkeit. Ein herrisches Zimmer mit Bett, Tisch und Stuhl kostet täglich zweiundzwanzig Neukreuzer, für die bäuerischen, „deren Möblirung aber kaum den Luxus eines Gefängnisses erreicht," denn es fehlt ihnen Tisch wie Stuhl, werden täglich nur zehn Kreuzer erhoben.

Die Badekammern, deren Thüren alle dunkelroth angestrichen und mit einem großen J. H. S. geschmückt sind, theilen sich in einschichtige und gesellige. Letztere sind feuchte Räume, vom Tageslicht nur schwach erhellt, und enthalten ein Dutzend Wannen, die allenfalls durch Teppiche oder Betttücher von einander geschieden sind. Ein solches Bad kostet zehn Kreuzer. Für ein Luxusbad in eigenem Zimmer hat der Badende achtzehn Kreuzer zu entrichten und genießt für die Mehrauslage als Comfort einen Stuhl und einen in die Wand geschlagenen Nagel. Ueber all den Unbequemlichkeiten aber, denen der Gast hier nicht entgehen kann, schwebt wie ein versöhnender Engel die Pragser Küche, vielmehr die Köchin, welche ungemein liebreich, mild und freigebig ist. Sie bietet vom frühen Morgen an Suppe, Knödel, Würstlein, Schöpsenes, Schweinernes, und dann zu Mittag und Abends die regelmäßigen Mahlzeiten dar, deren Tragweite umsomehr überrascht, als wirklich schwer zu begreifen ist, wie diese leidenden, kranken Menschen nach all den gastronomischen Uebungen der freien Zwischenzeiten noch

die volle Thatkraft für die beiden großen Epochen des Tages erübrigen können.

Das Publicum ist wie in allen diesen Bädern sehr gemischt. Es reicht vom Hof- und Geheimrath herunter bis zur Bauernmagd und zum Taglöhner. „Auf der untersten Stufe dieser Badehierarchie," liest man in Amthor's „Alpenfreund," „bei den weniger bemittelten oder Armengästen wird das Nationalitäts-Princip strenge aufrecht erhalten, indem sie sich in eine deutsche und eine wälsche Fraction scheiden und erstere, meist Häusler, Holzknechte und Hirten oder deren Weiber und Töchter, in steter Sonderung mitleidig herabschaut auf das Proletariat aus Cadore und Friaul, welches sich nicht entblödet, eine bettelnde Hand auszustrecken. Eine eigene Kochhütte mit Scheiterholz à discretion wird von den Badegenossen gegen ein geringes Entgelt zur Bereitung ihrer mitgebrachten Vorräthe benützt und ihre Unterkunft finden sie, weiß Gott wie, in den Verschlägen des alten hölzernen Hauses, das durch eine Bohlenwand mit dem erweiterten Steinbau zusammenhängt, worin die Magnaten untergebracht sind."

Was die Lage des Pragser Bades betrifft, so ist dieselbe nicht besonders zu rühmen. Die Gebäude erheben sich am Rande einer moorigen Wiese, auf welcher viele Lärchenbäume stehen. Zwei erhabene, wild aufstarrende Dolomiten, der Geisler und der Dürrenstein (9000 Fuß), bilden das Hof-, Haus- und Badegebirge. Außer ihnen und der moorigen Wiese und den Fichtenwäldern an den niederen Berghängen ist aber nichts zu sehen.

Meine Schuldigkeit wäre nunmehr gewesen, nach Innerprags zu gehen und den See zu betrachten, der dort, ein vielbesuchtes Touristenziel, mit schwarzblauen Gewässern zwischen entsetzlichen Felsenwänden fluthet, allein dieser Abstecher war auf vier Stunden anzuschlagen, der Tag ging schon gegen Abend und als Nachtherberge

hatte ich mir Welsberg auserſehen, was nur auf geradem Wege noch zu erreichen war. So ſparte ich denn den Pragſer See auf ein andermal, zog mich wieder, nachdem ich mich im Bade beurlaubt, aus dem Thälchen heraus und erreichte nach einer ſtarken Stunde die Puſterthaler Heerſtraße.

Sowohl in Maiſtatt als in Prags hat ſich ſeitdem viel, beinahe alles verändert.

VII.

Welsberg.

1870.

Bei später Dämmerung kam ich im Dorfe Welsberg an. Auch hier meist neue, feste, stattliche und reinliche Häuser. Beim Löwen, im traulichen Herrenstübel, hatte ich mich von meiner Ermüdung bald erholt. Gute Speise und edler Trank, heitere, mittheilsame Herren, eine wohlgestalte gescheidte und witzige Frau Wirthin, wer würde solche Erinnerungen nicht gerne festhalten?

Im Herrenstübel sprachen wir damals auch vom Leben und Streben der Pusterthaler. Es soll nicht verheimlicht werden, daß sich in diesem Bezirk ein löblicher Gewerbfleiß wahrnehmen läßt. In Welsberg weiß man Teppiche aus Kuhhaaren zu fertigen, welche nach tausenden in den Handel gehen. Nach Staffler wird hier auch eine große Menge Nägel erzielt, was auf das Vorhandensein von Nagelschmieden schließen ließe, die mir übrigens nicht aufgefallen. In Innichen arbeiten mehrere Handschuhmacher, deren Erzeugnisse die Teferegger und die Zillerthaler auf die deutschen Märkte tragen. Auch Leineweberei wird allenthalben betrieben; die jungen Bursche, die sie erlernt, wandern im Frühjahre als

Webergesellen gerne nach Südtirol und kommen im Herbste mit vollen Taschen wieder heim.

Die Hauptgeschäfte des Thales sind aber Viehzucht und Holzhandel. Die Pusterthaler Ochsen sind berühmt wegen ihrer Größe und der Trefflichkeit ihres Fleisches. Sie wandern zwar meist nach Hesperien, sind aber doch auch in mitternächtlichen Gegenden nicht ganz seltene und immer gern gesehene Gäste. Mehr noch als die Viehzucht regt jedoch der Holzhandel die Gemüther auf. Die Ausfuhr nach Italien soll eine ungeheure Bedeutung gewonnen haben und in die Bauern „eine völlige Wuth" gefahren sein. Allenthalben bäumen sich mächtige Holzlager auf, allenthalben erschallt das lärmende Kreischen der Sägemühlen. Die Obrigkeit suchte nach dem Jahre 1848 die Abholzung etwas zu behindern, gab sie aber später, ermüdet durch den unermüdlichen Widerstand der Pusterer, so ziemlich frei. Trotzdem liegen die Waldbesitzer, welche auch die geringste Beschränkung nicht ertragen wollen, in beständigem Streit mit den Forstämtern. Die Bauern haben sich mittlerweile üppige Sitten angewöhnt, legen sich Wein in den Keller und leben wie die Herren. Anderseits werden aber die Wälder, wie schon früher angemerkt, immer lichter, die Bergabrutschungen, die Lawinenstürze, die Ueberschwemmungen der Wildbäche mehren sich und zeigen sich immer gefährlicher. Das Brennholz steigt auch von Jahr zu Jahr im Preise. In der nächsten Generation werden die Pusterer in Reu und Leid verfallen und sich nach den schönen Wäldern sehnen, die sie jetzt so leichtfertig weghauen. Die Warnungen der Weisen, die ihnen die kommende Noth vorhersagen, verhallen unbeachtet. Das Volk will nicht an die Zukunft denken. Der Schulunterricht greift wenig ein; auch ist die Achtung seiner Leistungen bei den Landleuten noch sehr schwach. Im nahen Tauferer Thale gerieth der Schulinspector bekannt-

lich voriges Jahr in Lebensgefahr, weil die fanatisirten Weiber von einer Reform des Schulwesens nichts wissen und jenen daher erschlagen wollten. Als sie später zur Aburtheilung nach Bozen geführt wurden und in Bruneck den Stellwagen besteigen sollten, belehrte sie der schalkhafte Kutscher, man steige da zum Fenster hinein, was sie denn auch auf angelegter Leiter glücklich vollbrachten, während das Publicum über die seltsamen Stellungen und die unerwarteten Enthüllungen, deren Zeuge es war, in lautes Lachen ausbrach.

Unter den tirolischen Bauern gilt der Pusterer so ziemlich als der gröbste, eine Bemerkung, die natürlich seiner Ehrenhaftigkeit, Religiosität und Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland keinen Eintrag thun soll. Auch bei meinem Aufenthalte, obgleich er nur acht Tage währte, glaubte ich in diesem Fache so manche kleine Erscheinung wahrzunehmen, die mich anheimelte, weil sie mich an mein engeres Vaterland erinnerte und in der Ansicht bestärkte, welche ich über die Reinheit des bajuvarischen Geblüts im Pusterthal früher hier niedergelegt habe. Grobheit ist eigentlich nur ein metamorphischer Stolz — wer dem Nebenmenschen nicht durch seine Stellung, durch Reichthum und Macht imponiren kann, der sucht die innere Größe wenigstens in der Schlagfertigkeit der Zunge, in der Festigkeit des Auftretens durchschimmern zu lassen und dadurch gewissermaßen die Gleichheit herzustellen. Der Bajuvare ist nur deßwegen der gröbste der Germanen, weil er auch der stolzeste ist. (Einige neuere Entdeckungen scheinen allerdings anzudeuten, daß der Schwabe und der Oberfranke, namentlich der Bamberger, ebenso — stolz sein können.)

Einen Lorbeerkranz als beherzte Vertreterin jener Stammeseigenthümlichkeit scheint mir aber die „Zimmerin," das Stubenmädchen auf der Post zu **, sonst eine hochgewachsene, gediegene Persönlichkeit von etlichen dreißig

Jahren, zu verdienen. Diese ließ mir, so oft sie in das Zimmer trat, ganz unaufgefordert ein Wahrzeichen ihrer inneren Größe zurück. Ihr Schatz an solchen Xenien schien unerschöpflich. Ich hielt unverdrossen aus und strich die Gaben dankbar ein, aus ethnologischen Gründen, um mich nämlich zu überzeugen, daß ihrerseits nicht vorübergehende Stimmungen obwalten, sondern daß dieser ihr Herzenszug seinen nationalen Boden und in diesem seine unverwüstliche Wurzel habe. Und sie blieb sich selbst getreu bis zum letzten Augenblicke. Noch am letzten Tage begann sie vor sechs Uhr Morgens vor meiner Thüre die Kleider auszuklopfen mit so wuchtigen Schlägen, daß sie durch das ganze Haus hallten und mich sofort aus dem Schlafe weckten, den ich ungern aufgab, da ich spät und ermüdet zu Bette gegangen war. Sehr angenehm! rief ich zur Thüre hinaus, in der Meinung, daß diese leise Ironie die Sache zu meinen Gunsten wenden würde. Aber die schlagfertige Pusterin erwiderte sofort: „Angenehm oder nit, ischt mir gleich. Schlafen Sie nur zu; dann hören Sie nichts.“ Etwas gereizt durch meine Niederlage fühlte ich beim Abschied von der Frau Postmeisterin fast Lust, eine kleine Anmerkung abzuschnellen, aber als Freund der Ethnologie hätte es mich wohl bald gereut, eine Stammeseigenthümlichkeit beschrieen zu haben, die auch ihren Cultus verdient. Wenn ich den Ort ** einmal genannt haben werde, möchte vielleicht noch mancher Forscher einen Abstecher nach der dortigen Post unternehmen, um jene Perle näher zu studiren.

Auf dem freien Platze neben dem Löwen zu Welsberg steht zwischen zwei Pappeln ein ausgezeichnetes Bildstöckel, viel größer, als die gewöhnlichen, auch viel bedeutsamer. Es ist eine dünne Säule, welche vier geräumige Nischen unter einem Zeltdache trägt. Die Nischen enthalten fromme Malereien in den eckigen,

aber gemüthlichen Formen der alten deutschen Kunst. Sie sind wohl im fünfzehnten, spätestens im sechzehnten Jahrhundert entstanden. Staffler sagt uns zwar, das Bildstöckel sei erst im Jahre 1638 errichtet worden, zur selben Zeit, als die Pest vor der Thüre war und die Welsberger ihren Wallfahrtsgang nach Enneberg gelobten, allein diese Angabe ist sicherlich ein Irrthum. Leider sind die Bilder in der untern Hälfte stark verwischt, aber die Farben der obern, unversehrten, prangen um so frischer und lieblicher. Ich stand lange vor dem Bildstöckel und hatte meine Freude daran. Die Tiroler waren der Kunst von jeher ergeben und der frühere Reichthum des Landes konnte dieser ihrer Liebe nur förderlich sein. Es ist in jenen Zeiten für Kirchen und Schlösser unendlich viel gemalt und geschnitzt, es ist aber seitdem auch unendlich viel verwüstet und zerstört worden, das meiste durch den hochwürdigen Clerus selbst, der überall, wo er konnte, das Alterthum renovirte und den Zopf an dessen Stelle setzte.

In den letzten drei Jahrhunderten thaten sich eine ziemliche Zahl inländischer Maler auf, deren Andenken meist durch die Altarblätter der Kirchen erhalten wird. Die einheimischen Kunstfreunde bewahren diesen Landsleuten immer noch einige Anhänglichkeit und Beda Weber wie Tinkhauser vergessen auch bei den Dorfkirchen nur selten die Meister ihre Bilder zu nennen. Einige derselben gelten für „berühmt,“ andere werden in die zweite oder dritte Reihe gestellt. Ich muß gestehen, daß ich, abgesehen von Martin Knoller, nie einen Unterschied gefunden habe. Ihre Gewänder sind im Weihrauch der Kirchen alle schwarz geworden, ihre Gesichter, ihre Arme und Beine sehen jetzt alle aus, wie westphälischer Schinken.

Uebrigens hat sich auch unser Welsberg einer solchen künstlerischen Celebrität zu rühmen. Hier wurde nämlich 1698 Paul Troger geboren. Der Vater war ein armer Landschneider, der für des Knaben Bildung nichts

erübrigen konnte. Aber eines Tages kamen fremde Herren, deren Name nie mehr zu erfragen war, durch das Dorf, bemerkten den Jungen, fanden an seiner Gestalt und seinen Manieren ein Gefallen und führten ihn mit nach Mailand. Er blieb dann längere Zeit in Italien und kam später nach Wien, wo er als Director der Maler- und Bildhauer-Academie 1777 im neunundsiebzigsten Jahre seines Alters starb. Martin Knoller, sein Landsmann, war, wie schon früher erzählt, sein Schüler. Trogers Compositionen seien, behauptet Staffler, geistreiche Schöpfungen einer kühnen Phantasie; doch vermisse man die Anmuth der Formen und den Schmelz der Färbung. — In der Pfarrkirche zu Welsberg hängen drei Altarblätter, welche der Künstler dahin geschenkt.

Ein anderer Welsberger, der früher hier gewohnt hat, wurde im Herrenstübel auch erwähnt, nämlich Graf Karl von Welsperg. Derselbe lebt jetzt über neunzig Jahre alt in Gratz und soll der allerletzte Karlsschüler sein. (Nach dem Gothaischen Kalender ist Graf Karl von Welsperg zu Raitenau und Primör, Erblandesstabel- und Küchenmeister, früher Vicepräsident des illyrischen Guberniums in Laibach, 1779 geboren.)

Noch ein dritter Welsberger ist zu nennen, Jakob Huter, der hier im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zur Welt kam. Sein Name ist eng verbunden mit der Geschichte der tirolischen Wiedertäufer, über welche Herr Professor von Kripp in Innsbruck ein interessantes Schulprogramm geschrieben hat. Es ist wirklich überraschend, wie mächtig damals unter dem jetzt so rechtgläubigen Volke jene Ketzerei überhand genommen hatte. Namentlich in den Gebieten, die der Bischof von Brixen als Landesfürst beherrschte, zählte die neue Secte ungemein viele und fanatische Anhänger, ja das Lüsenthal war für den Himmel damals ganz verloren. Wer aus der Geschichte die Ansicht gezogen, daß eigentlich die Re-

gierungen die Revolutionen hervorrufen, der wird auch finden, daß der Zustand der Kirche die Ketzereien erzeuge. Ein ehrlicher gut katholischer Zeitgenosse schrieb damals, daß er den Unflat im Hochstift Brixen seines Theiles nur mit weinenden Augen betrachten könne. Zucht und Frömmigkeit war in der Kirche so tief heruntergekommen, daß dem gemeinen Volke jede Ketzerei ein sichererer Weg ins Himmelreich schien, als das Verbleiben in einer so entarteten Gemeinschaft.

Allerdings waren die Wiedertäufer in jenen Zeiten ganz andere Leute, als ihre jetzigen Enkel, die sich von den gewöhnlichen Christen hauptsächlich nur durch Arbeitslust, Friedensliebe und Haften an den Kleidern abzuheben suchen. Damals stellten die Neuerer immerhin manche bedenkliche Sätze auf. Daß sie keine Kinder taufen, keine Eide leisten, das Abendmahl nur für ein Vorbild und Christum nur für einen Propheten halten, das hat man ihnen längst nachgesehen, aber wenn sie jetzt noch, wie dazumal, Gemeinschaft aller Güter — mitunter auch der Weiber — verlangen, alle Obrigkeit als eine Einrichtung des Teufels verschreien und auf deren Abthuung dringen würden, so möchten wohl auch heutiges Tages die Anstöße mit der Staatsgewalt nicht ganz zu vermeiden sein. Es ist daher um so weniger zu verwundern, daß damals der Landesfürst und die Bischöfe diesen neuen Glauben mit allen Kräften zu vertilgen suchten, nur geschah dieß nach der Weise der Zeit mit ungemeiner Rohheit. In Tirol wurden damals über tausend Wiedertäufer beiderlei Geschlechts gefoltert, geköpft, gehängt, verbrannt und ersäuft. Außer dem Bisthum Brixen fanden sich die neuen Weltverbesserer namentlich im Pusterthal zu Lorenzen und Welsberg, dann im Unterinnthal zu Hall, zu Rattenberg, zu Schwaz, wie überhaupt an allen Orten, wo Bergwerke betrieben wurden, denn die Tiroler Knappen waren

immer ein unruhiges, in Gottesgelahrtheit dilettirendes Volk.

Jener Jakob Huter, der Welsberger, war aber in jenen Tagen eines der angesehensten Häupter der neuen Secte und allerdings ein Mann von Kraft und Geist. Nachdem er in Lorenzen ein kleines Häuflein zur neuen Lehre bekehrt und erfahren hatte, daß zu Austerlitz in Mähren sich eine Gemeinde in ungestörter Ruhe befinde, begab er sich dorthin, erhielt die Zusage freundlicher Aufnahme und führte dann 1528 seine Glaubensgenossen, um sie der in Tirol verhängten Verfolgung zu entziehen, in jenes „Paradies," dessen Bewohner freilich mitunter auch, und zwar von sehr rohen Engeln, ausgetrieben wurden.

Huter hielt sich von da an bald in Mähren, bald in seinem Vaterlande auf und wirkte da und dort energisch für die Ausbreitung seiner Lehre, namentlich auch für Aufrechthaltung der oft gestörten Eintracht, wie für Entfernung gefährlicher Mißbräuche im Schooß der Gemeinde. Als er einmal wieder nach Tirol gekommen war, wurde er aber bei Klausen ergriffen, nach Innsbruck abgeführt und dort nach grausamen Martern am 18. Februar 1536 verbrannt. Man habe ihn, sagt die Chronik der Wiedertäufer, zuerst in Eis, dann in heißes Wasser gesetzt, in seinen Leib Schnitte gemacht, in die Wunden aber Branntwein gegossen und angezündet. „Seine Fähigkeit, auf das Volk zu wirken, sagt Herr Professor von Kripp, sein organisatorisches Talent, seine Rechtschaffenheit und unermüdliche Thätigkeit wird auch derjenige anerkennen müssen, der mit seinem Streben nicht einverstanden sein kann."

Damit war aber die Secte in Tirol noch nicht vertilgt. Sie hatte übrigens unter Menno's, ihres friesischen Reformators, Einwirkung mildere Anschauungen gewonnen, hatte namentlich auf gewaltsame Einführung

ihres idealen Gesellschaftszustandes verzichtet, ja sogar für sündhaft erklärt, sich irgend einer Waffe zu bedienen — sie war somit so ziemlich auf dem heutigen Standpunkt angekommen und eine ganz erträgliche Kirchengesellschaft geworden, allein der Staat nahm davon keine Notiz und fuhr fort zu köpfen und zu hängen, bis er gegen Ende des Jahrhunderts auch die letzte Spur dieser Ketzerei beseitigt hatte.

Mit der Geschichte der Wiedertäufer ist aber die Geschichte des Protestantismus in Tirol noch keineswegs erschöpft. Auch das Lutherthum erwarb sich damals zahlreiche Anhänger, namentlich unter den wohlhabenden Bürgersleuten und den reichen Edelherren, denen die Dogmen der Wiedertäufer natürlich nicht gefallen konnten. Aber auch gegen diese wurde, nachdem sie einige Zeit lang Duldung genossen, mit aller Strenge eingeschritten, so daß Luthers Lehre gegen Ende desselben Jahrhunderts ebenso ausgerottet war, wie die der Wiedertäufer.

Da der nächste Morgen sehr schön war, so ging ich gern spazieren. Die Landschaft ist voll kleiner Reize und enthält allerlei niedliche Zierden. Ueber dem Pragser Thal stehen zwei himmelhohe Dolomitenwände. Die Seite, die sie gegen Welsberg kehren, war noch unbeleuchtet und dämmerte in tiefblauem Morgendufte. Diese beiden Ungethüme zeichnen einen großartigen Zug in die Landschaft. Auf einem Hügel beim Dorfe liegt der Friedhof und seine Kirche, deren Bedeutung wir später hervorheben werden. Nicht weit dahinter in einer waldigen Schlucht steht die ehemals vielgenannte, jetzt herabgekommene Veste Welsberg, die dem Dorfe den Namen gegeben hat und einen Besuch sehr wohl verdient.

Es ist ein altes graues, doch ansehnliches Gebäude, aus welchem ein starker Thurm aufragt. Die Zugbrücke führt in einen Thorweg, der die Aussicht in den kleinen Burghof bietet. Links unter dem Thorwege öffnet sich

eine Pforte, die auf einen Hausplatz geht. Dieser ist mit zerbrochenen Fließen gepflastert, übrigens krumm, winklich und finster, ungefähr so, wie alle Vorhallen in diesen Burgen. Eine Stiege, die aufwärts zum Lichte leiten konnte, war in der Dunkelheit nicht zu finden, so daß ich mit lauter Stimme um Hülfe rief, worauf dann oben eine Thüre aufging und der Baumann erschien, der mich treuherzig begrüßte und mir Muth zusprach. Ich sei schon auf dem rechten Flecke — ich solle nur aufwärts stapfen — die Stiege finde sich von selbst.

Er hatte auch nicht Unrecht. Ich brauchte nur den Fuß zu heben und wieder zu senken, um eine Staffel zu fühlen, welche die erste mancher andrer war. Der bekannte fette Strick an der Seite, der sich nach einigem Tappen ebenfalls fand, war mir bei dieser Ascension nicht ohne Nutzen. So kamen wir glücklich zusammen und schüttelten uns, wie alte Freunde, die Hand.

Der Baumann, welcher, nebenbei bemerkt, mit elf Kindern gesegnet ist, führte mich ohne Rückhalt in alle Geheimnisse der Burg ein. Aber es ist nichts mit der Romantik, wahrhaftig nichts! Ein gebildeter Mensch möchte in diesen ritterlichen Hallen nicht umsonst wohnen, auch nicht um eine anständige Ergötzlichkeit oder „Burghut,“ wie man's früher hieß, so wenig als die jetzigen Grafen von Welsberg, die ihr unheimliches Stammschloß schon längst den Bauleuten und den Ratten überlassen haben. An Stuben und Gemächern fehlt es keineswegs, aber die zu ebener Erde sind ganz finster und jene im ersten Stocke nicht hell. Das tiefgebräunte Getäfel hat sich allenthalben noch aus den „Ritterzeiten“ erhalten. Auf diesem hängen etliche fromme Bilder der billigsten Gattung, darunter auch ein altes zersprungenes Oelgemälde aus dem 16. Jahrhundert, eine längst vergessene Gräfin darstellend. Der Raum, wo die Gräfin hängt, wird wohl der ehemalige

Rittersaal sein. Außerdem ziert ihn noch ein Hirschgeweih, an welchem verschiedene Jacken und Hosen baumeln, und, was ganz absonderlich, eine moderne Stockuhr unter einem Glassturz, welche einmal auf einer Versteigerung erstanden worden. Sonst ist der Hausrath, Stühle, Tische und Kästen von maßloser Schlichtheit, vielmehr lauter schmutziges, halbzerbrochenes Gerümpel.

Doch ist der Rittersaal immer noch das eleganteste, bestmöblirte unter diesen Gemächern; andere fanden wir ganz leer, oder doch nur mit Dunkelheit gefüllt, in andern stand ein schmutziges Dienstbotenbett und ein alter Stuhl darneben. Wieder andere waren nur mit jenen langen Rahmen ausgeziert, auf welchen die dünnen steinharten Zwiebackscheiben aufgereiht sind, des Landmanns tägliches Brod, das alle Jahre nur drei oder vier Mal gebacken wird. Wie in allen ehrbaren Burgen ist auch hier eine Schloßcapelle vorhanden, welche aber aller altherthümlicher Reize längst entkleidet worden. Die Aussicht aus den Fenstern ist ganz hübsch, reicht aber nicht weit, da das Schloß in einer Senkung liegt. Unten stürzt ein Gießbach durch die Waldschlucht; jenseits derselben ragt aus dem Forste wieder eine alte Ruine — ein fester Thurm und wildes zerfallenes Gemäuer um ihn her. Diese Burg, die doch erst 1765 in Feuer aufgegangen, nennt sich Thurn.

Somit hätten wir denn auch das ehrwürdige Schloß Welsberg gesehen. Auf den viereckigen, äußerlich gut erhaltenen Thurm kann ich den Leser nicht führen, da die Treppen nicht mehr gangbar; ebensowenig will ich ihn die Laubengänge, die ums Schloß herumlaufen, betreten lassen, da sie seit Menschenaltern nicht mehr ausgebessert worden und jetzt lebensgefährlich sind.

Schloß Welsberg hat wenigstens den Vorzug, daß sechs oder sieben geräumige Zimmer vorhanden waren und daher immerhin auch etliche Gäste aufgenommen

werden konnten. Es gibt aber sehr historische Burgen, welche nur zwei oder drei finstere Cajüten enthalten, in denen auch zur Tageszeit der Ritter und seine Gemahlin beim Spanlicht saßen, ersterer, um Minnelieder zu dichten, letztere, um seine Strümpfe zu flicken. Wie es da an hohen Zeiten gehalten wurde, wenn die ganze benachbarte Ritterschaft mit Edelfrauen und Edelfräulein, mit Edelknechten und Reisigen einritt und über Nacht blieb, das ist kaum zu erdenken. Wahrscheinlich wurden dann die Edelknechte und die Edelfräulein ganz angezogen ins Heu und zwischen sie ein Schwert gelegt. Wie mögen sie darnach geduftet haben! — Es ist nichts mit der Romantik!

Ueber die Geschichte dieses Schlosses wissen Beda Weber, Staffler und ich sehr wenig zu sagen. Früher hieß es Welfesberg und im Jahre 1140 soll es erbaut worden sein. Otto und Heinrich von Welsberg stifteten 1269 den „berühmten" Jahrtag zum Gedächtniß ihrer Ahnen und legten dem Pfarrer die Pflicht auf, alle Glieder des Geschlechts, die dabei erschienen, unentgeltlich zu bewirthen. Ich weiß nicht, warum Beda Weber diesen Jahrtag den berühmten nennt, denn er ist schon längst verschollen. So viel und nicht mehr bieten die nächstliegenden Quellen. Es trifft auch hier wieder zu, was ich einmal anderswo gesagt: So lange diese Burgen im poetischen Duft des Mittelalters flimmern, ist wegen Dürftigkeit der Nachrichten wenig Sicheres über sie zu erfahren und vom sechzehnten Jahrhundert an, wo die Schreiberei und die Küchen-, Keller- und Abgaben-Rechnungen beginnen, von wo an alle Geburten, Hochzeiten und Todesfälle verzeichnet sind, von da an ist die Romantik vorbei und sie werden uns gleichgiltig. Oder: so lange sie uns interessiren, weiß man nichts von ihnen, und so bald wir etwas von ihnen wissen, interessiren sie uns nicht mehr.

Darum können wir uns nur freuen, daß sich aus der romantischen Periode wenigstens Ein Geschichtchen erhalten hat, welches uns ein gewisser Kirchmaier, ein Brixener Chronist des sechzehnten Jahrhunderts, erzählt. Es wird von Regens Tinkhauser zwar als unerwiesen verworfen, könnte sich aber doch möglicherweise zugetragen haben. Graf Albert von Görz — so lautet die Märe — der 1304 zu Lienz starb, hinterließ eine schöne Tochter Emerentia, welche nach dem Willen der Brüder weit drinnen in Wälschland den Schleier nehmen sollte. Als Gardedame oder Reisemarschall für die weite Fahrt wurde ihr der Ritter Balthasar von Welsberg mitgegeben. Im Sinne der Brüder war diese Wahl nicht glücklich zu nennen. Von der edlen Mannheit des Begleiters hingezogen, gestand die junge Gräfin bald, daß sie lieber Hand in Hand mit ihm durchs Leben wallen, als dieses in einem wälschen Kloster vertrauern wolle. Das Pärchen ließ sich irgendwo einsegnen, was damals viel weniger schwierig war, als heut zu Tage, kehrte dann heimlich ins Pusterthal zurück und hielt sich, der kommenden Dinge gewärtig, zu Toblach in einem Bauernhofe verborgen. Die Brüder von Görz waren voller Wuth und forderten von den Welsbergern ihre Schwester zurück, allein diese überließen es ihnen, sie zu suchen, denn sie wußten sie selbst nicht zu finden. Da trat endlich der Probst von Innichen als Friedensstifter dazwischen und eine feierlich wiederholte Hochzeit, welcher auch Bischof Emicho von Freising beiwohnte, beschloß auf der Burg zu Welsberg diese verdächtige Rittergeschichte.

So problematisch sie ist, so werden gleichwohl zwei annoch stehende Gebäude auf sie zurückgeführt. Als nämlich Herr Balthasar von Welsberg in dem Bauernhofe zu Toblach die Kunde erhielt, daß die Görzer versöhnt seien, sprach er jubelnd zu seiner jungen Gemahlin:

Engel, es ist die Gefahr vorbei — und zum Andenken an diese Worte haben die Görzer den Hof unter dem Namen Englös zu einem Edelsitz erhoben. Frau Emerentia aber gelobte in Dankbarkeit für die glückliche Wendung ihres Geschickes der Jungfrau Maria eine Kirche zu bauen und so entstand „die Kirche am Rain," die Friedhofskirche, die wir oben erwähnt. Früher sah man darin auch wirklich das Görzische und Welsbergische Wappen — es sind aber beide vandalisch heruntergeschlagen worden. Dem Altarbild traut man eine ziemliche Wunderkraft zu. Mädchen und Jünglinge, welche unter ähnlichen Bedrängnissen seufzen, wie einst Emerentia und Balthasar, wenden sich mit Vorliebe hieher. Das ist so schön in Tirol, daß es nicht nur Gnadenbilder für Kopf- und Bauchweh, für Podagra und Rheumatismus gibt, sondern auch solche, die in den oft viel schmerzlicheren Leiden des Herzens, bei unglücklicher Liebe oder erschwerter Vereinigung hilfreich sind. Ein rothes Herz, aus Wachs gebildet, neben dem Altar aufgehängt, zeigt oftmal an, daß das Flehen der Liebenden erhört worden. Außer der Mutter Gottes zu Welsberg genießt in dieser Beziehung namentlich auch jene zu Absam einen guten Namen und viel Vertrauen.

Die Herren von Welsberg wurden 1539 in den Freiherrn-, später in den Grafenstand erhoben und 1565 mit dem Erblandstabel und Küchenmeisteramt der gefürsteten Grafschaft belehnt. Sie haben namentlich in Wälschtirol viele Güter erworben und waren bis in dieses Jahrhundert Pfandinhaber des Gerichtes zu Primör.

Eine Viertelstunde ober Welsberg, am Eingang des Gsießerthales, liegt das beträchtliche Dorf Taisten, welches als Tesido schon in jener Stiftungsurkunde Herzog Tassilo's aus dem Jahre 770 vorkommt und damals der Herrschaft Innichen als westliche Grenze gesetzt wurde. Wenn ich auf jenem Spaziergange schon gewußt hätte, was ich eben

bei Staffler lese, nämlich, daß die Pfarrkirche zahlreiche, von 1470 anfangende Grabsteine der Welsberger enthalte, so wäre ich gerne hinaufgestiegen, um sie zu besehen. Immerhin behalte ich mir den Gang auf ein andermal bevor.

Etwa drei Stunden weiter drinnen im Gsießerthale liegt ein Oertlein, St. Martin genannt. Dort wurde im Jahre 1776 unter den Bauersleuten ein Knäblein geboren, welches in der heiligen Taufe den Namen Johann Simon erhielt, später aber in den rothbartigen Capuciner Joachim Haspinger auswuchs. Als Jüngling kämpfte der tapfere Pusterer schon im Jahre 1797, wahrscheinlich bei Spinges, gegen die Franzosen und erhielt damals die silberne Ehrenmedaille. Im Jahre 1802 ging er unter die Capuciner und diente dann dem Herrn im Kloster zu Klausen. Anno Neun zog er als Feldpater mit den Landesvertheidigern aus, erhielt von Andreas Hofer ein Commando, führte es mit Auszeichnung, begeisterte durch seine feurigen Ansprachen seine Kampfgenossen und erschlug mit seinem eisernen Crucifixe nicht wenige Feinde. So stieg er mit seinem rothen Barte, wie der Kriegsgott Thor, gefeiert und ruhmreich über Berg und Thal, bis zum 29. Oktober, wo er der böse Geist seines Vaterlandes wurde. Damals saß Andreas Hofer im Hauptquartier auf dem Schönberg oberhalb Innsbruck und hatte eben die Botschaft erhalten, daß zu Schönbrunn der Frieden abgeschlossen worden. Er zweifelte nicht, daß alles vorbei sei und ließ seine vier Regentenschimmel einspannen, die man dem Obersten von Spaur abgewonnen, um ins bayerische Hauptquartier nach Hall zu fahren, als der Capuciner vor Wuth schäumend in das Haus stürzte, die neue Nachricht für eitel Lug und Trug erklärte, allen Widerspruch übertobte und auf einem Kriege bis zum Aeußersten bestand. Hofer ließ sich bethören, den Wagen umwenden und fuhr aufwärts nach Matrei, die erste Station nach

Mantua, zu seinem Tode. Der Capuciner predigte von neuem den heiligen Krieg, wurde jedoch am Berg Isel sofort aufs Haupt geschlagen. Er wollte sich nun nach Graubünden flüchten, fiel aber den Vinschgauern in die Hände, die ihn nach Passeier zum Sandwirth brachten. Diesen, der sich bereits zur Ruhe gesetzt, hetzte er nun neuerdings zum Kampfe auf, und so ging es allerwärts wieder los, ohne die mindeste Aussicht auf Erfolg. Die Gräuel im Pusterthal, die Brandstätten um Brixen, Peter Maiers und Andreas Hofers Tod — alles dies fällt auf des Capuciners Haupt. Später eilte er wieder flüchtig ins bündnerische Münsterthal, aber dort aufgespürt, schlich er sich ins Vinschgau, wo ihn ein Freund neun Monate lang verbarg. Endlich glückte es ihm, in fremder Kleidung auf weiten Umwegen nach Wien zu gelangen. Wenn Dr. Rapp in seiner „Geschichte Tirols im Jahre 1809," welche 1852 erschien, diese letzten Thatsachen einfach dem Büchlein Bartholdy's, das schon 1814 ans Licht getreten, nacherzählt, so zeigt dies deutlich, wie mühelos man die Erinnerung an solche Heroen behandelte, da ein Brieflein an den damals bei Wien noch lebenden Haspinger genügt hätte, um sich eine Originalquelle zu verschaffen. Uebrigens wäre aus Staffler immerhin noch nachzutragen, daß es das Schloß Goldrain im Vinschgau gewesen, welches den Capuciner in seine schützenden Mauern aufnahm, und daß dieser später als Handwerksbursche durch die Schweiz nach Mailand und von da nach Wien wanderte. Der Kaiser verlieh ihm dann die Pfarre Hietzing in der Nähe seiner Hauptstadt. Indessen, so viel er verschuldet — man führte auch den wüthenden Rothbart in liebendem Andenken fort und im Jahre 1848, als er die Tiroler Studentencompagnie, welche Adolf Pichler commandirte, von Wien herauf als Beichtiger begleitete, freute sich das ganze Vaterland, ihn wieder zu sehen.

Es ist uns eigen, daß wir liebe Freunde immer so im Gedächtnisse behalten, wie wir sie beim letzten Abschied gesehen und daß wir, sie nach Jahrzehenten wieder findend, uns fast ärgern, daß sie sich verändert haben, gleich als wenn uns das nicht selbst begegnet wäre. So stutzten auch die Tiroler, als damals im Jahre 1848 statt des dreißigjährigen Capuciners in der braunen Kutte mit dem feurigen Barte ein siebzigjähriger glattgeschorener Greis im schwarzen Priestergewand heranwankte, der von dem Bilde, wie es im Gedächtniß hängen geblieben, keine Spur mehr an sich trug. Er zeigte sich sehr zuthunlich und gesprächig, ja, wie einige meinten, greisenhaft geschwätzig und befremdete fast durch das ironische Lächeln der Nachsicht, mit dem er Hofers und Speckbachers Thaten behandelte, sowie durch die immer durchbrechende Eigenliebe, mit der er so ziemlich die ganze Glorie von Anno Neun für sich allein in Anspruch nahm. Dieser Anspruch, in solcher Ausdehnung ohnedies schon sehr zweifelhaft, erscheint aber noch viel problematischer, wenn man die Enthüllungen nachliest, welche Dr. Streiter's „Blätter aus Tirol" (Wien 1868) über den rothen Capuciner mittheilen.

Seine Gebeine ruhen seit dem 12. Jänner 1858 in der Franciskanerkirche zu Innsbruck, ebenda, wo auch Hofer und Speckbacher ihre letzte Ruhestätte gefunden.

VIII.

Ueber den Brenner.

1867.

Im freundlichen Hall und am Musensitz zu Innsbruck ertheilen sie jetzt jedem Fremdling, der auf der neuen Bahn über den Brenner fahren will, den guten Rath: seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen und über die irdischen Dinge sein Testament zu machen. Darum ist es für manchen reiselustigen Leser, der denselben Weg im Sinne hat, vielleicht nicht ohne Belang zu vernehmen, daß wieder einer glücklich durchgekommen. Es folgt daher ein kurzer Bericht, fragmentarisch und tagebuchartig, der eigentlich nichts anderes sein soll, als eine Anzeige von meiner Rettung. Er beginnt mit dem 17. September Morgens um acht Uhr, wo sich auf dem Bahnhofe zu Innsbruck ein zahlloser Haufe von Reisenden allerhand Art durcheinanderdrängte. Der Katholiken-Congreß war vorüber, aber der Geruch war noch zu spüren, d. h. man sprach noch viel von diesem interessanten Ereigniß. Im Grunde scheint man sich in gegenseitiger Enttäuschung getrennt zu haben. Einerseits hatte man wärmere Aufnahme, einige Decorationen, Festjungfrauen und mehr Marenden, andrerseits mehr Talent und ge-

scheidere Reden erwartet. Der denkende Generalstab war, wie man behauptete, zu Hause geblieben und hatte nur einige Hauptrobler ins Treffen geschickt, welche aber in einem Lande wo die Trolf und andere dramatische Prediger alle Sonntage umsonst zu hören sind, gegen einen Gulden für den Sperrsitz weder überraschen noch imponiren konnten.

Nach langem Warten — denn die Züge haben jetzt oft Verspätung — aus solchen Gesprächen gerissen, eingestiegen und mitten in den schwärzesten Tunnel hinein. Ueber unsern Häupten liegen die Kampfesfelder am Berg Isel, wo sich 1809 Andreas Hofer, Speckbacher und der Capuciner Haspinger mit den Bayern und Franzosen herumgeschlagen. Die unterirdische Nacht, das fürchterliche Poltern der rollenden Wagen, der schrille Angstruf der Maschine beklemmen die Brust, die erst frischer aufathmet, wenn es nach zwei oder drei Minuten wieder ins Freie geht, obgleich nun die häkeligste Strecke des Baues beginnt. Etwa drei Wegstunden lang zieht nämlich die Bahn an der morschen Steilseite des Gebirges hin, welche aber mitunter so wenig Raum bot, daß von unten her, oft mehr als hundert Fuß hoch herauf, durch Anschüttungen erst ein Boden geschaffen werden mußte. Die Masse scheint sehr beweglich und locker und der Laie könnte leichtlich fürchten, daß er gählings sammt Wagen und Locomotive, Zugführern und reisendem Publikum hinunterrutschen möchte in die schäumende Sill, welche im fernen Abgrund sich zwischen den Felsen durchwindet. Wenn ein solcher Laie keine Angst haben soll, so muß er auf die List und die Kunst der Baumeister ein bombenfestes Vertrauen setzen, aber auch wenn er dieß setzt, so fühlt er sich doch angenehm gehoben und läßt in seinem Herzen einen leisen Juchezer los, sobald er jenseits der Station Patsch zu bemerken glaubt, daß fester Felsenboden und eine sichere Unterlage

gewonnen ist. Außer den zahlreichen Tunneln (fünfzehn nur zwischen Innsbruck und Matrei) bietet die Bahn nicht vieles, was das blöde Auge des Touristen, der kein Techniker ist, überraschen könnte; das meiste entgeht wohl auch seinen Blicken, da er oft oben dahin fährt, ohne zu merken, welch kolossale Bauten unter der Bahnsohle geführt worden sind. An einer Stelle sieht er mit Verwunderung, daß der Eisack sachte aus seinem Bette gehoben und in ein anderes übertragen worden ist. Wo dieser früher floß, geht jetzt der Wagenzug und er selbst strömt nunmehr durch einen Tunnel, welchen man ihm zur Entschädigung angewiesen. Auch die Sill ist bei Matrei in ähnlicher Weise behandelt worden.

Zweimal geht die Bahn, um den richtigen Anlauf zur Höhe zu gewinnen, in wohlgelegene Seitenthäler, nach Schmirn und Pflersch, hinein. Der Fahrgast sieht dann weit oben eine Gallerie an der Halde hinstreichen, die wohl auch ihren Zweck haben muß; aber während der Zug immer rastlos fortrollt, bemerkt er auch bald, daß er sich jetzt selbst auf jener Höhe befinde und bereits in der Lage sei, auf die frühere Fahrstrecke von oben herunter zu schauen. Jene himmelhohen Brücken aber, die von einem Berg zum andern springen, jene Knalleffekte, wie sie am Sömmering zu gewahren sind, jene Weltwunder, die den Touristen vor Erstaunen starren und die Actionäre vor Betrübniß weinen machen, lassen sich hier vergebens erwarten. Ein Sachverständiger aus Schwaben soll nichtsdestoweniger über die ganze Leistung, sich an ein Distichon seines großen Landmanns anlehnend, den schönen Spruch gethan haben: „Die Ehrlichkeit und Tüchtigkeit dieses Meisters erkennt man am besten aus dem, was er nicht gebaut hat."

Die ganze Landschaft von Innsbruck bis an die Franzensveste bei Brixen ist übrigens eine einzige lange

Alm, durch die sich wie eine schmale Häuserzeile die Brennerstraße zieht. Der altrömische Flecken Matrei und sogar ein Städtchen, das freundliche Sterzing, haben sich allerdings auch da hineingelegt, allein da man nicht wie früher durch ihre stolzen Hauptstraßen fährt, sondern sie nur von der Seite sieht, so nehmen sie sich nicht besonders aus. Die übrigen Bestandtheile einer Alpenlandschaft, als smaragdgrüne Wiesen, tiefdunkle Wälder, ragende Hörner, wilde Sturzbäche und Wasserfälle, verwegene Felsensteige, melodisches Herdengeklingel und zwischen diesem allem die weißen Häuschen voll Kindersegen, Zufriedenheit und Familienglück sind bekannt und daher kein Grund sie weiter zu beschreiben. Einigemal sollen sich, und namentlich im Pflerscherthal, auch wunderschöne Blicke in die nahe Fernerwelt hinein werfen lassen, allein von meinen eigenen Entzückungen ist wenig zu melden, weil dazumal die Nebel viel zu weit herunterhingen. Auf dem Brenner gewahrte man wieder die gewöhnliche Enttäuschung der gewöhnlichen Reisenden, welche immer den Glauben mitbringen: hier auf dem hohen Uebergang von Deutschland nach Italien müsse man einerseits bis an den Böhmerwald, andrerseits bis an den Apennin aussehen — während sie sich doch in einer waldigen Schlucht befinden, welche weder vorn noch hinten einen Ausgang zu haben scheint.

Also nach mannigfachen Erschaunissen, daran geknüpften Gefühlen und Empfindungen, und nach einer vierstündigen Fahrt vor dem räthischen Bischofssitz angelangt, wo ich aus alter Anhänglichkeit etwas zu bleiben gedachte, obgleich eben starkes Regenwetter herrschte. Trauriger Gedanke unter den dicht fallenden Niederschlägen mit Ranzen und Reisetasche ohne Regenschirm in die nicht ganz nahe Stadt hineinzutraben, als das überraschte Auge auf etliche schmucke Omnibusse fiel, welche die Gasthöfe dort drinnen zum Empfang ihrer

Kundschaft herausgesendet. Quis talia fando temperet a lacrimis? Ein Fortschritt zu Brixen! Jetzt bricht alles zusammen — stürzt ein, ihr Wände!

Nicht ohne Bequemlichkeit fuhren wir also dahin und vor den altehrwürdigen Gasthof zum Elephanten. Dieser hat seinen Titel von einem solchen Thier, welches am zweiten Januar 1551 hier einkehrte und ungemeines Aufsehen erregte. Es zeigt sich mit seinen Begleitern noch heutiges Tags neben dem Portal aufgemalt. Auch einige erklärende Verse sind dazugegeben. Dieser Gasthof ist mit Forellen, Aalen, Wildenten, Auerhähnen, Gemsenfleisch und andern Leckerbissen immer reichlich versehen und wird von einer fleißigen Frau Wirthin mit artigen Manieren musterhaft geleitet. Auch der Keller ist trefflich besorgt, und der vorsichtige Reisende mag sich hier immerhin etwas vortrinken, denn weiter südlich wird er so angenehme Weine schwerlich wieder finden. Alles dieß läßt den Elephanten bei den Landeskindern ein ungewöhnliches Ansehen genießen, aber für einen cisalpinen Deutschen hat er offenbar zu viel Fliegen — wenn auch nicht mehr als andere Gasthöfe im schönen Tirol — von den italienischen Wirthshäusern ganz zu geschweigen.

Als wir einst dort „enter der Brucken" (im Innthal), ein kleines Gabelfrühstück einnahmen und aus der Sauce zwei oder drei verschmorte Leichname zogen und uns dabei ekelten, sprach der Weise von Hall in sanft belehrendem Tone: „Wahrlich, ich sage euch, ekelt euch nicht! Es wäre euch besser, ihr nähmet gar nichts zu euch, sofern ihr euch vor diesen harmlosen Thierchen fürchtet. Wir gestatten ihnen überall Zutritt, in Suppen und Saucen, in Salat und Gemüse, in Essig und Oel. Entfernt sie nur ruhig mit der Messerspitze und eßt dann rüstig weiter!" Aber es gibt Nerven, die sich leichter an schwindelnde Fußsteige, an die furchtbarsten

Wildnisse der Gletscherwelt gewöhnen, als an Ungeziefer in den Speisen. Eine Verweisung darauf, wie reinlich in dieser Beziehung gewisse Schweizerkantone sich darstellen, könnte der Sache leicht eine confessionelle Färbung verleihen, die um jeden Preis vermieden werden soll. Wenn es aber einmal ausgesprochen wäre, daß der Schmutz in Städten, Straßen, Häusern und Küchen leicht dazu beitragen könnte, die Häretiker, Irrlehrer, Skeptiker, die gefährlichen Pastoren und Superintendenten fern zu halten, so möchte er fast eine religiöse Bedeutung gewinnen. Welcher Gasthof dann noch in seinem Innern die holländische Reinlichkeit einführen würde, der könnte leicht, wenn auch nicht des Protestantismus, doch als jansenistisch verdächtigt werden. Und eine Menge Wünsche und Gebete würden sich an die tirolischen Fliegen richten, etwa lautend: O ihr wackern Bundesgenossen in dem schweren Streite, legt keinen Werth auf euer kurzes Leben! werft euch als Martyrer der Glaubenseinheit in die Suppen, in die Saucen, in alle Brühen, wo ihr ihnen am zuwidersten seid. Es ist ein Opfertod wie ein anderer! — —

Da das Publikum allmählich so indiscret geworden, daß es sogar controlliren will, wie seine Berichterstatter ihre Zeit zubringen, so darf ich nicht verschweigen, daß ich im Elephanten von drei bis fünf Uhr auf weichem Pfühle geschlafen habe. Ich füge nur noch bei, daß es der Ermüdung halber nothwendig war. Nachher ging ich, da es noch immer regnete, ins Lesezimmer, welches unter Leitung des Herrn Dr. Thaler angenehm aufblüht. Abends Conversation im Elephanten.

Auf die Nacht, welche mächtige Regengüsse und Windstöße auszeichneten, folgte ein sonniger Morgen, der die herrliche Landschaft in feuchtem Glanze schimmern ließ. Der Eisack und die pusterthalische Rienz zogen aber jetzt ganz chocoladefarbig einher, und so solid war das Colorit,

daß nicht einmal die Kämme der Wellen weiß erschäumten. Dabei auch ein neues Volksvergnügen gewahrt und kennen gelernt — die Holzfahe. Wenn nämlich im Gebirg starke Gewitterregen niedergehen, so bringen die angeschwollenen Wildbäche aus dem Wald eine Menge „Wildholz“ mit, gefallene Aeste, Scheiter, mitunter auch Brücken und Stege, kurz allerlei schwimmendes Zeug, welches dann die Flüsse des Thals auf ihren Wogen dahinführen. Dasselbe wird nun auf einzelnen „Fahen,“ hölzernen Stegen die in den Strom hineinreichen, oder auf den Brücken von den Fahern mit eigenen Rechen herausgefaht. Es fordert aber bedeutende Geschicklichkeit und Stärke so einen schwimmenden Wiesbaum mit dem Rechen correct emporzuschnellen und auf der Brücke in Sicherheit zu bringen. Die anwesende Schuljugend belohnt zwar die glücklichen Angler mit neidlosem Applaus, ist aber auch sehr sarkastisch, wenn einer etwa einen alten Schuh oder einen verlorenen Strumpf emporfischt. Während ich so dastehe und zuschaue, kommen plötzlich fünf runde Stämme von ansehnlicher Größe heran, welche, als ob es fünf Walfische wären, mit lautem Jubel begrüßt werden. Alles fällt mit Harpunen, Rechen, Beilen, Seilen über die Ankömmlinge her, und unter weithin schallendem Hih und Hoh gelingt es sie ans Land zu ziehen. O gesegneter Strand! Daß jetzt manch armer Junge hinten „in der Krautwälsch“ oder am Krimmlertauern keinen Steg mehr findet um Abends fensterln zu gehen, scheint diese schwarzen Seelen nicht zu kümmern! Der Fang ist übrigens in guten Jahren so ausgiebig, daß manches Hauswesen seinen ganzen Winterbedarf damit deckt. — Von da durch die Vorstadt Stufels hinauf nach Krakofel, alter Burg weiland der Krakofler mit vielen Fenstern, jetzt Bauernhof und weithin leuchtendes Musterbild südtirolischer Pittoreskität oder Malenswürdigkeit. Der ganze Bau, ehemals

wohl weiß angestrichen, ist jetzt kaffeebraun und so entschieden aus den Fugen gegangen, daß er, wie die Uhland'sche Säule, jede Nacht einstürzen kann. Anderswo würde man gleich nach der Polizei rufen; hier läßt man die abgestandenen Sachen ruhig stehen bis sie von selber fallen — alles andere nennt man Montgelasismus. Im Hof ein gediegener Misthaufe, auf welchen die ausgerenkten Fenster in mittelalterlichem Ernst herunterschauen, darüber eine Rebenlaube voll dunkler Trauben und daneben ein Wagen, mit dem man nicht mehr fahren kann — alles sehr malerisch! In der Stube endlich drei kleine kränkliche Kinder, eines davon ein Drottel mit einem Wasserkopf, so groß, wie ich noch keinen gesehen, alle drei mit einer grauslichen Morgensuppe beschäftigt. Eine gutmüthige Base stand daneben und erklärte: Vater und Mutter seien gestorben, die Kinder krank, kein Kreuzer Geld im Hause und großes Elend. Ich gab ein kleines Almosen und wurde mit dem wärmsten Dank entlassen.

Von da nach Seeburg hinüber, wo einst ein alter Freund, Dr. Franz v. Guggenberg, gewaltet, und jetzt seine hinterlassene Familie sich der gesunden Luft erfreut — ein sehr angenehmes Besitzthum, welches über ganz Brixen und die Vereinigung des Isarcus mit dem Purrus (der Rienz) und über die schön gelegenen Bergdörfer, die zu beiden Seiten auf die Stadt hinunterschauen, über die Rebenhalden und die grünen Wiesen, über die Häuschen, Ansitze, Schlösser, Capellen und Kirchen, die im Thale wimmeln, kurz über die ganze reizende Landschaft hinaussieht und jetzt, da es veräußert werden soll und der Stand der eigenen Glücksgüter jeden entsprechenden Gedanken fern hält, allen alten Bureaukraten, die von den Akten, bejahrten Helden, die von ihren Siegen ausruhen, reich gewordenen Fabrikanten, die sich mit Heraldik, bemittelten Bierbrauern, die sich fortan mit Weinbau beschäftigen wollen, bestens empfohlen wird.

Den Brixner Merkwürdigkeiten eignet der Vorzug, daß sie niemanden ermüden. Wer den Kreuzgang im Dom mit seinen alten Malereien, die unter Leitung des vielverdienten Herrn Regens und Conservator Tinkhauser wieder eine fröhliche Urstände erlebt, den Denkstein Oswalds von Wolkenstein aus dem Jahre 1408 und die kleine Johanniskirche, in welcher Heinrich IV. den Papst Gregor VII. absetzen ließ, wer diese drei Stücke betrachtet und etwa noch dem alten, schönen Pfaundler-schen Hause unter den Lauben einen Besuch abgestattet hat, der mag getrost in den Elephanten zurückkehren und in der Küche nachfragen, was Wald und Fluß wieder neues geliefert. So alt das Bisthum, so jung ist, dem Aussehen nach, sein jetziger Sitz; fast alles modern und bedeutungslos. Im kleinen — was tragbare Merkwürdigkeiten betrifft — schreiben die Brixner diese Armuth den Bayern, Franzosen und andern Kriegsvölkern zu, die Kriegsvölker aber, was Architektur betrifft, der Modernisirungssucht der früheren Bischöfe, welche keine Rast und Ruhe hatten bis nicht alles vertilgt war, was an romanische und gothische Jahrhunderte erinnern konnte. Wenn der Wanderer auf tirolische Literatur ein Auge hat, so darf er auch die A. Weger'sche Buchhandlung nicht übersehen. Sie hat in den letzten Jahren eine bedeutende Thätigkeit entwickelt. Unter ihren Verlagsartikeln finden sich auch jene Grammatiken, welche Herr Professor Mitterrutzner zu Brixen 1866 und 1867 über die Sprachen herausgegeben hat, deren sich die Dinka und die Bari, die wilden Negerstämme in Centralafrika, bedienen.

Am selben Mittag brachten die Ingenieure die bedenklichsten Nachrichten. Von Bozen her Telegramme, daß der Zug schon seit einigen Stunden bei Atzwang sitze und das Wasser die Unterbauten zu beschädigen drohe; von Innsbruck her völliges Schweigen, denn

die Stangen waren oben bei der Franzensveste umgefallen. Einige Zeit später hieß es: beide Züge würden sich vielleicht noch im Laufe des Nachmittags hier zusammenfinden. Diese Unsicherheit schien mir peinlich, und statt mich den halben Tag erwartungsvoll auf den Bahnhof zu setzen, zog ich vor entschieden dazubleiben und noch einiges zu „studieren."

Zunächst nun ein Versuch nach dem Fallmerayer'schen Tschötsch zu gehen, welchem aber der Himmel, der wieder drohend geworden, hindernd entgegentrat. Dem freundlichen Herrn Curaten meinen Besuch vorbehaltend, gerieth ich endlich in des Herrn Bürgermeisters Ostheimer neu errichteten Wein- und Kaffeegarten. Schön gelegene Stätte, dicht ober der Bahn, mit Marmortischen und andern Eleganzen, fast wie am Rhein. Man nimmt die Erfrischungen unter Aufsicht dreier Heiligen ein, des Königs David, Johannes des Täufers und des heiligen Pachomius, welche sämmtlich hölzern zur Seite stehen. In Tirol muß man sich an die beständige Gegenwart der Heiligen gewöhnen, wie in Ungarn an die der Patrioten. Wie dort zu Ofen-Pesth in jedem Gasthof und in jedem Zimmer die Kossuth, Deak, Szechenyi, Wesselenyi u. s. w., so hängen hier an allen Wänden die heiligen Josef, Jakob, Valentin, Georg, Nothburga, Philomena u. s. w. Wer mein Verhältniß zu den Heiligen näher kennt, der wird nur sagen können, daß es ein sehr gemüthliches ist, namentlich zur heiligen Philomena, welche ich vor langen Jahren im Paznaun, als sie auf die Nase gefallen war und sich selbst nicht mehr helfen konnte, wieder aufgerichtet habe, wofür ich ihr noch immer Rechnung trage. Aber ob es nicht sehr wohlthätig wirkte, in die Monotonie dieser himmlischen Heerschaaren auch einige irdische Größen aufzunehmen? Warum sieht man denn nirgends Bilder aus unsern Tagen? Warum ehrt dieses Volk seine lebenden Heroen

nicht? Wo sind die Vorkämpfer des alten heiligen Tirols? Wo find' ich Hasselwanter, wo Greuter, die Makkabäer in dieser heidnischen Zeit? Warum hängt man sie nicht auf?

Am andern Morgen lieblicher Sonnenschein, und die ganze Natur, vom Thalboden bis zu den höchsten, nun beschneiten Spitzen hinauf, reinlich gewaschen und sauber.

Gegen acht Uhr ging ich in die Mahr hinaus, ein altbekanntes Wirthshaus, welches eine Stunde von der Stadt an der Bozener Straße liegt. Dort waltete einst Peter Maier, der edle Schützenhauptmann, den die Franzosen am 20. Februar 1810 zu Bozen erschossen haben, weil er sein Leben nicht durch eine Lüge retten wollte, was meine „Herbsttage" Seite 110 ausführlicher erzählen. — Er war aber in seinem eigenen Hause nicht mehr zu erfragen, denn es ist schon längst in andern Händen. Endlich fand sich gleichwohl eine Auskunftsperson, ein Gast aus der Stadt, dessen Gedächtniß bis zu dem Helden hinaufreichte. Auf Peter Maier den Ersten folgte Peter Maier der Zweite, der in jungen Jahren starb und einen einzigen ehelichen Sohn hinterließ, welcher — a recht a feiner Bue — zu den Studien ging, aber vor deren Vollendung ins Grab stieg. Peter Maiers des Zweiten Wittwe heirathete wieder; ihr Mann verkaufte jedoch das Anwesen, weil der Wildbach alle Jahre lästiger wurde. Seit diesem ist schon der dritte Besitzer auf dem Hause, in welchem des Helden Name und Ruhm niemand mehr kennt. Große Verwunderung, daß ein Fremder nach so langer Zeit mit so großer Neugierde nach dem alten „Rebeller" fragte. Es gereichte mir aber zum besondern Vergnügen, sein Gedächtniß hier wieder einzuführen und dem Brixner, der es auch nicht wußte, sowie den andern Zuhörern zu erklären, wie und warum ihn die Franzosen erschossen. „Ist der Leib in Staub zerfallen," sagt Schiller, „lebt der große

Name noch,“ ja, aber nur in den Büchern, wo ihn die wenigsten finden. Von den vielen nachgebornen Kindern Peters des Ersten war nichts mehr zu erfahren, alles verstorben und vergessen. Die unvorsichtige Frage, ob nicht etwa ein Porträt vorhanden, beantwortete der Brixner dahin, daß sich damals die Bauernwirthe noch nicht haben photographiren lassen.

Vor etwas längerer Zeit, nämlich im Jahre 1225, ist hier an der Mahr auch ein Turnier abgehalten und Ulrich von Liechtenstein, der Rittersmann aus der Steiermark, dabei verwundet worden; allein da schon Peter Maier, obwohl erschossen, fast verschollen ist, so wird von Ulrich von Liechtenstein, der nur verwundet worden, wohl noch weniger zu erfragen sein.

Mittags wieder auf dem Bahnhof, um den verspäteten Zug zu erwarten, und nach langem langem Geplauder, welches stehenden Fußes abgehalten werden mußte, da eine Restauration noch nicht vorhanden ist, in den Wagen. Von Innsbruck bis hieher muß, wer etwas sehen will, am Fenster zur rechten Hand sitzen; von Brixen nach Bozen sollte er aber immer auf beiden Seiten zugleich sein. Es sind wunderbare Schluchten, diese rothen Eisackschlünde, mit ihrem grünsammetnen Buschwald und all ihrem mittelalterlichen Zierrath von Burgen und Schlössern, mit der Stadt Klausen und den mancherlei Dörfern, deren spitze Thürme über die Berge herübergrüßen. Seben, Sabiona, das alte Römer-Castell, des Brixner Bisthums erste Pflanzstätte, auf seinem vorgeschobenen, hochabfallenden Felsen, und die mächtige Trostburg, sie treten besonders groß entgegen.

Dieß stolze Schloß, das einst wohl auch eine römische Veste gewesen, zieht uns mächtig hinan. Wer bisher in den tirolischen Burgen des Mittelalters nur düstere, unheimliche Spelunken gefunden, der hofft vielleicht hier in dem berühmten Sitze der reichen Wolkensteiner

endlich alle Eleganz und Pracht der Ritterzeit vereinigt zu treffen. Aber wenn er den rauhen Pfad überwunden, so erwartet ihn da oben die oft erlebte Enttäuschung wieder. Auch Schloß Trostburg ist nur ein seltsamer Wirrwarr von Höfen, Treppen und Bogengängen, die sich alle einander im Wege stehen. Ein niederer Ahnensaal aus der Zeit der Renaissance mit schön geschnitzter Decke ist das einzige Prunkstück, das den Wanderer ergötzen möchte. Außerdem finden sich in dem Winkelwerk noch ein paar zerstreute Zimmer, welche bewohnt werden können. Eine mit Estrich ausgeschlagene Halle ist zwar hoch und weit, aber ohne allen Schmuck. Es steht nur ein kleiner Tisch darin, an welchem der Verwalter sein Mittagsmahl einzunehmen pflegt. Der jetzige Stammhalter, Graf Leopold von Wolkenstein-Trostburg, der alljährlich, mehr aus Anhänglichkeit an den Namen als zum Vergnügen, einige Wochen auf der Burg verlebt, stellte sich eigentlich erst eine erträgliche Wohnung her, indem er der einen Mauer des Burghofs gegenüber eine parallele aufführen und den Zwischenraum überdachen ließ, so daß eine Flucht von vier Zimmern entstand, welche zwar mit klösterlicher Einfachheit ausgestattet, aber gleichwol behaglicher sind, als die andern Gemächer, die noch in dem stolzen Schloß zu finden.

An die unsäglichen Schwierigkeiten, welche die Bahnbauer hier im Kunterswege zu überwinden gehabt, denkt der Befahrer nicht, weil er mit grausamer Eile von einer Schönheit zur andern gerissen wird. Endlich öffnet sich die Schlucht, und die alte Stadt Bozen mit ihrem Dom, aus dem weiten Rebengelände aufsteigend, liegt vor uns. Vergnügten Herzens sind wir ausgestiegen.

Diese Schilderung ist ohne eine Bemerkung nicht zu schließen, nämlich nicht ohne die Bemerkung, daß unsere Bangigkeiten am Anfang mehr spaßhaft als

ernstlich zu nehmen seien. Seitdem die letzten heftigen Regengüsse ohne Schaden vorübergegangen, ist das Zutrauen neuerdings gewachsen. Vor Neujahr, meint man, sei nichts unerwartetes zu befürchten. Wie der Neubau den Winter und den Frühling mit ihren Lawinen und Erdrutschen überstehen werde, ist allerdings abzuwarten. Jedenfalls haben die Romfahrer und die Herbstgäste des Etschlandes jetzt noch manche schöne Woche vor sich, während deren sie die Bahn ohne Sorge benützen und sich des großartigen Werkes freuen können.

Den Elephanten in Brixen hat seit 1870 ein junger Mann, Hr. Joh. Heiß, übernommen, der Schwiegersohn der früheren Frau Wirthin, welche übrigens auch noch mitwirkt. Die Fliegen, denen man fleißiger nachstellt, sind in den letzten Jahren viel seltener geworden. — Krakofel, die alte Burg bei Brixen, welche damals den Einsturz drohte, ist seitdem wieder neu hergestellt und für Sommerfrischler, vielmehr für Frühlings- und Herbstgäste eingerichtet worden. Der Sommer dürfte hier nämlich den nordischen Gästen wohl zu warm werden, aber in der kühlern Jahreszeit wäre die herrliche Gegend von Brixen sicherlich ein wonniger Aufenthalt.

Nun kann der Elephant mit Recht als eines der ersten Hotels in Tirol bezeichnet werden. Auch befindet sich nächst dem Brixener Bahnhof nunmehr eine Restauration.

IX.

Bozen.

1844.

O lege dich nicht wenn's Abend wird,
Auf die Höhen im Rebenthale!
Da steiget leise der Weinduft auf,
Den Perlen gleich im Pokale.

Ich glaube, mich hat der Duft berauscht,
Daß ich zu träumen wagte,
Als wäre ein Neubruch das schöne Land,
Darüber die Freiheit tagte.

Münchner Dichter.

Nach dem langen Winter 1843 fand ich mich wieder auf einer Blumenterasse im Etschland, in einem schönen Garten bei Bozen. Hier am Lorbeerbusch träumt Schiller in bleichem Marmor, dort erhebt sich Goethe's gebieterisches Haupt, und in der Gaisblattlaube ist der verständige Nestor aus Prinz Zerbino aufgemalt, wie er im Garten der Poesie mit den Dichtern wortwechselt — alles freundliche Wahrzeichen, daß auch um diese letzte Stadt deutscher Zunge der deutsche Genius ein geistiges Band geschlungen habe, das sie dem großen Ganzen vereint. Ringsherum wiegen sich im Morgenwinde mannigfaltige Rosen, Georginen und Azaleen, während seltsame Cactussträuche, Aloën und andere exotische Gewächse in unbewegter Ruhe prangen. Gegen

die Höhe steigen, das liebliche Plateau umfassend, cyklopische Mauern auf, welche Weinlauben, Oelbäume, nebst manchem Belvedere tragen und sich in den grünen Buschwald verlieren, der die ungeheure Porphyrwand überkleidet. Aus den Ritzen dieser Steinlager wachsen wilde Opuntien empor, welche, so ärmlich sie herumkriechen, doch an die blauen Berge erinnern, die ihren Scheitel im jonischen Meere spiegeln. In der Niederung liegen Weingüter, sammt und sonders in zierlichen Bogengängen, und aus den Weingütern steht die Stadt auf, in dünnem Morgenflore, mit dem feinen gothischen Pfarrthurm, der sein fleißiges Geläute erbauend herüber hallen läßt. Ueber der Stadt hinaus führt das Thal an der schlängelnden Etsch hin nach Italien, eine schmale Ebene, die sich im engen Einfange senkrechter Felsenmauern hinunterstreckt bis an die Klause von Verona. Man sieht da in viel blaues Berggeschiebe, das sich geheimnißvoll in einander drängt. Zur rechten Seite schießt über der Etsch die rothe Wand der Mendel auf, und ihr zu Füßen dehnen sich lockend die milden Höhen von Eppan, voll Dörfer, Höfe, Landsitze und Burgen. Dort drüben, an den Pforten der Weinkammer von Tirol, ragt die stolze Ruine von Sigmundskron und vom steilen Berghang herab glänzt Hohen-Eppan, die glorreiche Veste, jetzt zwar gebrochen, aber noch immer bedeutsamen Ansehens, fast wie ein galiläisches Bergstädtchen in Merians Bilderbibel. Neben ihr liegen noch andere Burgen, diesseits der Etsch Haselburg und Weinegg, weiter oben Karneid, da wieder eine Veste, da noch ein paar und wieder ein paar. — An dieser schönen Landschaft ergötzte ich mich oft stundenlang in dem Garten, dessen lieber Herr mich gastfreundlich zu sich geladen, um den Herbst mit ihm zu verleben. Da erfreute mich auch noch der Umgang einer liebenswürdigen Familie und das Labsal einer trefflichen Bibliothek,

für die der Hausherr alles gesammelt hatte, was die Literatur europäischer Völker Schönes hervorgebracht. Das war ein selig stilles Musenleben, an das ich mich meiner Tage mit Dankbarkeit erinnern werde.

Gehen wir jetzt aus dieser heimlichen Abgeschiedenheit hinunter in die lauten Gassen der Stadt, welche die reichste ist in Tirol, nach allgemeiner Annahme auch die heißeste, da der enge Bergkessel die Hitze mehr zusammen hält als die luftigern Lagen von Trient und Roveredo. Die Stadt ist ohne viele Zierlichkeiten, aber gut gebaut, voll hoher fester Häuser, mehr alterthümlich als neumodisch. Die Hauptstraße, schon in der ersten Anlage auf die Hitze des Sommers berechnet, ist etwas eng und finster ausgefallen, hat aber geräumige Bogengänge, Lauben genannt, unter denen auch in der wärmsten Jahreszeit eine kellerliche Kühle duftet. Fast an allen Häusern sind Erker angebracht, zur lustigen Aussicht Straß' auf und ab. Im Innern dieser Gebäude überraschen die großen Räume: die weite Hausflur, die mächtigen Stuben und insbesondere die eigenthümliche Lichthaube ein mitten im Hause stehender Hof, oben mit schwebendem Dach überlegt, unten durch sprudelnde Brunnen belebt, von wo aus Kühlung und frischer Luftzug in alle Gänge und Gemächer sich ergießt. Die italienischen Landleute, die auf dem Markt sitzen oder unter den Lauben rasten, die italienischen Aufschriften über deutschen Waarengewölben, das offene Leben vor den Kaffeehäusern, die zerlumpten Jungen, die sich dienstfertig um den ankommenden Fremden drängen, und manches andere erinnert, daß man an den Thoren von Wälschland steht.

Auch die Fauna erhebt sich mit üppigem Schwunge bis zur Erzeugung des Scorpions. Ferner gibt es gefährliche Vipern, die man hier zu Lande schlecht und recht Beißwürmer nennt. Im Pflanzenreiche kommt fast

alles fort, was in Hesperien wächst. Wer die Süßigkeiten des hiesigen Herbstes gekostet, die herrlichen Trauben, die feinen Pfirsiche und alles, was mit ihnen aus den Gärten kommt, der wird immer mit Sehnsucht daran denken, wie die reisenden Matrosen von Ithaka an die Lotosfrucht. Sehenswerth sind auch die Bozner Gärten. Wenn zu den warmen Lüften noch die Kunst des Blumenwärters und der Reichthum gartenfreundlicher Familien kömmt, so muß Flora allerdings ihre ganze Pracht entfalten.

Die günstige Lage hat die Stadt schon in frühen Zeiten zu großer Wohlhabenheit geführt. Gerade hier, in die Landzunge zwischen Etsch und Eisack mündet der befahrenste Straßenzug aus Italien nach Deutschland, um sich da in zwei Arme zu theilen, von denen der eine über den Brenner nach Bayern, der andere über Finstermünz und den Arlberg nach Schwaben geht. Beide Pässe, die niedersten, die über die Alpen führen, waren von jeher für Römerfahrten, für Heereszüge, für Pilgerschaft und Handelsverkehr sehr stark benützt. Die uralten romanischen Kirchlein in der Stadt und der Umgebung mit ihren weißen Thurmhauben erinnern noch an die lombardischen Zeiten, wo die Stadt auch schon ihre Bedeutung hatte. Uralt sind auch die vier Bozner Messen, die jetzt freilich sehr herabgekommen.

So ist die Stadt, wenn auch klein am Umfang, doch schon im frühen Mittelalter sehr wohlhabend geworden und muß immer noch dafür gelten, obgleich in dem letzten halben Jahrhundert der Reichthum eher ab- als zunahm. Die heutigen Bozner wissen auch, daß sie viel Geld besitzen und sie sollen sich sogar etwas darauf einbilden. Noch vor etlichen Jahrzehnten hat sich die Stadt nach bewährten Angaben einem sehr ungebundenen Sybaritenleben überlassen, zur Zeit geht aber ein zwiespältiger Ton durch ihre Gesellschaft; Weltlichkeit und

Andacht sind sichtlich mit einander zerfallen. Bozen hat jetzt nämlich nicht ohne Grund den Ruhm der frömmsten Stadt im frommen Tirol. Eine bedeutende Anzahl von Weltpriestern und Mönchen übt großen Einfluß auf das Familienleben der bessern und unwiderstehliche Gewalt auf die mindern Leute. Man geht alle Tage zur Messe, alle Tage zum Rosenkranz, alle acht Tage zu Beicht und Abendmahl. Die Gebote der Kirche werden nicht allein ängstlich gehalten, sondern, mehr als anderswo, mit sinniger Strenge ausgelegt. Viele Familen zeigen einen feurigen Eifer, sich durch äußere Frömmigkeit hervorzuthun, und wie sich an andern Orten vornehme Damen ihre Toilette aus Paris verschreiben, so beziehen sie hier Fastendispensen u. dgl. unmittelbar vom päpstlichen Stuhl zu Rom und sind wahrhaft stolz auf den kräftigen Zettel, während der gemeine Pöbel sich mit der ordinären Erlaubniß des Landesclerus begnügen muß. Amulete, Medaillen und derlei Haus- und Heilmittel, die man anderswo der frommen Einfalt des Landvolks überläßt, sieht man hier am Halse der Elite; auch Rosenkränze mit ausgespannten Händen und derlei starke Andachten kommen vor. Der gottselige Ausbund der Bozner hatte auch seinen guten Antheil an dem Aufkommen der Jesuiten in Tirol und das ist ihm übel notirt im Lande. Gebet- und Kochbücher bilden in manchem Hause die einzige Lectüre, denn die deutsche Literatur gilt in solchen als verdächtig, weil sie lutherisch (spr. lutt'risch) sei und man freut sich, nichts davon zu wissen. Geistiges Leben und ästhetischer Bildungstrieb sind daher unter den Frommen zu Bozen jedenfalls auf ganz anderen Bahnen, als sonst im deutschen Vaterlande, und eine Ausgleichung scheint um so weniger nahe, als man sich nicht ohne Eitelkeit der hohen Stellung rühmt, die man in der streng katholischen Welt verdientermaßen einzunehmen vermeint.

Anders dagegen denken zu Bozen die Männer des Handelsstandes. Diese verbringen ihre Jugend zu Wien, zu Triest und in den lustigen Handelsstädten Italiens und fügen sich nach der Rückkehr nur ungern in das klösterliche Leben der Vaterstadt. Da aber gleichwohl eine öffentliche Trübung des städtischen Hausfriedens lieber vermieden wird, so finden auch sie sich bald in die stillvergnügte boznerische Behaglichkeit hinein und freuen sich, den Hafen gefunden zu haben, ohne ihren Weltansichten zu entsagen. Die strengen Arbeiten des Comtoirs erheischen ausgiebige Erholung und so vergeht denn des Winters viele gute Zeit im Kaffeehause und die warmen Monate nimmt die Sommerfrische hinweg. Die leibliche Erquickung ist auf diese Art so wohlbedacht, daß die geistige daneben fast zu Schaden kommt. Ein Lesecabinet, wie im Casino des reichen Bozens findet sich in solcher Armuth gewiß in keiner andern deutschen Stadt von neuntausend Einwohnern. Freilich sagt man, die Andächtigen seien schuld an dieser Misere, da sie vieles, was die anderen wünschen, als lutherisch nicht vertragen wollen. Im Allgemeinen haben es die weltlichen Bozner dahin gebracht, daß sie im ganzen Lande als klug und berechnend, aber auch als selbstzufriedene Leute gelten, die sich zu sehr in ihre Kirchspielinteressen und altherkömmliches Wohlleben verloren haben. Andrerseits erkennen viele derselben im Stillen die Gebresten ihrer Stadt wohl an und deuten mit Bitterkeit dahin, wo nach ihrer Ansicht deren Quelle ist, auf die dicke frömmelnde Scheinheiligkeit, die über ihnen liegt und jede freiere Regung verketzert.

Da sie nun auch mit scharfem Witz und körnigem Salz wohl ausgestattet sind, so rächen sie sich heimlich an dem frommen Frauenvolk und seinen männlichen Patronen durch beißende Satire und dieß um so lieber, als ihnen nicht gestattet ist, öffentlich ihre Meinung an

den Tag zu legen. Von der andern Seite will man auch nichts schuldig bleiben, und man hat daher beständig den schönsten Stadtklatsch. Diese Eigenthümlichkeit des Bozner Lebens wissen insbesondere die Innsbrucker hervorzuheben, die freilich den Boznern überhaupt nicht grün sind.

Wäre ich nun ein Bozner, so würde ich dich, lieber Leser, vor allem in die schöne alte Pfarrkirche oder auf den neuerbauten Friedhof mit der Pforteninschrift: Resurrecturis, dann allenfalls in den gräflich Sartheinischen Garten führen, in die Privatsammlungen u. s. f., würde dabei bedacht sein, dir den bestmöglichen Begriff von hiesiger Stadt beizubringen und ihre vorragende Bedeutung im Verkehr, ihre angenehme Gesittung und hohe Achtung vor Kunst und Wissenschaft zu rühmen haben. Dasselbe ungefähr würde ich thun müssen, wenn ich ein amtseifriger, auf das Gesetz der Reise-Handbücher verpflichteter Wandersmann wäre. Nachdem ich aber weder ein Stadtkind bin, noch auch nach dem Buchstaben der Handbücher lebe, so führe ich dich meine eigenen Wege. Wir gehen also etliche Gassen ab und verschwinden unvermerkt im Hause Meister Moosers, des Gerbers, das nahe an der Pfarrkirche in einer Seitengasse steht. Meister Mooser nimmt's sehr freundlich auf, wenn fremde Leute bei ihm zusprechen und seinen Garten bewundern. Es ist auch in der That ein wunderlieblicher Erdenwinkel. In der Mitte steigt ein hoher Springbrunnen auf, ringsum sind Lauben und dunkelgrüne Wände von auserlesenen Gewächsen und in den Beeten hin und her die seltensten Blumen, während auf ragenden Schäften verschiedene Bildsäulen sich erheben welche eine Anzahl christlicher Tugenden darstellen. Uebrigens pflegt Meister Mooser neben der Kunst des Häutegerbens noch ein Geheimtalent, eine Liebhaberei zur linken Hand; er ist nämlich ein vortrefflicher Schnitzler und zwar im Fache der Architektur. So arbeitet er nun schon seit langen

Jahren an einer Weihnachtskrippe, welche die kunstreichste werden dürfte, die seit Christi Geburt errichtet worden. Mit den Männchen und Weibchen, die da eines Tages die biblische Geschichte aufführen sollen, beschäftigt er sich zwar nicht selbst, sondern läßt sie von andern trefflichen Händen herstellen, aber desto emsiger baut er an der Stadt Jerusalem, die den breiten Hintergrund der Krippe in nie gesehener Pracht und Herrlichkeit einnehmen wird. Als er das Kunstwerk begann, hatte er lauter moskowitische Ideen im Kopf, moskowitische Ideen mit stark mohammedanischem Anflug, und er schnitzte Tempel und Burgen wie im Kreml, mit wunderlichen Thürmen und birnförmigen Kuppeln, über denen der rechtgläubige Halbmond prangt, und mit Fenstern und Portalen, wie an den Moscheen zu Konstantinopel. Dann befiel ihn aber eine gleiche Scheu vor Moskau wie vor Stambul; er versetzte sich mit jähem Sprunge nach Italien und schuf im Geiste Palladio's etliche herrliche Paläste. Endlich — und dieß ist die Einkehr ins germanische Bewußtsein und die späte, aber in unsern Zeiten unausbleibliche Manifestation seines boznerischen Deutschthums — endlich fieng er an nach den Geheimnissen der altdeutschen Bauhütte zu forschen, und nun erstehen gothische Gebäude von unübertrefflicher Großartigkeit des Entwurfs und solcher Feinheit der Ausführung, daß sie ohne Wagniß selbst der kunstreichen Sammlung Hrn. Kallenbachs, die wir seiner Zeit so sehr bewundert haben, an die Seite treten dürfen. So läßt der Meister also unter den moskowitisch-türkischen Kuppelbauten und den italienischen Palästen altdeutsche Bauwerke sich erheben mit mystischen Spitzbogen, reichgeschmückten Erkern und ragender Eckthürmchen, mit all dem zierlichen Ernst unsers Mittelalters, und vornehin an den Hauptplatz stellt er eine Residenz oder Königsburg, die dem Rathhause zu Brüssel oder sonstwo nachgedacht ist, mit einem Glockenthurm, der nach meinem

Augenmaß verhältnißmäßig der höchste ist in Europa. Stellen wir uns nun vor, daß nicht allein für diesen, sondern auch für zwölf andere der wichtigsten Thürme die Uhren schon fertig sind, deren Hämmer auf harmonisch gestimmten Stahlfedern für Jerusalem verkündigen werden, wie viel es geschlagen hat, ungefähr so, daß die letzte kaum die ganze Stunde erledigt, bis die erste schon wieder das nächste Viertel durch die Stadt hallen läßt! Und damit diese unter der glühenden Sonne Palästina's der Kühlung nicht entbehre, so ist auch für Wasserkünste gesorgt, und der Talferbach muß seine Fluthen hergeben zu einem steigenden Springquell auf dem Residenzplatz, welcher mit einer ehernen Reiterstatue König Davids geschmückt wird, wie er zu seinen Psalmen die Harfe schlägt. Ueberdieß kommen aber auch ländliche Darstellungen vor, wie die Geburt Christi, die Hochzeit zu Cana u. dgl., wo die Erfindungslust des Meisters fast noch maßloseren Raum hat. Für solche Fälle werden dann die Gewässer der Talfer noch ausgiebiger benützt, um von dem erhabenen Hochgebirg, das hinten in der Ferne dahinzieht, als tosende Wasserfälle niederzustürzen, klappernde Mühlen zu treiben, rauschende Flüsse zu bilden und in den stillen, mit Trauerweiden umbuschten See von Genezareth zusammenzuströmen, auf welchem ein rasches Dampfboot dem Verkehr zu dienen bestimmt ist. Die Wahl möchte schwer sein, wenn einst die Krippe in vollständiger Herrlichkeit zusammengestellt ist, was vorzuziehen, eine ländliche Scene oder eine Festlichkeit in der Hauptstadt. Dort im Abendlichte der heilige Libanon, voll Schneefelder, voll Cedern und Steinböcke, das anmuthige Mittelgebirge mit den lieblichen Einzelnheiten, wie sie die Alpenhöhen von Tirol so nachahmenswerth darbieten, auf den sonnigen Auen Sennhütten, in schattigen Hainen Sommerfrischhäuser, wo das Leben zwischen Spadill und Rosenkranz so sanft dahinfließt, Einsiedeleien

für verkannte Seelen, die dieser Welt zu fromm geworden, und unten in der biblischen Ebene eine Landschaft wie ein Park, Rosengebüsche unter uralten Bäumen, Wiesen und Wald von heimlichen Pfaden durchschnitten, Dörfer, aus denen die grünen Spitzthürme aufsteigen, am See die Fischerhäuser und überall die rührigen Geschäfte des unschuldigen Landlebens — hier aber in der Stadt z. B. die drei Potentaten aus dem Morgenlande mit ihren Decorationen auf der Brust, König Melchior, der Weißbart, von Arabien und Nubien; König Balthasar von Saba; Caspar der Mohr, ein König von Tharsis, sämmtlich auf ihren Apfelschimmeln über den Residenzplatz courbettirend, nach Bethlehem zu, wo die neue Zeit in der Wiege liegt, voran die Läufer von Madian und Epha, hinterdrein unendliches Gefolge, die Ritter auf schäumenden Rossen, das reisige Gesinde auf Kamelen, Elephanten und Nilpferden; ferner Herodes auf dem Söller der gothischen Königsburg, umgeben von dem großen Cortege und seiner Schweizergarde, von Hohenpriestern und Schriftgelehrten, Zeichendeutern, Astrologen, Wunderdoctoren, von Derwischen aller Art; Herodes, der Conservative, etwas unangenehm berührt durch den Stern der Zukunft, der über dem Lande steht, gleichwohl aber die drei weisen Souveräne, welche ihm nachgehen, listig becomplimentirend — auf den Balconen der Palazzi halbmaskirte Contessen aus Judäa, welche mit der mohrischen Ritterschaft und einem hohen Adel aus Nubien kokettiren; unzähliges Volk von Jerusalem in den verschiedenen malerischen Trachten, die es damals trug — dieß alles um Mittag betrachtet, wenn die dreizehn Thurmuhren nacheinander zwölf Uhr schlagen, während die hierosolymitanische Wachparade musicirend aufzieht und der Brunnen Davids in orientalischen Cadenzen niederplätschert — das muß sein, um zu vergehen vor lauter Sehnsucht nach dem Morgenlande!

Wohin aber jetzt, um den seltenen Eindruck ruhig auswirken zu lassen? So großartig schön der Thalkessel von Bozen auf allen Seiten ist, so fehlt doch jene angenehme Bequemlichkeit, seine Reize lustwandelnd einzuschlürfen, und jener leichte Zugang, welch beide die Gegend von Meran so anziehend machen. Außerhalb der Stadt, jenseits der Talferbrücke ist ein kurzes Lustwäldchen, wo an Sonntagen die Jägermusik aufspielt, zu gleicher Zeit ein Sammelplatz der schönen Welt; sonst ist in der Ebene wenig zu finden. Die Weingärten sind nach italienischer Sitte mit hohen Mauern umgeben, die den Ausblick hindern, und zwischen diesen Wänden gehen nur enge, staubige Wege. Andrerseits steigen die Porphyrwände allenthalben steil hinan, so daß sie bei der Hitze der guten Jahreszeit nur in früher Morgenstunde und am späten Abend mit erträglichem Schweiß und Herzklopfen zu erklettern sind. Der mildeste solcher Steige zieht zum Calvarienberge hinauf, wo das Kirchlein zum heiligen Grabe auf mäßiger Höhe über dem Eisack liegt; beschwerlicher schon ist das Aufklimmen nach dem alten Schlosse Haselburg oder Küepach, das jetzt allmählich zerbröckelt. Von beiden geht eine herrliche Aussicht über die Stadt hin, auf die Weinhügel von Eppan und die rothe Mendel, ins Meranerthal aufwärts und gegen die blauen Anfänge von Italien abwärts. Auf jener Seite des Eisacks führt auch ein schmaler Pfad zwischen Wasser und Berg nach dem Dörfchen Campill, eine halbe Stunde weit entlegen, wo in der alten Kirche alte Wandmalereien zu sehen sind, die derselben Zeit angehören, wie jene, welche die stille Kirche St. Johann am obern Ende der Stadt ausschmücken. Sie sind wohl in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden.

Noch einen Spaziergang haben wir zu erwähnen, den einsamen Gang über die Wassermauer an der

Talfer, von der großen Brücke hinauf bis zum Schlosse Klobenstein, jetzt St. Antoni genannt. Die Wassermauern sind in Tirol ein Ding, das viel Sorge und viel Geld kostet, feste, dicke Wehren gegen die tückischen Wildbäche, die zu einer Zeit so unschuldig vorbeimurmeln, zu andrer wieder in vollem Rasen daherstürmen, menschenfeindlich, zerstörungslustig, fast unbezähmbar. Wie die Meraner ewig mit der Passer kämpfen, so die Stadt Bozen mit der Talfer. Das Bett des Baches liegt um einige Fuß höher, als die Grundfläche der Stadt, und wenn jener einmal so viel Wasser aufbrächte, um die Dämme zu überfluthen, so würde sich ein See durch die Gassen ausbreiten bis hinüber zum Eisack. Die Erhaltung der Talferdämme liegt seit alten Zeiten verschiedenen Genossenschaften anwohnender Besitzer ob, welche nach dem romanischen Worte liga Legen genannt werden.

Auf der Wassermauer hinauf ist also ein stiller Spaziergang, fern vom Staub der Straßen und die Aussicht ist offen nach allen Seiten. Herüben wieder Weingärten, aus denen die Häuser der Stadt sich erheben und das Schloß Maretsch mit gethürmter Ringmauer und einem Ziegeldache, gelb und schwarz geschacht; über dem Bache der schlanke, runde Thurm, der, „der gescheibte“ heißt und dessen Erbauung in die Zeiten gesetzt wird, als Drusus und Tiberius die Rhätier unterjochten. Weiter draußen zeigt sich Gries, die Bozner Vorstadt mit dem ehemaligen Chorherrenstift, welches in römischen Zeiten eine feste Burg gewesen sein soll, nunmehr aber den Benedictinern von Muri übergeben ist. Auch die alte gothische Kirche der Grieser ist zu beachten. Abwärts gegen Süden liegt die Eppaner Hochebene vor Augen mit ihren Burgen und Dörfern. Wer aber über St. Antoni, das zinnenreich und wehrhaft an dem Damme steht, weiter aufwärts geht, gelangt zum Schlosse Rendelstein und dann nach Rungelstein, der alten Burg, die in unserer

Zeit wieder berühmt worden ist wegen ihrer aus dem Ende des vierzehnten Jahrhundert stammenden Malereien, über die wir jedoch, da sie schon oft besprochen worden sind, nur bemerken wollen, daß sie die Geschichte von Tristan und Isolde und Darstellungen aus den Artussagen bieten. Die Burg steht auf schroffem Felsen über der Talfer, in einer einsamen, von hohen Wänden überragten Heimlichkeit, die schauerlich wäre, wenn nicht alles in der Runde, Gras und Baum und Stein so lebhafte Farben trüge, wenn nicht der Blick in das thurm- und häuserreiche Stadtgebiet die Nähe der Menschen zeigte. Innerhalb findet man ein halbwohnliches Haus, das den Bauleuten zum Aufenthalte dient, auch sind noch etliche Kammern erhalten, dieselben nämlich, in denen die Schildereien aufgemalt. Sonst klaffen die braunen Mauern in gräßlichen Rissen von oben bis unten, gleichwohl mehr malerisch als schreckhaft, da allenthalben Gewächs und Laub, Schlingpflanzen und Epheu darüber hinwachsen und aus den hohlen Fenstern neugierige Nußbäume schauen. Es ist bezaubernd, aus der Burg hinaus in das warme Thal und aufwärts ins zerissene Talferbett zu spähen, dort die Glückseligkeit des südlichen Himmels, hier der wilde Runst eines Bergbachs und die verfallenden Zeugen vergangener Jahrhunderte. Dieser Winkel sammt seinen Zugängen ist so stark besetzt mit Vesten, als wäre es um die Bewachung eines unermeßlichen Horts zu thun gewesen. Maretsch, Klobenstein, Rendelstein, Rungelstein haben wir schon genannt; schauen wir nun gegen Sarnthal zu, so steht unten am Gries der Talfer das graue Schlößchen Ried und weiter hinten an der Felswand die schöne Ruine von Langeck, vielmehr Wangen, über dem Bache aber in schwindelnder Höhe, scharf abstechend vom blauen Himmel, erscheinen die weißen Mauern von Ravenstein.

Zur wonnigen Zeit der Sommerfrische verlassen die Bozner gerne alle diese Schönheiten und reiten an der rothen Porphyrwand vierhundert Klafter hoch hinauf, um sich auf der kühlen Hochebene gütlich zu thun. Sie haben dort zwei größere Niederlassungen. Die eine, Oberbozen, liegt am Rande des Tafellandes, gerade ober der Stadt. Es ist eine liebliche Ansiedlung von Landhäusern unter großen Lindenbäumen. Die niedlichen Villen sind zierlich in ihre Gärtchen eingestellt und die Gärten selbst voll schöner Blumen. Da und dort findet man auch Lauben, beschattete Tische, anmuthige Gesellschaftsräume im Freien. Zum beliebten Bocciespiel sind glatte Wiesenplätze eingerichtet und durch den nahen Wald führen ebene Gänge. Von der Mörltenne blickt der Sommerfrischler vergnügt hinunter in das heiße Thal und freut sich täglich, daß er nicht unten sein muß. Die ständige Belustigung der Männer ist das Scheibenschießen und es knallt daher den ganzen Tag. Der Schießstand ist schon von Alters her sehr stattlich eingerichtet; er prangt mit Fähnlein und mit mancher sinnreich bemalten Scheibe, die schon bald im zweiten Jahrhundert dahängt. Von dieser Zeit her stammt auch das Schützenbuch, wo jedes „Best" eingeschrieben ist, das seitdem die Schützen gegeben zur Feier ihrer Hochzeit, zur Geburt des ersten Buben, oder die geistlichen Herren, wenn ihnen eine neue Würde angewachsen. In demselben Raum wird auch der Ball gehalten zur Oberbozner Kirchweihe am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt. Dazu kommen dann die Sommerfrischler vom Ritten und mancher Nachzügler aus der Stadt. Da tritt auch namentlich die sommerliche Gastfreundschaft der Bozner gewinnend an den Tag. Kaum ist der Fremde angekommen, ist er auch schon bekannt, kaum bekannt, auch schon eingeladen zu Dach und Fach.

In einer Stunde gelangt man von Oberbozen nach Lengmoos und Klobenstein, in einer Landschaft, die der Ritten heißt. Die meisten Sommerfrischhäuser finden sich zu Klobenstein, hart über dem Abgrund, der an den Eisack hinunterführt. Während die Aussicht von Oberbozen nach Süden geht, ist sie hier gegen Osten geöffnet.

Die Gegend beherrscht der Schlern, ein Berg von höchst eigenthümlicher, prächtiger Gestaltung, welchen Lewald sehr glücklich einem ungeheuern ruhenden Wallfisch verglichen hat, der aus seinen Nüstern zwei dicke, siebentausend Fuß hohe Wasserstrahlen in die Lüfte sendet. Der Schlern ist so zu sagen der Liebling der Bozner Gegend, und wird sehr häufig bestiegen. Neben ihm zeigt sich die grüne Höhe der Seiseralm. Ueber dieser ragen die weißen Zacken der Dolomitgebirge von Gröden auf; rechts vom Schlern aber die wilden Gabeln aus den Thälern von Fleims und Fassa. Eine Reihe derselben heißt der Rosengarten, und diesen verbinden die Kenner der deutschen Sage mit dem König Laurin. Die schönste Ansicht dieses Gegenübers bietet gas gastfreie Landhaus des Apothekers Haas, wo auch Fernröhre zur Hand sind, um die entlegenen Schönheiten näher herzuziehen. Der Ritten ist übrigens eine sehr buckelige Gegend, und die Spaziergänge sind daher bergig und mühsam. Man beschränkt sich auch gerne auf die nächste Nähe, und wenn weitere Ausflüge unternommen werden, so geschieht es meistens zu Pferde.

Eine sehr besuchte Stelle ist das Rittnerhorn (7140 Fuß), eine Höhe, etwa vierthalb Stunden von Klobenstein gelegen, mit einer unermeßlichen Rundsicht auf die Bergzüge, welche das Flußgebiet des Eisacks und der Etsch umzäunen. Eine Fahrt dahin wird mit aller boznerischen Behaglichkeit unternommen. Die Träger schleppen schwere Lasten von Mundvorrath und Wein. Auf allen schönen Plätzen wird getafelt und die Mühsal

so sorgfältig in Erholung eingehüllt, daß fast nichts von ihr zu spüren.

Die Landhäuser auf dem Ritten und zu Oberbozen sind gewöhnlich denen, die dort die Sommerfrische zubringen, eigenthümlich. Jene Stadtleute, denen ein solcher Besitz versagt ist, genießen ihre Sommerlust an Orten, wo ihnen Miethwohnungen zu Diensten stehen. Dergleichen sind Jenesien, ein luftiges Bergdorf auf der Hochebene jenseits der Talfer oder Kollern, Oberbozen gegenüber, jenseits des Eisacks. Während der ganzen Zeit kommen die Frauen selten oder nie zur Stadt, die Männer nur, wenn dringende Geschäfte sie rufen. Der Verkehr wird durch die Träger unterhalten, welche täglich auf- und abgehen.

Seit dem Jahre 1844 hat sich auch in Bozen vieles verändert. Der Geist der Bevölkerung ist mittlerweile liberal geworden und die Gebildeten kämpfen in vorderster Reihe für Licht und Aufklärung.

Von der Eröffnung der Eisenbahn haben manche ängstliche Gemüther üble Folgen erwartet, doch sind alle Befürchtungen jetzt verschwunden. Wenn auch viele einzelne, namentlich die Fuhrleute und ihre Wirthshäuser, empfindlich gelitten, so ist doch der Ausfall auf andrer Seite wieder reichlich gedeckt. Der Früchtenhandel nimmt einen ungeahnten Aufschwung und der Zufluß der Fremden übersteigt die höchsten Erwartungen. Die Zahl der Touristen hat sich im Vergleiche zu den letzten Jahren unmittelbar vor Eröffnung der Bahn zum mindesten verdreifacht. Die Bozner Section des deutschen Alpenvereins, die 1869 gegründet worden, ist äußerst thätig, wirkt bis nach Fassa, Fleims und in den Nonsberg hinein, organisirt das Führerwesen und veröffentlicht verlässige Nachrichten über Entfernungen, Unterkunftsorte, Gasthäuser u. s. w., hat auch auf dem Schlern eine Hütte errichtet.

Ins Eggenthal und nach Wälschenofen wurde nach dem Plane und unter Leitung des Ingenieurs Franz Schweighofer ein neuer Weg eröffnet, doch nicht so schmal, wie jener ins

Sarnthal, sondern eine breite Commercialstraße, die namentlich den Holzverkehr zu vermitteln hat. Sie wurde 1860 vollendet und kostete 78000 fl. Leider wurde schon im Jahre 1868 eine große Strecke durch Hochwasser zerstört, so daß die beiden genannten, keineswegs wohlhabenden Gemeinden abermals einen Aufwand von 68,000 fl. zu machen hatten. Die Straße wird wie der Weg ins Sarnthal wegen ihrer grausigen Schönheit von den Touristen vielfach besucht. — In jüngster Zeit hat sich auch eine Actiengesellschaft gebildet, um eine Zweigbahn von Bozen nach Meran zu bauen.

Seit dem Jahre 1854 besteht zu Bozen ein katholischer Gesellenverein, der jetzt gegen 150 Mitglieder zählt. Er besitzt ein stattliches Gebäude, das mit milden Beiträgen verschiedener Gönner neu aufgeführt und sehr zweckmäßig eingerichtet wurde. Dieser Genossenschaft gegenüber steht ein liberaler Arbeiterverein. Beide trachten statutenmäßig in ihrem Kreise Unterricht und Bildung zu fördern.

Im ersten Stocke des katholischen Gesellenhauses ist jetzt die Mooser'sche Krippe zu sehen. Der Meister soll die Schilderung, die wir einst von ihr gegeben, nicht günstig aufgenommen und sein Werk aus Empfindlichkeit viele Jahre lang nicht mehr gezeigt haben. Vor kurzem ging es aber durch Kauf an den Gesellenverein über und kann nun gegen ein kleines Eintrittsgeld besichtigt werden.

Während der letzten zwanzig Jahre hat sich das Vereinswesen in Bozen überhaupt sehr üppig entfaltet. Es bestehen da außer dem Alpen- und den Gesellenvereinen auch ein Gartenbauverein, ein Verein zur Pflege kirchlicher Kunst und zur Erhaltung der Baudenkmale, ein Musikverein zur Förderung classicher Musik, ein Turnverein, ein liberal-constitutioneller, ein politisch-conservativ-katholischer Verein, zwei Lesevereine, reichlich ausgestattet und weit erhaben über den Embryo, den wir damals bemitleidet u. s. f.

Das Gymnasium wird von den Franciscanern geleitet, erfreut sich aber eines guten Rufs. Es besitzt eine ansehnliche Bibliothek, ein naturhistorisches Cabinet und eine Münzensamm-

lung. Der Director Pater Flavian ist ein freundlicher und gelehrter Mann. Die Professoren Vincenz Gredler und Angelicus Wohlgemuth haben sich als Naturforscher hervorgethan. Sehr sehenswerth ist der Kreuzgang in dem Kloster.

Ueber die Burg Rungelstein und ihre Fresken ist im Jahre 1857 eine vortreffliche Monographie von Dr. J. V. Zingerle mit den von J. Seelos gezeichneten Fresken erschienen. Wir ersehen daraus, daß diese Burg 1391 durch Kauf an die reichen Brüder Nicolaus und Franz Vintler kam, deren Nachkommen noch jetzt zu Meran und Bruneck leben. Der kunstsinnige Nicolaus war es, der die Veste neu herstellen und mit den Wandgemälden schmücken ließ. Es war damals ein reiches geistiges Leben in Rungelstein. Man pflegte der Kunst, dichtete, reimte, schrieb Bücher und sammelte sie. Doch schon sechzig Jahre später war die Burg wieder landesfürstlich, gerieth dann in verschiedene Hände und fiel zuletzt dem Fürstbischof von Trient zu, der sie noch besitzt.

Ein Theil der Bilder stellt also die Geschichte von Tristan und Isolde dar, was nie verkannt wurde, schon deßwegen nicht, weil die Namen der handelnden Personen beigeschrieben sind. Die übrigen, zum Theile Darstellungen aus einem Gedichte „Garel vom blühenden Thal," das dem Artuskreise angehört, sind erst von Zingerle verlässig erklärt worden.

Leider ist im letzten Jahre ein Stück der Mauer eingestürzt und sind dabei mehrere Bilder aus dem Tristan und dem Garel zu Grunde gegangen.

Bozen ist längst mit Meran durch eine Bahn verbunden, welche allerdings den modernen Ansprüchen an den Verkehr noch lange nicht genügt.

Ganz wesentlich hat sich das hier als Vorstadt Bozens bezeichnete Gries entwickelt; aus ihm ist ein Curort von anerkannter Bedeutung geworden. Man findet elegante Pensionen und einfache Gasthäuser in reicher Auswahl und während des Frühjahres und des Herbstes suchen Tausende die Erholung und Gesundung. Das älteste ist das Hotel Austria, das trefflich geleitet wird, doch gelten auch der Grieser Hof, Bellevue, Sonnenhof und viele andere Häuser als sehr empfehlenswerth.

X.

Eppan und Kaltern.

1844.

Die reizende Landschaft von Kaltern wurde im letzten Jahrzehnt von vielen Tausenden durchwallt, die zu Fuß und zu Wagen, allein und in Processionen mit Kreuz und Fahnen daherkamen, um ein altes Herrenhaus aufzusuchen und eine kleine Kammer, in welcher eine lebendige Heilige lag, nämlich Fräulein Maria von Mörl. Wir werden sie auch noch sehen, aber vorher schlendern wir gemächlich aus Bozen heraus und verfolgen die Straße nach Eppan, wie man mit Einem Namen die nachbarlichen Dörfer St. Paul, St. Michel und Girlan nennt. So gelangen wir zur Etsch, die um den Felsstock, auf dem die Veste Sigmundskron erbaut ist, in rauschendem Bogen herumzieht. Diese, das alte Schloß Formianum, Formicaria, von Erzherzog Sigmund neu und prachtvoll hergerichtet, ist zwar jetzt abermals verfallen, aber gleichwohl noch eine sehenswerthe Ruine. Sie liegt in üppigem Buschwerk von jungen Eichen, durch welches ein angenehmer Pfad vor die Burgpforte führt. Darüber sind die Wappen von Oesterreich und Tirol ausgehauen. Im untern Theile

der Veste steht an der Ringmauer ein hoher Wartthurm, jetzt als Pulverkammer benützt, im obern Theile sind die verfallenen Gebäude, die ehemals von dem Burghauptmann bewohnt wurden, allenthalben zerissen und zerspalten, voll Schutt und Mauergebröckel; gegen die Etsch hin stehen noch dicke Thürme mit Schießscharten.

Weiter gegen Eppan ziehend gelangt der Wanderer ins Paulser Loch, eine tiefe Schlucht, die durch mächtige Sandhügel gebrochen ist. Ueber ihr stehen zwei kleine Vesten, Wart und Altenburg, beide halb verfallen, die eine fast ganz von Epheu überwachsen. Zur Rechten auf einem steilen Berge sitzt die Burg von Hoheneppan.

Die Dörfer, die wir nun durchwandern, sind voll städtischer Häuser mit großen Portalen, mit Erkern und Thürmen, mit romanischen Doppelfenstern und grünen Jalousieläden, zumeist von lachenden Gärten umgeben, aus denen dunkle Cypressen aufspitzen. Die Landschaft gehört zu den schönsten in Tirol. Die Höhe erhebt sich nur wenig über die Fläche des Etschthals, lange nicht so, daß ein merklicher Unterschied des Klima's, eine mindere Vortrefflichkeit der Trauben und der andern Früchte zu gewahren wäre. Am Kalterer See wird vielmehr jener Wein gezogen, den die Tiroler für ihren besten halten. Die Eppaner Flur und die Berghalde von Obermais waren auch von Alters her die liebsten Siedelstätten für den Adel, der sich aus den benachbarten Ländern gern an die Etsch zog. Aus der grünen, rebenreichen Hochebene, aus den stattlichen Dörfern, aus den unzähligen neuern Ansitzen, aus den grauen verfallenen Burgen und den rothen Porphyrfelsen, die auf einer Seite steil emporsteigen, während auf der andern dunkler Wald, aus diesem allem und dem schönen blauen Himmel stellt sich in der That ein reizvolles Bild zusammen, das dem Pilger, der da zwischen den Dörfern von Eppan hinzieht, beständig vor Augen liegt.

In Kaltern lebt also Fräulein Maria von Mörl, das kranke Mädchen, das seit den Jahren 1833 und 1834 in ihrem Vaterlande und weit darüber hinaus so viel zu sprechen macht. Fräulein Marie, die 1812 geboren ist, war ein frommes, liebenswürdiges Kind, immer mehr leidend als gesund. Schon im fünften Lebensjahre stießen ihr bedenkliche Hämorrhagien zu und bis in ihr zwanzigstes hatte sie mehr als eine lebensgefährliche Krankheit überstanden. In diesem Alter traten jene innerlichen Plagen ein, die man die tentatio diabolica nennt. Sie wurde ohne Unterlaß durch scheußliche Gestalten gequält, die sie bei Tag und Nacht durch das Zimmer schreiten sah, arme Seelen schleppend, die sie anschrieen und ihr zuriefen: du bist verworfen und verdammt. Von denselben Phantomen, schwarzen, wilden Männern, meinte sie auch körperlich geplagt, geschlagen und gemartert zu werden. Diese Gesichte verschwanden indessen, als man im Jahre 1833 den kirchlichen Exorcismus angewendet hatte. Im nämlichen Jahre zeigte sich bei ihr auch die erste Ekstase, ein Zustand psychischer und physischer Abgezogenheit von äußern Einwirkungen. Damals blieb sie sechsunddreißig Stunden lang in solcher Verzückung. Der Ruf dieser wunderhaften Erscheinung verbreitete sich schnell über Nachbarschaft und Ferne, und im Jahre darauf schon war der Zulauf ungeheuer. Von Ende Julius bis zum fünfzehnten September sollen über 40,000 Menschen in dem Dorfe gewesen sein und an manchen Tagen zogen über 3000 Gäste durch das enge Zimmer der Kranken; ja, wie wir schon gesagt, manche Gemeinden kamen in Processionen mit ihren Priestern, mit Kreuz und Fahnen. Zu damaliger Zeit trat auch eine geistliche Untersuchung ihres Zustandes und ein strenges Verhör aller nahestehenden Personen ein. Der Fürstbischof Luschin von Trient, ein geistreicher und aufgeklärter Mann, war

selbst gekommen, um diesen Augenschein einzunehmen. Er soll nach reiflicher Prüfung seine Meinung dahin abgegeben haben: Ihre Krankheit ist kein Wunder, aber ihre Frömmigkeit ist keine Krankheit.

Im folgenden Jahre erschienen auch jene Blutmale an den Händen, an den Füßen und an der Seite, welche man die Stigmata nennt; seit dieser Zeit aber dauert ihr Zustand, getheilt zwischen Ekstase und Wachen, ohne neue Phänomene fort.

Seit längern Jahren ist der freie Besuch nicht ohne Schmerz der Kalterer aufgehoben und der Zutritt findet nur mit großer Beschränkung statt. Nachdem die Erlaubniß erwirkt war, fand ich mich — im Mai 1844 — mit einem Bozner Freunde und einem Franciscaner-Pater vor der Pforte des Nonnenklosters, welches sich Fräulein Marie seit mehreren Jahren zum Aufenthalte ausersehen. An der Pforte hatte sich auch eine reisende Französin zu uns gesellt, eine ältliche Dame, die eben von Rom und Loreto kam, in einer Kreuzfahrt auf Mirakel begriffen, wie sie denn auch von Kaltern gleich wieder nach Capriana zog, um die dortige Heilige zu besehen, welche noch merkwürdiger ist. Wir standen also an der Thüre, die in ein Zimmer führte, aus dem uns Pater Capistran, der Beichtvater, näher zu kommen winkte. So betraten wir das kleine Gemach, in das durch geschlossene Jalousien nur dämmerndes Licht fiel. Einfaches Hausgeräthe, etliche Bilder an den Wänden, links am Fenster ein kleiner Altar, diesem gegenüber auf dem Bette und zwar auf dem untern, dem Altare zugewendeten Rande das Fräulein in weißem Gewande, selbst weiß wie Marmor, lange, schwarze Haare über den Nacken, knieend, die gefalteten Hände zum Kinn emporgehoben, die großen Augen regungslos aufwärts gerichtet, sie selbst ohne Regung und scheinbar ohne

Leben. Eine stille Feierlichkeit lag über der jungfräulichen Gestalt und hielt uns Männer in bescheidener Entfernung, bis uns der Pater an das Lager führte. Wir sollten nur scharf hinsehen, es rühre sich kein Augenlid, was wir auch richtig so befanden. Nach allen den Leiden, dem Brustweh und Halsübel, die sie in letzterer Zeit wieder dem Tode nahe gebracht, war die Verzückte eine überraschende Erscheinung, denn sie war zwar bleich, aber im Gesichte ganz voll, was Ennemoser freilich aufgedunsen nennt. Von ihrer Stellung wird behauptet, sie berühre die Unterlage nur mit den Zehen, zwischen jener aber und den Knien könne man ein Kartenblatt leichtlich durchschieben. Nach einer Weile rief Pater Capistran sie leise beim Namen, um die Ekstase zu enden, und augenblicklich sank sie rückwärts und lag auf dem Kopfkissen, milde lächelnd, mit einem kindlichen Ausdrucke in den muntern Zügen. Seit dem Jahre, wo die erste Ekstase eingetreten, spricht das Fräulein mit Niemand mehr als mit ihrem Beichtiger und auch mit diesem nur, wenn dritte Personen nicht zugegen sind. Die Fremden werden ihr vorgestellt und sie lächelt ihnen dann bewillkommnend entgegen. Wir Herren, wie es von unsrer Wohlgezogenheit nicht anders zu erwarten, hielten uns unaufdringlich, rückten nur so nahe heran, als uns die beiden Patres führten, und betrachteten mit schweigender Theilnahme das kranke Mädchen — recht unbequem dagegen machte sich die wallfahrende Dame aus Frankreich. Nachdem sie einmal ihrer Nerven sicher war, trat sie keck voran, begehrte mit Ungestüm die Wundmale zu schauen und suchte die Hände des Fräuleins auseinander zu zwängen, weil sie auf der innern Fläche deutlicher sind, als auf der äußern. Alsbald zog sie kleine Bildchen heraus, wie man sie in Loreto kauft, und schenkte etliche der Kranken, worauf diese den Pater Capistran durch ein Zeichen bedeute, er möge ihr auch

ihre Bilderschachtel geben. Darauf tauschten sie beide ihre Kupferstiche und Marie mußte alle diejenigen küssen, die die Französin behielt; auch an die Wundmalen wollte diese sie drücken, weiß aber nicht, ob es gelang. Endlich machte sie mit den Fingern der rechten Hand gegen die Mönche, die kein Französisch verstanden, die Bewegung einer Scheere, um anzudeuten, daß sie etliche Haare von dem schönen Reichthum des Fräuleins abschneiden wolle. Mein Gott, sagte dagegen Pater Capistran, wenn wir dieß erlaubten, hätte sie schon lange kein Härchen mehr im Schopfe. Während wir nun allesammt etwas ärgerlich über diese Begehrlichkeiten am Bette standen, war das Fräulein wieder ekstatisch geworden und lag theilnahmslos mit starren Augen vor uns. Als die reisende Dame den Zustand bemerkte, bat sie um Erlaubniß die Verzückte küssen zu dürfen, und als ihr dieß ungern gestattet worden, drückte sie etliche schnalzende Küsse auf die bleichen Lippen, war auch nur durch entschiedenes Einschreiten von der Fortsetzung dieser frommen Uebung abzubringen. Ich meinte, das müßte dem Fräulein doch sehr lästig fallen, allein man entgegnete, sie fühle jetzt nichts und die Frau werde sie sobald nicht aufwecken können. Es gelang ihr aber dennoch; auf einmal drehte sich Marie herüber, und lächelte ihr wieder anmuthig zu. Endlich als man sich zu gehen anschickte, begehrte jene noch bei ihr zu bleiben und zwar allein, so daß man zuletzt fast sanfte Gewalt anwenden mußte, um sie weiter zu treiben. Uns andern kam diese andächtige Neugier etwas roh vor, die Franciscaner aber versicherten, derlei Leute seien schon öfter dagewesen.

Wenn man sich nun erkundigt, wie das innere Leben Mariens während ihrer Verzückungen beschaffen sei, erfährt man, „daß sie sich mit einer fortlaufenden innern Anschauung des Lebens und Leidens Christi, mit Anbe-

tung des heiligen Altarsacraments und mit einem wohlgeregelten, betrachtenden Gebete nach der Ordnung des Kirchenjahrs beschäftige.“ Am Donnerstage und Freitage folgt sie der Leidensgeschichte und am letztern Tage um drei Uhr tritt der ekstatische Todeskampf ein, der in der christlichen Mystik von Görres beschrieben ist. Ein fröhliches Begängniß wird der heiligen Zeit um Weihnachten zu Theil, wo Marie laut jubelt über die Geburt des Herrn und das Kindlein in den Armen wiegt; auch geht es lustig zu, wenn die Hochzeit zu Cana gefeiert wird. Dann frohlockt sie mit den Hochzeitsgästen und gibt durch freudige Gebärden ihre mystische Theilnahme an dem biblischen Vorgange zu erkennen.

Die Heilige von Kaltern ist am 11. Jänner 1868 gestorben. Spätere Berichte über ihr Wesen lauten viel weniger — galant, als der vorstehende. Einige sprechen unumwunden von Pfaffentrug, andere tadeln bitter, daß die arme Haut unter den Augen der Obrigkeit dem Pater Capristan auf Lebenszeit zu ekstatischen Productionen überlassen wurde, während ein verständiger Arzt sie leicht hätte heilen können. Die Kalterer ließen sich's gerne gefallen, daß so viele Herrschaften, so viele Bürger und Bauernleute daherkamen und sich nach Bewunderung der Ekstase in ihren Wirthshäusern einen guten Tag anthaten, aber sonst sprachen sie ziemlich geringschätzig von dem Fräulein. Sie schüttelten, liest man, die Köpfe und wunderten sich, wie es „die Mörl Marie“ nur aushalte, wenn sie alle Tage „spielen“ müsse. Ich erinnere mich auch noch aus dem Jahre 1844, daß Wirthin und Kellnerin keineswegs für sie eingenommen waren. Letztere behauptet sogar, sie dürfe nur deßwegen mit niemand reden, weil sie so — dumm sei und sich blamiren würde u. s. w.

Auffallend war, daß der Zustand des Fräuleins bald nach seiner Epiphanie endemisch zu werden drohte. Ueberall in der Runde standen Mädchen auf, die von der tentatio diabolica zu leiden haben wollten und

daraus als Heilige hervorzugehen gedachten. Namentlich thaten sich in diesem Stücke die Passeierer Mädchen hervor. Von den Frommen zu Bozen wurde die hysterische Legion besonders gehätschelt, als eine Gnade des Himmels, der das gottselige Etschland vor allen andern Ländern auszeichnen wolle. Man muß der Geistlichkeit die Anerkennung zollen, daß ihr diese Ehre zu groß schien. Sie trat zweifelnd dazwischen und verwies die Aspirantinnen an die Aerzte. Manche gaben dann die Sache wieder auf; andere siechen noch jetzt ohne Nimbus fort. Die bedeutendste dieser unächten Nebensonnen war die Heilige von Tscherms, einem Dörfchen bei Lebenberg. Sie war die Pflegetochter eines wohlhabenden Bauern und fühlte die Gnade zuerst im Jahre 1836. In ihrem Beichtvater, dem Curaten, fand sie endlich den Gönner, der ihren Zustand zur Kenntniß der Christenheit brachte. Im Jahre darauf zeigte sich die Gabe der Weissagung; damit wuchs auch die Berühmtheit und der Besuch. Der Geistlichkeit der Nachbarschaft mißfiel jedoch das Verhältniß der heiligen Jungfrau zu ihrem Gewissensrath. Verlässige Zeugen wollten gesehen haben, wie der junge Mystagog die schöne Sibylle „gebußt.“ Man entsandte daher das Mädchen zu den Klosterfrauen in Zams. Sie konnte es aber dort nicht aushalten, weil sie vom Teufel in ihrer Zelle allzuheftig bedrängt wurde. Im Sommer 1838 ging man damit um, die Prophetin zur Aufsicht in den Pfarrhof von Marling zu bringen, denn der damalige Pfarrer, der jetzige Dekan zu Meran, ist ein Gegner der Weltlust wie der Wunder und man hoffte daher, die geistige Diät, die ihr bevorstand, würde das beste thun. Als der Pflegvater vorgerufen wurde, um sie zu schaffen, war indeß die Heilige seiner Aufsicht schon entwichen und er wußte nicht wohin. Bald darauf wurde auch der Tschermser Curat versetzt. Man sagt, die Jungfrau lebe jetzt ver-

borgen in Wälschtirol. Böse Zungen sprechen auch von einem kleinen Kinde, mit dem die Prophetin niedergekommen. — Das verdächtige Auftreten der Tschermserin hat den Glauben an die Uebernatürlichkeit solcher Erscheinungen sehr erschüttert. Die Weltkinder zu Bozen glaubten überhaupt nie daran. Sie halten auch die Heilige von Kaltern für ein Blendwerk der Mönche, lassen diesen aber die Ehre, daß sie es verständig angegangen. Ja, sagte einmal ein kaustischer Bozner, ja die Heilige von Kaltern, das ist eine solide Unternehmung, aber bei der zu Tscherms ist die Dividende größer geworden, als die Actionäre gewünscht haben.

XI.

Hoheneppan.

1870.

Gegen Ende September des vorigen Jahres fand ich mich eines Abends zu St. Michel in Eppan und zwar im Gasthof zur Sonne, als Begleiter eines Malerkleeblatts aus München, welches hieher gekommen war, um des nächsten Morgens auf die alte Burg Hoheneppan zu steigen.

Der Gasthof zur Sonne zeigte sich dießmal als an einem Sonntage mit starkem Besuche geehrt. Im hohen Salon mit seinen hohen Fenstern saßen mehrere Bozener Herren, die hieher einen Ausflug unternommen, im Nebenzimmer fand ich gar etliche Bekannte aus dem Unterinnthal, z. B. den Herrn Auracher aus Kufstein, den es auf etliche Tage zur Erholung ins Etschland hereingezogen hatte.

Wir waren eben im Stellwagen von Bozen angekommen. Eine halbe Stunde mochte noch frei sein, ehe die Dämmerung sich über das Thal legte und diese Zeit wollten wir nicht in der Sonne versitzen. Gingen also zwischen Weinbergen den steilen Pfad zur Gleif,

zum Grabkirchlein hinauf, das rückwärts vom Dorfe auf einem mit Rebenlaub bekränzten Felsen steht. Sehr schöne Aussicht dort oben, jetzt im blauen Duft der Dämmerung, ins Thal der Etsch, fast von Meran herab bis gegen Salurn, darüber die Häupter des Schlerns, des Rosengartens, die großen des Fleimser Thales und die rothen Wände der Mendel; unten die Gefilde von Eppan mit ihren unübersehbaren Weinlauben und unzähligen Häusern, Ansitzen, Schlössern und Burgen, die theils aufrecht stehen, theils in Trümmern liegen. Man wird müde zu fragen, wie sie alle heißen und wem sie gehören.

Nur eines, „das ansehnlichste aller Schlösser dieser Gegend, das in erhabener Stellung gleich einem Palaste prangt," wurde in Frage gezogen und von der Meßnerin, die bei uns stand, Gandeck genannt. Staffler legt ihm hohe, weite Gemächer und Säle, sowie auch eine ehrwürdige, in gothischem Style gebaute Kapelle bei und nennt als Besitzer die Grafen von Khuen.

Derselbe Autor enthält über die Gegend von Eppan eine lehrreiche Betrachtung, die wir seinem Buche wörtlich zu entlehnen uns erlauben:

„Eppan war einst die beliebteste Wohnstätte des Adels. Zahlreiche Edelfamilien bauten sich hier unter freundlichem Himmel, auf fruchtbarem Boden, wo die Natur mit vollen Händen austheilt, ihre Sitze und Schlösser. Sie lebten gemächlich und in sorgenfreier Unabhängigkeit. Dabei zierten männliche Tugenden diese Geschlechter; Fleiß und kluge Wirthschaft sicherten ihren Haushalt. Allein die Nachkommen jener Edeln benahmen sich meistens unedel. Unbekümmert um die Zukunft schwelgten sie im Genusse der Gegenwart. Jeder Anstrengung abhold und die schmucken Wappenbilder der Ahnen wohlgefällig stets im Auge, von denen sie — thöricht genug — den Wohlstand ihres Hauses in einem nimmer

verwelkenden Glanze ausstrahlen sahen, legten sich die Trägen auf das Kissen des süßen Nichtsthuns und zehrten, sich überaus glücklich wähnend, an dem Erbe ihrer Väter, bis sie es aufgezehrt hatten und — verarmten."

Diese Verarmung wird sich auch kaum mehr in den früheren Wohlstand umwandeln. Der mindere Weinbauer hat hier Schiff und Geschirr schon vor langer Zeit eingehen und seine Keller verfallen lassen, so daß er seine Trauben nicht mehr selber keltern, sondern sie nur als „Praschglet" an den Großhändler verkaufen kann. Ist der Jahrgang gut, so hat dieser immer Ueberfluß, oft in seinen Kellern keinen Raum mehr und bietet für das Erzeugniß des Armen gar keinen oder den erbärmlichsten Preis; ist der Jahrgang schlecht, so hat jener ohnedem nichts anzubieten und kann also auch nichts erlösen. Darum wächst das Proletariat in Ueberetsch von Jahr zu Jahr (obgleich die Bevölkerung im Ganzen abnimmt), und vorsichtige Leute sind nicht ohne Sorgen für die Zukunft. Einstweilen hält alle, die Reichen und die Armen, noch die Kirche zusammen. Man ist unermüdlich beschäftigt, gemeinsam zu beten, zu beichten, zu communiciren, mit Processionen und Wallfahrten zu gehen. Die Fasttage werden in den Häusern der Wohlhabenden mit derselben Strenge gehalten, wie in denen der Armen — nur daß die Tische der Reichen Aale, Krebse, Weinstrudel und dergleichen Leckerbissen bieten, welche den anderen entgehen. Die Honoratioren von Ueberetsch, ihre Gattinnen und Töchter, gelten daher im frommen Tirol als die Blume der Gottseligkeit, obgleich man ihnen, was die Freuden dieser Welt betrifft, doch nicht viel Entsagung zutraut. Immerhin sehen sie in jenen gemeinsamen Uebungen der Andacht und des christlichen Lebens den einzigen Damm, der sie vor den Muhrbrüchen schützen soll, die sich jetzt in den Tiefen der menschlichen Gesellschaft vorzubereiten scheinen.

Meinen älteren Augen dünkten auch die Dörfer in Ueberetsch nicht mehr so blühend und stattlich, als sie mir früher erschienen waren. Es gibt da allerdings „viele städtische Häuser mit großen Portalen, Erkern und Thürmen, mit romanischen Doppelfenstern und grünen Jalousieläden, zumeist von lachenden Gärten umgeben, aus denen dunkle Cypressen aufspitzen," allein dazwischen stehen auch viele dürftige, verwahrloste Gebäude, viele verfallende Hütten, die auf Armuth und Verkommenheit deuten.

Am andern Morgen brachen wir von St. Michel auf und gingen nach St. Pauls, wo eine große gothische Kirche steht. Von da zogen wir durch düstere Hohlwege und seltsam gestaltete Sandhügel gegen Mißian zu. Dort erwartete uns ein Frühstück und der Gastfreund, der uns eingeladen, zeigte sich bereits oben am Saume seiner Weinberge. Es war ein Amtsbruder aus Innsbruck, der hier im Etschlande ein schönes Landgut besitzt und da etliche Wochen des Herbstes zubringt. Er wohnt in einem alten Bauernhause, das aber wieder neu und freundlich hergerichtet ist.

Unter schattigem Apfelbaum, mitten in der Wiese, welche die Weinberge und das Haus umschließen, ward das Frühstück aufgetragen, in etschländischer Reichlichkeit, mit Trauben und Südfrüchten — Feigen und Mandeln konnten wir selbst von den nächsten Zweigen holen — mit edlem Wein, welchen der Gutsherr kunstreich zu bauen und zu pflegen weiß, und mit andern guten Dingen. Welch' schöne Aussicht in die Höhe und die Tiefe, welch' angenehme Luft am sonnigen Herbstmorgen, welch' angenehmer Geist in der kleinen, aber auserlesenen Gesellschaft.

Wir pokulirten ein paar kurze Stündlein und brachen dann nach Hoheneppan auf, der ruhmreichen Veste, die von ihrem steilen Felsen so ritterlich herunterwinkt. Vom Thal aus betrachtet sie sich als ein Haufen ver-

schiedenen, schwer verständlichen Gemäuers, aus dem ein hoher weißer Thurm emporragt. Zur Linken auf unserer Höhe lagen aber noch zwei andere Schlösser — nämlich Korb, ein starker alter Thurm, an den sich zu beiden Seiten neue und elegante Wohngebäude reihen, und Boimont, die schöne Ruine, eine lange röthliche Mauer, mit vielen leeren Fenstern, über welcher ebenfalls ein alter Thurm aufsteht.

Der Weg nach Hoheneppan geht über die gebräuchlichen Porphyrplatten ohne Beschwer an den rothen Wänden des Burgfelsens hinan und führt zuerst zu einem Wartthurm, der unterhalb des Schlosses frei in einem lichten Föhrenhaine sich erhebt.

Nach einer halben Stunde standen wir vor der Burg selbst und zogen durch eine schwanke Brücke ein, welche früher wohl eine Zugbrücke gewesen. Unten verwachsen die Mauern fast mit dem Gestein und sind von wucherndem Epheu übersponnen. Aus dem wirren Gemäuer erhebt sich der hohe Thurm, der so meisterlich nach Bozen wie nach Meran hineinschaut.

Ins Innere tretend finden wir einen ziemlich geräumigen Burghof. An den besagten Thurm schließen sich die Mauern des ehemaligen Herrenhauses. In dem Raume, den diese umfangen, ist der Boden allerdings mit garstigem Geröll, Felsenstücken und Dachziegeln überschüttet und oben guckt der blaue Himmel herein, allein an den Wänden ist doch noch die Tünche der alten Gemächer erhalten, so daß deutlich zu sehen, wie diese ehemals eingetheilt gewesen. Gar so lang ist es wohl auch nicht her, daß hier noch adelige Herrschaften hausten, denn nach dem Aussterben der alten Eppaner war die Burg noch durch Jahrhunderte bewohnt, allein um welche Zeit die letzten Standespersonen abzogen und der eigentliche Verfall begann, dieß finde ich in den Büchern nicht vorgemerkt.

Unten an den Mauern her ist allenthalben frisches Strauchwerk aufgeschossen und durch dieses hüpfen gackernd die Hühner. — Ja Hühner! — denn jetzo gibt es in der ritterlichen Burg zwar keine Herrschaften mehr, aber andere niedrige Menschen, vielmehr Bauleute, ehrbare Gatten, mit mehreren blonden Kindern, welche sich Hühner halten und sonst auf ländliche Weise ihr Leben zu fristen suchen. Deßwegen ist der Hof nicht nur mit Rebenlauben und Kohlgärten ausgestattet, sondern auch mit einem unübersehbaren Reichthum von andern Geräthschaften des täglichen Gebrauchs. In malerischer Unordnung stehen und liegen da auf dem unebenen Boden, Hobelbank, Schleifsteine, Sägen, Weinbütten, Gießkannen, Schaufeln, Sicheln, Holzschuhe, zerlegte Wagenstücke und andere Zeichen der Ländlichkeit umher.

In der Burgkapelle steht jetzt ein Gsottstuhl und auf dem Boden liegt Laub zur Streu. Die zerlumpte Thüre trägt die Jahrzahl 1689. Außerhalb an der Mauer ist ein altes, verblichenes Gemälde zu entdecken.

Was noch wohnlich geblieben, ist ein kleiner Hausstock am Rand des Abgrundes, da wo man ins Etschland hinuntersieht. Zu ebener Erde öffnet sich ein finsterer Vorplatz, der mit Streu und Kartoffeln belegt ist, und im dunkeln Stall daneben stehen vier junge Rinder.

Eine hölzerne Stiege führt aufwärts in die beiden Wohnstuben der Bauleute. Dieß sind zwar sehr dürftige Gemächer, aber wenn der Wanderer an das Fenster tritt, so wird er überrascht, ja wirklich überwältigt von der herrlichen Aussicht. In ganz Europa soll keine Burg zu finden sein, die eine Augenweide böte, wie diese, allein Acrocorinth in Griechenland scheint mir dennoch vorzuziehen. Vielleicht gibt es auch noch in Italien oder Spanien, da oder dort ein altes Schloß

am Meere, welches neben Berg und Thal auch in die blaue See hinaussieht. Aber in Tirol und deßhalb auch in Deutschland ist Hoheneppans Lage wohl die vornehmste.

Das Panorama mit Genauigkeit zu zeichnen, wäre aber der Fülle und des Reichthums wegen gar zu mühsam und ihm die verdiente Farbenpracht zu geben, wohl unmöglich. Zu der Aussicht, die wir gestern auf der Gleif genossen, kam noch der volle Einblick in das prachtvolle Meranerthal und da die Burg viel höher liegt, als jene, so stellte sich auch der Kranz der Berge, Hörner und Jöcher viel größer und mächtiger dar.

Diese Veste wird zuerst im achten Jahrhundert von Paul Diaconus erwähnt und Appianum genannt. Später wurde sie der Sitz eines welfischen Geschlechts, das sich ums Jahr 1080 aus der Stadt Bozen hieherzog. Die Grafen von Eppan waren damals ungefähr ebenso reich und mächtig, als ihre Gegner, die ghibellinischen Grafen von Tirol, und ein halbes Jahrhundert lang schwankte die Wage, ob nicht Hoheneppan das „Hauptschloß" des Landes werden sollte, wie es später das Schloß Tirol geworden ist.

Aber im Jahre 1158 sank ihre Macht in Einem Sturze zusammen. Damals hatten sie zwei römische Cardinäle, welche mit reichen Schätzen zu Kaiser Friedrich nach Deutschland reisten, überfallen, ausgeraubt und in Ketten gelegt. Darauf sandte der Kaiser als seinen Rächer Heinrich den Löwen ins Land, der ihnen eine Burg nach der andern brach.

Die Eppaner unterwarfen sich, mußten ihre Errungenschaften alle herausgeben und ihre Schlösser vom Hochstift Trient zum Lehen nehmen. Sie kamen nicht mehr zum alten Ansehen. Einer der letzten war Egeno, ein Bischof von Trient, welcher viele Jahre hindurch von Meinhard von Tirol und Ezzelino von Romano

schmerzlichst geplagt und zuletzt zu Tode gehetzt, im Jahre 1273 auf der Flucht zu Padua verschied. Um das Jahr 1300 starb der letzte des Geschlechtes.

Von da an wechselte die Burg gar oftmals ihre Herren und war bald in landesfürstlicher Verwaltung, bald an die Ritterschaft als Pfand und Lehen gegeben. Das Seltsamste begegnete ihr aber im Jahre 1834.

Im Jahre 1778 wurde nämlich zu Schlanders im Vinschgau ein gewisser Martin Teimer geboren. Sein Vater war ein armer Kleinhäusler, er selbst verdiente sich im Jahre 1797 gegen die Franzosen eine Ehrenmedaille und wurde bald Hauptmann der Schlanderer. Als Tirol an Bayern gefallen, ging er nach Klagenfurt und that sich daselbst als Tabaksverleger auf.

Im Jahre Neun kehrte er in sein Vaterland zurück und trat mit Andreas Hofer in Verbindung. Am zwölften April, als die bayerischen Kriegshaufen bereits in Innsbruck gefangen waren, wollte er als Befehlshaber auftreten, fand jedoch bei den Bauern so wenig Anerkennung, daß er mit dem Tode bedroht, sich kaum noch in ein sicheres Versteck zurückziehen konnte. Da aber am dreizehnten April der französische General Bisson, der eben vom Brenner herunter gekommen, die Hauptstadt verloren und keine Rettung mehr sah, so wollte er sich gleichwohl nicht den Bauern ergeben, sondern verlangte als Gegenpart und Mitunterzeichner der Capitulation einen österreichischen Officier. Nun wurde jener Teimer, der sich noch am ehesten als solchen aufspielen konnte, wieder aus seinem Schlupfwinkel hervorgeholt, in eine entlehnte Uniform gesteckt und nach Wilten geführt, wo er mit angenommenem Titel als „k. k. Major und bevollmächtigter Commissär“ die Urkunde mitunterzeichnete.

Diese welthistorische, aber ungefährliche Handlung fand reichlichen Lohn. Teimer wurde alsbald zum

wirklichen k. k. Major, zum Ritter des Theresienordens und zum Freiherrn von Wildau mit der Anwartschaft auf ein Lehengut ernannt. Später veranstaltete er nur noch einige Raubzüge nach benachbarten Gegenden in Bayern und Schwaben, welche anderseits wieder durch Einäscherung der Scharnitz und Seefelds gerächt wurden. Im Juli zog er mit den Oesterreichern aus dem Lande und kehrte nicht mehr zurück. In der Folge erhielt er — nach Staffler — gleichwohl ein kaiserliches Geschenk von hunderttausend Gulden und im Jahre 1834 wurde er mit der Veste Hoheneppan belehnt, so daß er sich nun, wie die alten Welfen, auch darnach schreiben durfte. Martin Teimer ist der Glückspilz, der einzige, von Anno Neun. Wenn wir erwägen, wie ruhig man den armen Hofer erschießen ließ und dem tapfern Speckbacher zu seinem Leberleiden und seinen Kindern eine dürftige Pension von tausend Gulden verabreichte, so scheint die Verschwendung, mit welcher die bescheidenen Verdienste des Schlanderer Hauptmannes belohnt wurden, in der That unerklärlich. Vielleicht liegt die Erklärung aber darin, daß er das Geschenk von hunderttausend Gulden nie erhielt, sondern dafür mit dem Lehen abgefunden wurde, dessen Erträgnisse, wie wir gleich sehen werden, seinen Verdiensten allerdings näher rücken.

Nachdem Teimer 1838 ohne männliche Erben gestorben, fiel die alte Veste an seine Töchter, deren jetzt noch zwei zu Graz in der Steiermark leben. Auf Hoheneppan sind sie noch nie erschienen. Weder der jetzige Baumann, noch dessen Vater, der vor kurzem im achtundsiebzigsten Jahre gestorben ist, hat sie je gesehen. Die alte Welfenburg, einst die zweite, wenn nicht die erste im Lande, wirft übrigens heut zu Tage so wenig ab, daß sie vom finanziellen Standpunkte aus auch keinen Besuch verdient. Der Baumann im Schlosse gibt jährlich nur sechsundvierzig Gulden Zins; einige

Aecker im Thale sind an andere Nachbarn verpachtet. Das ganze Lehen soll jährlich etwa vierhundert Gulden tragen.

Nicht eben berauscht, aber doch angenehm aufgeregt vom Duft des Mittelalters, der uns hier umschwebte, und entzückt von der wunderbaren Aussicht stiegen wir wieder hinab ins Thalgelände der Etsch. Auf halber Höhe nahmen wir dankenden Abschied von unserem Gastfreund und gingen dann auf dem rauhen Bergweg fort, bis wir die Niederung erreicht hatten. Hier gelangten wir in eine schöne, aber traurige Gegend; da herrschen nämlich stundenweit die Sümpfe der Etsch, mit Erlen, Weidengebüsch und Röhricht bewachsen, von Sumpfvögeln, Blutegeln und Fröschen bevölkert. Darüber liegt in der guten Jahreszeit eine afrikanische Hitze, welche giftige Dünste ausbrütet. Die Landschaft ist daher sehr ungesund und wird von allen, die da nicht wohnen müssen, gescheut und gemieden.

Ehemals mag es etwas besser gewesen sein, denn mitunter zeigen sich doch noch alte Herrenhäuser, die jetzt verlassen oder den Bauern zugefallen sind. Die Leute sehen kränklich und fieberhaft aus, erzielen aber guten Wein. An den Porphyrwänden hängen allenthalben alte Schlösser, halb oder ganz verfallen. Auch in diesen Burgen wohnt hie und da noch ein ländlicher Baumann oder etliche arme Ingehäusen; andere sind ganz ausgestorben.

Da uns die Wirthshäuser im Thale kein Vertrauen einflößten, so stiegen wir am Abend noch nach Tisens hinauf, wo ein Gasthof steht, der selbst in München seine Freunde und Verehrer zählt. Als wir die Höhe erreicht, waren auch schon wieder zwei Schlösser in Sicht, Katzenzungen und Wehrburg, beide sehr verwahrlost. Nachher schritten wir durch Prissian (Priscianum), dessen Eingang wieder ein anderes, aber wohl erhaltenes Schloß

bewacht, die Veste Fahlburg, mit zwei Seitenthürmen und einem geräumigen Burghof. Wir hätten dem Schlosse, das dem Grafen von Brandis gehört, gerne einen Besuch abgestattet, da es allerhand alte Gemälde enthalten soll, allein es war schon spät geworden und so gingen wir rüstig weiter durch das besagte Prissian, ein geschlossenes Dorf, welches, obwohl nur von Deutschen bewohnt, doch ganz italienisch aussieht, und kamen in tiefer Dämmerung zu Tisens an, wo wir uns beim Barthelwirth zur Ruhe setzten.

Bei diesem Wirth hat schon mancher Maler einen vergnügten Herbst verlebt. Die Frau Wirthin hat zwar dreizehn Kinder zu erziehen, ist aber doch sehr wohlwollend und aufmerksam gegen ihre Gäste. Die Einrichtung des Hauses ist noch ziemlich so, wie sie in der guten alten Zeit gewesen. Der großen getäfelten Wirthstube könnte man fast monumentalen Werth beilegen. Die mächtigen dunkelrothen Tische nnd die Stühle von gleicher Farbe mahnen an vergangene Tage. Auch einige Malerei ist angebracht — so ein warnendes Aug' Gottes über dem Eingang, Blumenfestons am oberen Rand der Wände, auf einer Thüre der österreichische Adler, auf der andern die Jahrzahl 1819 — denn aus dieser Zeit stammen diese Kunstwerke. Die Decke ist von Holz und mit wohlgeglätteten Balken durchzogen. Ein grasgrüner Ofen verspricht im Winter gute Dienste zu leisten. Daß wir seit der Ausmalung dieser Halle schon um fünfzig Jahre vorgerückt, geben nur die Vorhänge an den Fenstern zu erkennen, welche ganz modern sind und idyllische Landschaften darstellen.

Wer das Etschland kennt, dem lacht das Herz, wenn er den Namen Tisens hört, nicht allein wegen der uralten Würde des Ortes oder seiner Pfarre, welcher ehedem nur ein Doctor der Theologie vorstehen durfte, sondern mehr noch wegen der Schönheit der Lage, der

Fruchtbarkeit des Bodens, der Reinheit der Lüfte und des biedern kräftigen Schlags der Leute. Die drückende Hitze des Thales ist vermieden, und doch sind alle seine Schönheiten auch hier oben zu finden. Kastanien und Föhren wachsen durcheinander, über die Hügel laufen Rebenlauben, in den Niederungen grünen üppige Wiesen, auf den Felsen stehen alte Burgen, von oben schauen waldige Berge herein, — eine reizende Gegend!

XII.

Sarnthal.

1844.

Anstrengend zwar, doch immerhin nicht zu widerrathen ist ein Gang von Bozen ins Sarnthal. Vor allem muß das Schloß Ravenstein erstiegen werden, auf einem verrenkten Pfade, dessen Steilheit oft zum Rasten nöthigt. Bei heißer Tageszeit wird der Steiger oft sehnsüchtig in die Höhe blicken zur alten Burg, die das Ziel der Anstrengung scheint, denn dahinter, denkt er, werde sich der Weg wieder sanft ins Thal hinuntersenken. Unterdessen benützt er die Gelegenheit, um den Windungen der Etsch nach unendlich weit hinunterzusehen, bis in die Gegend von Salurn, wo die Bergseiten verschwimmend in einander treten. Unten an der Talfer liegt das Schloß Rungelstein, verfallen und dachlos, von hier aus mit seinen offenen Gemächern ein gar trauriges Trümmerwerk. Auch die Mauern von Ravenstein lassen durch die leeren Fenster in den offenen Burghof schauen. Selbst der bescheidene Baumann hat in dem Schlosse keine Stelle mehr gefunden, wo er sein Haupt zur Ruhe

legen konnte, und baute sich sein Häuschen außerhalb der ungastlichen Pforten. Die Stuben, wo Sittich von Wolkenstein mit der Geschichte seines Landes beschäftigt war, sind längst eingefallen. Damals, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wo Mathias Burglechner, Maximilian von Mohr, die Grafen von Brandis und andere mit neuerwachtem Eifer ihre historischen Studien pflogen, waren schöne Zeiten für literarische Bestrebungen in Tirol. Die traurigen Schicksale, die lebenslängliche Kümmerlichkeit, welche die Resch und die Roschmann auf ihren Wegen begleiteten, zeigen wie sehr Geschmack an den Wissenschaften und Achtung für ihre Pfleger innerhalb eines Jahrhunderts gesunken waren.

Aber die Höhe des Schlosses, das so erhaben in den blauen Himmel eingezeichnet ist, die Höhe des Schlosses ist noch lange nicht das Ende der Mühsal. Der Weg geht noch immer auf Halden, die von unten aus nicht zu erschauen sind, steil und rauh hinan, so daß der Wanderer zuletzt Ravenstein tief zu seinen Füßen sieht. Die Schönheit der Aussicht ist dabei immer in steigendem Wachsthum, denn die Bergreihen im Fleimserthale und auf den Nonsberg treten immer mächtiger auf. Und endlich, nachdem aller Schmuck der Ebene, Weingärten, Kastanienbäume und alles was mit und unter ihnen blüht und wächst, längst abgestreift, wandelt man hoch oben in nordischer Vegetation unter Eichen und Fichten, kühl angeweht von der Sarnerluft, die im Bozner Sommer den Stadtleuten ihrer Frische wegen so willkommen ist. Unten in schauerlicher Oede über dem Bache hängt die verlassene Veste Langeck oder vielmehr Wangen, einst der Sitz eines berühmten Geschlechtes, welches einen trefflichen Bischof von Trient, Namens Friedrich, erzeugte. Dieser, dem wir den Codex Wangianus verdanken, regierte kraftvoll und

weise, begann den Bau des Domes und starb 1218 auf dem Heimweg vom heiligen Grabe zu Akkon in Palästina. Auf den Halden zeigen sich ferne Höfe, Kornfelder, Wiesen, auch ein paar Dörfer. Am Sarner Wege selbst liegt in dieser Gegend der Gruber, oder Gruebar, wie die Sarner sprechen, ein einsames Wirthshäuschen, zunächst für die Träger eingerichtet, die da regelmäßig Nachtruhe halten. Da über diese steile Höhe kein Fuhrwerk zu bringen ist, so muß alles, was das große Dorf Sarnthein tagtäglich an städtischen Erzeugnissen bedarf, auf dem Rücken hereingebracht werden. Mir waren etwa ein halbes Dutzend Träger begegnet, von allen Lebensaltern, vom weißhaarigen Siebenziger bis herunter zum achtzehnjährigen Jüngling, darunter auch ein starkes, wohlgeschlachtes Mädchen von neunzehn Jahren. Alle waren schwer beladen, alle mit zwei Stöcken versehen und alle in Schweiß gebadet. Sie steigen, einen Stock nach dem andern einsetzend, langsam aufwärts und müssen wohl alle hundert Schritte rasten. Es ist im heißen Sommer ein qualvolles Tagwerk; nicht einmal der tröstliche Aufblick in den blauen Himmel ist ihnen gegönnt, denn die Krachse geht weit über den Kopf herein und der Träger zieht gesenkten Hauptes und immer seufzend seinen rauhen Weg.

Alle diese Anstrengungen sind jetzt antiquirt, da seitdem unten an der Talfer ein ebener Weg ins Sarnthal gesprengt worden ist — ein Weg voll schauerlicher Schönheiten. Er wurde 1852 nach dem Entwurfe und unter der Leitung des Bezirksingenieurs Franz Schweighofer begonnen, im nächsten Jahre vollendet und kostete 27000 fl. Er ist zwar nicht sehr breit, aber doch eine große Wohlthat für den Verkehr. Die Entfernung von Bozen bis Sarnthein beträgt jetzt vier Stunden. Auch das Schloß Runkelstein ist einer gründlichen Ausbesserung unterzogen worden.

Die Gruberin hatte für mich nur etliche Eier und erträglichen Wein. Allmählich sammelten sich die Träger

um den Wirthstisch und begannen ihr Abendessen zu halten, welches Jahr aus Jahr ein in Plentenknödeln besteht. Die Sarnerleute hatten diesesmal nicht viel Lust zu plaudern, und darum wurden die Betten zu guter Stunde aufgesucht. Meines war sehr hart, aber reinlich.

Der Eingang in das Sarnthal ist ein großartiger Tobel. Der Weg führt lange Zeit wohl ein paar tausend Fuß über dem Rinnsal des Baches an rothen Porphyrmauern entlang, und nur selten fällt ein Blick hinunter in die schäumende Fluth. Auf der andern Seite sieht man die Felsenwände mächtig aufgeschoben, in schmale Thälchen eingekerbt, bald steil abfallend, bald lang gestreckt und wohlbebaut. Auf der Seite des Pfades liegt das Dorf Afing, etliche weiße Häuser und ein weißes spitzthurmiges Kirchlein. Eine Stunde hinter Afing droht am Wege das Marterloch, ein rother Felsenriß, der ohne Widerspruch sehr schauerlich ist, da das verklüftete Porphyrgestein in schreckhaften Ueberhängen zu Häupten des Wanderers steht. An dieser Stelle geht über den Weg ein hölzernes, auf dicken Balken stehendes Dach, über welches ein Bach herunter kömmt, der aber nur zur Regenzeit fließt. Es soll ein grausiges Gefühl sein, unter dem Dache durchzugehen, während der von Wettergüssen geschwellte Wildbach, polternde Steine wälzend, darüber rast. Die Sarner nennen die Stelle scherzweise die größte Denkwürdigkeit des Thales, da der Mensch hier unter dem Wasser leben könne. Allmählich führt der Weg an den Wänden niederwärts und langt zuletzt in der Thalfläche an. Damit hat denn auch die großartige Wildheit der Landschaft ihr Ende erreicht, und man findet sich in einer freundlichen wohlbewohnten Gegend. Die Nähe des Hauptortes Sarnthein verkündet das prangende Schloß Reineck, während die Häuser des Dorfes, das

zu seinen Füßen liegt, noch verborgen sind. Zur rechten Seite steigt die Sarnerscharte auf, ein Gebirge, das gegen 8000 Fuß Höhe mißt, hier gegen das Thal zu in steilen Wänden abfällt, rückwärts aber, wo es sich gegen den Eisack hin verläuft, auf breitem, langsam sinkendem Rücken weite Wiesen und Almen trägt.

Sarnthein, der Hauptort der Sarner, ist ein großes Dorf mit ansehnlichen Häusern und einer schönen Kirche, die wie jene in der Gegend von Bozen eine steinerne Thurmspitze hat. In diesem Orte war einmal Aeneas Sylvius Piccolomini, später Papst Pius II., wohlbestellter Landpfarrer. Ehedem muß es hier sehr ritterlich zugegangen sein, denn noch stehen da die drei Schlösser Reineck, Kranzelstein und Kellerburg als Zeugen vergangener Herrlichkeit. Kranzelstein ist jetzt zur Frohnfeste herabgewürdigt, Kellerburg, ein großes Haus mit verfallender Ringmauer, bewohnt der gräflich Sartheinische Verwalter; Reineck endlich, das ritterlichste von allen, sitzt über dem Dorfe auf einem waldigen Bühel und kehrt ihm einen gewaltigen Thurm und eine stolze Stirnseite zu. Die schöne tiefgelbe Farbe, die sein Gestein durch das Alter angenommen, die maßlose Dicke seiner Mauern und die romanischen Doppelfenster mit den zierlichen Mittelsäulchen geben ihm ein eindrückliches Ansehen — ja die Doppelfenster, welche hier mit besonderer Schönheit auftreten, erinnern an die alten Palazzi, die am Canal grande zu Venedig stehen. Das Gebäude sieht ganz lombardisch aus, was hier in dem abgelegenen stockdeutschen Seitenthal noch mehr auffällt. Leider fehlen die Nachrichten über die Zeit der Erbauung, welche wahrscheinlich ein wälscher Meister geleitet. Es ist das eigentliche Sarntheiner Schloß, der Sitz der alten Ritter von Sarnthein, die übrigens nicht die Ahnen der jetzigen zu Bozen seßhaften Grafen dieses Namens sind; denn die alten Sarentheiner, die zuerst im zwölften

Jahrhundert vorkommen, sind 1646 zu Wien ausgestorben, worauf 1681 die Wagner von Rottenbuch ihre Titel und Wappen erhielten. Der berühmteste Sprosse des Geschlechts war Cyprian von Sarenthein, Hofkanzler von Tirol, Kaiser Maxens geheimer Rath, ein nüchterner, unermüdlicher, unbestechlicher, verschlossener Mann, mit den wichtigsten Geschäften betraut und den schwierigsten gewachsen, in den Händeln damaliger Zeit vielfach thätig († 1524). Der hohe starke Thurm, der in dem Schlosse steht, wird für eine römische Warte gehalten. Er hat die Aussicht nach Wangen, dem hochgelegenen Dorfe gegenüber von Afing, wo jene Burg war, die, wir oben schon erwähnt, und man meint, diese Castelle seien auf gleiche Weise in absichtlich gewählter Schauverbindung gewesen, wie man solche z. B. zwischen Rungelstein und Hoheneppan oder Jaufenburg und Lebenberg annimmt. Auch an ein Fallbrett wird man geführt, unter dem sich ein Burgverließ befindet, und nicht minder in die Burgkapelle, wo ein schönes altes Schnitzwerk, St. Georg und der Lindwurm, und ein noch älteres, aber nicht schönes Crucifix etliche Aufmerksamkeit verdienen.

Obgleich, der Mächtigkeit der Mauern nach zu urtheilen, das Schloß von Anfang an zu einem uneinnehmbaren Trutzhort bestimmt gewesen, so hat man es doch niemals völlig ausgebaut. Es ist viel leerer Raum da, leer vom Grund bis zum Dache, ohne Zwischenböden und Gebälk, daher wohl nie bewohnt, wogegen der brauchbaren Gemächer nur sehr wenige sind. In ihnen hat sich jetzt der Baumann zu recht gesetzt.

St. Vigil, des Trientner Kirchenheiligen abgewürdigter Festtag, wurde mit einer Procession gefeiert, welche Gelegenheit bot, den Leibesschlag der Sarner zu mustern. Der Stamm gehört nach allgemeiner Anerkennung zu den rein deutschen in Südtirol. Die Sarner sollen auch eine Sage haben, daß sie einst von Meran aus

über die Möltener Höhe in ihr Thal gewandert, was zur neuen Gothenthesis nicht übel stimmt. Daß sie es nicht unbewohnt getroffen, zeigt der räthische Name Sarnthein, der in den Urkunden Sarentinum lautet. Die Deutschheit des Volkes erweist indessen deutlich sein Aeußeres, das dem der Passeirer zu vergleichen ist. Die Männer sind stark und kräftig gewachsen, ziemlich hoch, in den Gesichtern durchaus von deutschem Ausdrucke. Die hellen Haare tragen sie kurzgeschoren, ziehen aber am Rande herum kleine Löckchen, die einen niedlichen Kranz um das Haupt bilden. Die Weiber und Mädchen von Sarnthein, die bei der Procession erschienen, sahen gesund aus, aber meines Bedünkens war keine darunter, die der Schönheit wegen eine Erwähnung verdiente. Die Tracht, sowohl der Männer als der Weiber, gleicht in der Hauptsache jener am Lande, zunächst der bei Meran, doch fehlt bei jenen der rothe Aufschlag an der Jacke, bei den Weibern mangeln die rothen Strümpfe, statt deren die innthalischen Beinhöslein eintreten. Ehemals trugen die Sarner kurze rothe Röcke; wir haben aber diesen Zeug nur mehr an ein paar Knaben bemerkt, denen, wie es schien, die letzten Reste der väterlichen Jacken für ihr Werktagsgewand zugeschnitten worden. Auch die Sprache scheint nur etwas rauher, sonst aber von der Bozner Mundart nicht verschieden zu sein. Ein kleines Mädchen, das ich gefragt, ob sie in der Schule etwas gelernt habe, antwortete fast schwäbelnd: Ja, a Fetzele (ein bischen). Denkungsart und Sitten betreffend ist zu bemerken, daß Sarnthal in eifriger Kirchlichkeit mit der Stadt Bozen wetteifert, weßwegen die Thälerer nach verschiedener Ansicht von den einen die frömmsten, von den andern die bigottesten in Deutschtirol genannt werden. Auch wirft man ihnen merkliche Rohheit und schwer versöhnliche Rachsucht vor; wir bekennen aber gerne, daß wir auf derartigen oben=

hin und allgemein ausgesprochenen Tadel nicht viel Gewicht legen. Daß sie auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehen, muß freilich wahr sein, weil es Staffler sagt. Nach Beda Weber gibt es hier auch Trutzreime und Volkslieder. Der Lebensunterhalt wird zumeist aus Viehzucht und Ackerbau geschöpft. Getreide wird mit großem Fleiße gebaut, und um Sarnthein herum wogten dazumal alle Hügel von schweren Aehren. Doch reicht das Ergebniß nicht aus und es muß alle Jahre noch eine beträchtliche Menge Korn von Bozen hereingeschleppt werden. Einen guten Namen haben die Artischocken, die da ganze Felder bedecken und in den Küchen zu Bozen sehr gesucht sind, wohl eben so sehr als die Sarntheiner Forellen, welche man für die besten des Landes hält.

Nachdem ich beim Schweizerwirth mit den freundlichen Herren vom Landgericht zu Mittag gegessen, alles sehr genießbar, denn die Frau Wirthin ist in der Kochkunst ungemein bewandert, leugnet auch selbst nicht, etwas Tüchtiges leisten zu können, „wenn sie's nur hätt," d. h. wenn nur immer das Zeug zu bekommen wäre — nach dem Mittagessen also wurde ein Spaziergang nach Nordheim unternommen, einem Dörfchen, das eine kleine halbe Stunde weiter oben an der Talfer liegt. Auch hier war einst ein ritterliches Geschlecht wohnhaft, obgleich von seinem Schlosse keine Spuren mehr vorhanden sind. Wie uns Hormayr belehrt, war die Burg zu Nordheim ein Sitz der Sarentheiner, von dem sie sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nannten, wie z. B. Johannes von Nordheim, Erzherzog Sigmunds „gehaimber Secretarj" und sein Wortführer auf dem Landtage von 1474 zu Bozen, der, wie ein schöner Grabstein an der Kirche zu Sarnthein besagt, 1475 gestorben nnd dort begraben ist. In den Fenstern des gothischen Kirchleins sind etliche verblichene Glas-

gemälde. Neben der Kirchenpforte zur rechten Hand hängt — in allem Ernste — ein geistliches Kartenspiel. Es sind nämlich in einem unscheinbaren Säckchen alle sechsunddreißig deutsche Karten beisammen, Schell-Aß, Herz-Aß, Eichel-Aß, Gras-Aß u. s. w. Eine jede enthält außer der Figur auch noch einen frommen Spruch, z. B. Gedenk, o Mensch, an die vier letzten Dinge und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen — und unten die Pön: z. B. Bet' drei Vater Unser und drei Ave Maria, jedoch wechselnd, so daß etliche ganze Rosenkränze von Vater Unsern verhängen. Aus diesem Säckchen ziehen nun die Landleute, wenn sie etwa nicht mit sich einig sind, wie viel sie beten sollen, eine Karte und verrichten dann gehorsam die Aufgabe.

Der Weg von Sarnthein nach Meran führt über das Kreuzjoch in fünf bis sieben Stunden, also ungefähr in derselben Zeit, die man aufwendet, um von Sarnthein nach Bozen zu kommen. Ich verließ um vier Uhr früh den Schweizer, um mit einem der Sarntheiner Herren, der sich zuvorkommend als Führer angeboten, aufwärts zu steigen. Wir wanderten ziemlich steil in die Höhe durch Wiesen und Felder. Etwa nach anderthalb Stunden gemeinschaftlichen Steigens nahm der Begleiter Abschied. Ich setzte meinen Weg allein fort und kam allmählich ans Joch, an die Schneide des Ueberganges, wo eine Rinderherde weidete. Hier bot sich eine herrliche Umschau; nur schade, daß viele Nebel auf den Höhen lagen. Ein ungeheurer Bergkranz schlang sich um mich her. Ganz nahe zur Rechten standen düstergrau und unheimlich die Zacken des Ifingers, der sich über Meran erhebt. Vor allem anziehend war das große Dolomitenreich im Osten, seiner ganzen Länge nach übersehbar, in verklärender Beleuchtung einer durch Gewitterwolken brechenden Morgensonne. Der Schlern, das breite Meerthier, wird von seinen Hinter-

nachbarn mächtig überragt. Die Dolomiten stehen in langen Reihen drei und vier Mann hoch über einander und strecken ihre Haifischzähne in die Wette empor, um sich gegenseitig zu ergänzen. Sie sind wahrhaft prächtig, diese hinter einander liegenden und in einander sich verlierenden Ungethüme, zuerst blaugrün, dann blau, dann bleich und geisterhaft und fast verschwimmend in der Luft. Die Mendel, die rothe, im tiefen Etschland überall eine bedeutende Erscheinung, ist hier ein bescheidenes Buckelchen, das sich neben den mächtigen Eisbergen, die die südlichen Hintermänner sind, nur für seine Freunde und Bekannten geltend machen kann. Diese italischen Ferner, die hinter dem Sulzberg (Val di Sole) aufsteigen, wenig besucht und umgangen, kaum irgendwo genannt, vielleicht nie bestiegen, unbekannte Größen selbst für die menschlichen Nachbarn, erschienen mir jeweils, so oft sie an verschiedenen Orten vor meine Augen traten, in einem mystischen Schimmer. Es ist eine Spitze darunter, die von hier besehen, obgleich weiter entlegen als der Ortles, dennoch höher erscheint, als dieser, und ich nähre eine leise, vielleicht grundfalsche Ahnung, es könnte ihm einmal da drinnen bei genauer Messung selbst ein Nebenbuhler erstehen.

Diese Ahnung hat sich allerdings als falsch erwiesen. Die Adamellogruppe ist jetzt auch durchforscht und hat Herr Oberlieutenant Julius Payer dafür wohl das meiste gethan. Die höchsten Spitzen sind die Presanalla 11,270, und der Adamello 11,250 W. F., während der Ortler zu 12,356 (die Wildspitze im Oetzthal zu 11,946) angegeben wird.

Das bewohnte Land von Südtirol ist auf dem Kreuzjoche nur dürftig vertreten. Kollern, die kühle Sommerfrische mit ihren weißen Häuschen, die den Boznern so hoch über dem Scheitel leuchten, zeigt sich hier in beträchtlicher Tiefe. Darüber hinaus ist Deutschenoven

und die Wallfahrtskirche von Weißenstein wahrzunehmen; tief unten aber zur Linken ein grünes Stückchen Etschland mit dem schlängelnden Strom, ein weißer Streifen — Neumarkt — ein kleiner Abschnitt von Eppan. Zur Rechten zeigt sich unten an der Töll neben der schäumenden Etsch das frische Partschins — Meran aber ist noch verdeckt.

So schön die Aussicht hier oben, so wird sie doch von jener auf dem Hirzer an Umfang noch weit übertroffen. Der Hirzer liegt nicht ferne vom Kreuzjoche, leider aber wußte ich damals noch nichts von seinen Vorzügen. Hier herum zeigten sich etliche von Wind und Wetter abgeschälte Fichtenbäume, mit zerknickten und gebrochenen Aesten — eine traurige Schau, wie sie fast auf allen Jöchern vorkömmt und uns zeigt, daß der Holzwuchs von oben herunter absterbe, und daß jetzt keine Bäume mehr aufkommen, wo ehedem noch stolze Fichten die Luft zu leben fanden.

Vom Joche weg erreichte ich bald eine Almhütte, wo etliche betagte Weiber walteten, jetzt wenig zufrieden mit dem Sommerwetter, das in den letzten vier Wochen die Alm dreimal mit Schnee belegt hatte. Gleichwohl zeigten sich die Wiesen herum im schönsten Schmucke. Von der Hütte an ging's immer sachte abwärts durch lichten Wald, bis ich den Weg verloren hatte. Glücklicherweise hörte ich hier etliche ferne Schläge im Gehölz. Diesen ging ich nach und kam zu einigen Holzarbeitern, die einen Fichtenstamm nach dem andern zur Erde brachten. Sie wiesen mich zurecht, aber es vergab nicht viel, denn es gelang mir immer nicht, einen getretenen Pfad zu finden. Nach längerem Umherirren zwischen Sumpf und Alpenrosenhecken, die eine jähe Felsenwand verdecken mußten, da aus senkrechter Tiefe eine grüne Wiese heraufschimmerte, gewahrte ich endlich den Runst eines lärmenden Baches, in den ich mich

hinunterließ. Ich verfolgte ihn von einem trockenen Stein auf den andern springend, bis ich unter seiner Leitung ans erste Haus von Hafling kam.

Die Lage dieses Dörfchens ist ungemein lieblich und so zu sagen elegant. Unten in der Schlucht, die hin und wieder Düsterheit gewährt, ein rauschender Bach, begrüßt von üppigen Büschen, daneben ein Häuschen, eine Mühle, über deren Thüre eine Schützenscheibe. Hin und wieder ein breites Kornfeld, anmuthig umgrünt, Häuser, Obstgärten, zwischen Lärchenbäumen ein Kirchenthurm, Strohdächer, die aus schmalen Thälchen hervorragen, da und dort eine Capelle, ein Bildstöckel. Weiter oben eine Felsenwand, auf der ein dunkler Schopf von würdevollen Fichten, auf den andern Höhen Wälder, dick und licht; überall Wege und Stege, Geländer, Brückchen, Zäune, arbeitende Landleute, wandernde Pilger — kurz alles zusammen so niedlich, reich und bunt, daß wir unwillkürlich an die Mooser'sche Krippe zu Bozen erinnert werden.

Die alte Kirche St. Katharina, zubenannt „in der Scharte," die Egno von Eppan, Bischof von Trient schon 1251 eingeweiht hat, steht am andern Ende des Dörfchens, dicht am Abgrunde, der sich in die Thalgegend von Meran hinabsenkt. Sie erscheint, von unten auf gesehen, frei und schlank, wie in einer Waldlücke stehend, den blauen Himmel hinter sich — davon ihr Name. Sie ist ein Wahrzeichen der Meraner Gegend, in ihrer ausgezeichneten Lage auf der ragenden Höhe, mit dem röthlichen Thurm, den die Abendsonne am letzten küßt. Sehnsüchtiges Schauen für den lungenschwachen Kurgast, der des Abends zu Meran auf der Wassermauer sitzt, wie die Schatten an den rothen Felsen so leicht und sicher hinansteigen und an dem Thurm hinaufklettern, zu dessen Füßen die frischen Bauernjungen von Hafling lustig spielen — aber ihr fröh-

liches Rufen hört er nicht — das Kirchlein steht in abendlicher Stille am hohen Horizont.

Hier oben in der Scharte ist eine herrliche Aussicht über das Thal von Meran, von Lana aufwärts bis nach Partschins, das so sommerfrischlich herauf winkt. Die tiefgrünen Matten an der weißen Etsch, die aus dem engen Rachen des Vinschgaues heraus stürzt, die Rebenhügel auf den Halden, die Dörfer, die Häuser und die Burgen, die Stadt mit ihrem hohen Thurm, alles liegt so schön gestickt, so reinlich abgemalt, so warm und wonnig vor dem Auge, und die hohen kalten Jöcher stehen schützend um das kleine Paradies.

Im übrigen ist das Dorf wenig besucht, vielleicht weil das Wirthshaus schlecht ist, vielleicht ist auch das Wirthshaus schlecht, weil wenig Gäste kommen. In der Bozener Gegend sind auf gleicher Höhe die früher genannten Sommerfrischen; in Hafling dagegen ist ungemischte Bäuerlichkeit ohne städtische Zuthat. Die Meraner haben für ihren Bedarf der Anstalten genug im Thale. Der Menschenschlag ist stark und wohlgebaut, gleich dem im Sarnthal und um Meran, zwischen welchen beiden er seine Wohnungen errichtet hat.

Zu Thale steigt man auf einen Pfad, der im Walde steil herab führt. Ich ging auf Fragsburg zu, das von Meran aus so schön sich darstellt. Ungeheure Kastanienbäume erheben sich ringsherum auf dem Bühel. Das Gebäude ist leer, seitdem es der vorige Besitzer an einen Bauern verkauft hat, der die Burg nur betritt, wenn er sie einem Fremden zeigen soll, sonst aber außerhalb wohnt in seinem Bauernhause. Der frühere Besitzer war der mit einer Norddeutschen vermählte Sänger Cornet, bei welchem einst Lewald seine Sommerfrische hielt. Im Schloß ist des Merkwürdigen nicht viel zu finden. Etliche Familienporträte der Grafen und Gräfinnen von Mamming sind noch vorhanden, an welchen Lewald

jene gelungenen Wahrnehmungen über Veredlung der Race gewann, welche man ihm zu Meran noch immer übel nimmt. Die Gnädige, sagte die Bäuerin, die Gnädige ist nie gerne hier gewesen; wenn Mais Braunschweig und Meran Hamburg wäre, hat sie oft gesagt, dann möchte sie's wohl aushalten in dem alten Nest, aber so nicht. Darum hat sie auch schon lange wieder das stille Land um Meran mit dem lauten Hamburg vertauscht. Ueber das Burgleben zu jener Zeit, als diese gebildete Gesellschaft hier oben weilte, verweisen wir auf die freundliche Schilderung, die Lewald selbst davon gegeben hat.

Hinter der Fragsburg ist eine ziemlich geräumige Ebene, die hier an diesem Platze gar nicht vermuthet wird, zum Theil Wiese, zum Theile Kornfeld. Drüber hingehend erreicht man bald den Tobel, in welchen der Fragsburger Wasserfall hinunterstürzt, eine schöne wilde Landschaft mit wogenden Büschen und ragenden Felsen. Am Rande des Tobels fort führt der steile Steig, jetzt schon wieder mit allen Reizen südlicher Vegetation verkleidet, in das Thal hinab, zuerst noch an einem Teich vorbei, der einer Muschel gleich voll krystallklaren Wassers in kühlem Helldunkel verborgen liegt, regungslos, nur zuweilen von irrenden Sonnenstrahlen gestreift oder von einem verschlagenen Zephyr, ein Ort, wie ein heidnisches Heiligthum oder wie die heimlichen Stellen, wo geschmackvolle Romanschreiber ihre Mädchen baden lassen. Von dem kleinen Teiche abwärts immer steil und schroff nach Katzenstein, einer Veste, verfallen wie die andern, dann in die Ebene und nach Mais, wo ich fast erdrückt von der Hitze, in der ich seit der Fragsburger Höhe gewandert, ins kühle Wirthhaus trat, um die trockene Kehle zu netzen und mir die Schuhe bürsten zu lassen zum anständigen Eintritt in die alte Landeshauptstadt Meran.

XIII.

Meran.

1844.

Meran ist eine kleine Stadt im Etschland, am Eingang des Passeierthales, zwischen der wilden Passer und dem weinreichen Kiechelberg gelegen. Ihre eigentliche Seele ist eine lange Gasse mit Bogengängen, die hier wie in Bozen Lauben genannt werden. Die Meraner Lauben sind heller und offener als jene in der Nachbarstadt und werden daher in den heißen Stunden des Tages wie bei nassem Wetter gern als Promenade benützt. Zur Zeit der Früchte sitzen hier die freundlichen Obsthändlerinnen, die den Pilger, der im Anfang der Saison vorüberschlendert, so freudenvoll begrüßen, wie Vater Noah seine Taube, als den ersten Vorboten der schönen Tage, die so viele Fremde bringen, welche einer schwachen Lunge sind und mit dem süßen Traubenfleisch Schlund und Brustkasten auskalfatern und die Lücken zupichen wollen, die der deutsche Winter hineingerissen hat.

Uebrigens erstreckt sich oben gegen das Passeierthor noch ein ganzer, etwas winkeliger Stadttheil, welcher Steinach heißt, und unten, wo die Lauben ausgehen, findet sich ferner eine Quergasse, der Rennweg, deßwegen

so genannt, weil hier ehemals die Turniere und Lanzenstechen gehalten wurden. An diesem Rennweg liegt das Meraner Gymnasium, welches von den Benedictinern aus dem Stift Marienberg geleitet wird, meist gelehrten Herren, deren viele unter den tirolischen Schriftstellern glänzen. Hier haben Beda Weber, Albert Jäger, Pius Zingerle gewirkt. Auch das Capucinerkloster steht am Rennweg.

Die hiesige Gegend, die man später das Burggrafenamt nannte, war ursprünglich das Stammgut der alten Grafen von Tirol und Meran ist lange Zeit dieser Herren Hauptstadt und im Ansehen die erste des Landes gewesen, bis Friedrich mit der leeren Tasche den Grafensitz in das junge Innsbruck verlegte. Diese mittelalterliche Blüthe ist indessen längst dahin. Als das Hoflager fortwanderte, zog viel reicher Adel aus der Gegend weg; die berühmten Jahrmärkte verwelkten an der wachsenden Bedeutung der Bozner Messen, und durch den neugeöffneten Kuntersweg am Eisack verlor der Paß über den Jaufen nach Sterzing seine meisten Kunden. Dazu kamen noch die häufigen Verheerungen der Passer, so daß oft für Menschenalter eine trübselige Verarmung herrschte in der ehemaligen Landeshauptstadt, welche gleichwohl noch in unsrer Zeit auf den Landtagen allen andern Tiroler Städten vorgeht. Auch steht heutzutage noch ein Haus in der Stadt, das jetzt dem Fürsten Taxis gehört, das Kelleramt, wo vor Zeiten die Grafen von Tirol ihren Hof gehalten, mit der Capelle, in welcher Margaretha Maultasch Ludwig dem Markgrafen zu Brandenburg und zu Lausitz, des heiligen römischen Reichs oberstem Kämmerer, angetraut wurde, nachdem sie Herzog Hansen von Luxemburg, dessen untüchtiger Liebe sie nicht froh werden konnte, davongejagt.

Die Stadt Meran hat kaum einen prächtigern Tag gesehen als den zehnten Hornung 1342, wo der Kaiser

und der Markgraf von Brandenburg, Herzog Ludwig der Römer und Stephan von Bayern, zwei Herzoge von Teck, die Bischöfe von Augsburg, Regensburg und Freising, zwei Grafen von Schwarzburg, darunter jener Günther, der später Gegenkönig wurde, die Grafen von Görz, Werdenberg, Kirchberg, Katzenellenbogen und viele andere Ritter aus Deutsch- und Wälschland, in ihrer Mitte die schöne Braut von Tirol durch die Laubengasse ritten, um sich nach der Trauung in feierlichem Zuge auf das Hauptschloß zu begeben, wo in dem grauen Thurme, der noch jetzt zu sehen, das fürstliche Beilager gehalten wurde. Jenes Kirchlein aber im Kelleramt und seine Sakristei schmücken wunderliche Fresken, die man einem Christoph von Meran zuschreibt, der zu Margarethens Zeit gelebt hat und als der erste namentlich bekannte Tiroler Maler gilt. „Hart daran stoßen ein paar Gemächer, ehrwürdig wie man sie selten findet, unentstellt erhalten in ihrer ältesten Art. Des braunen Getäfels Fügung und Ornament, die behaglichen Wandbänke, der sonnige Erker, wie der zierlich bemalte und gemodelte Ofen, vor allem vier Wappenbilder, meisterhaft geschnitzt, ober den Thüren deuten auf die Zeit ihrer Einrichtung, den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Bindenschild und die fünf Lerchen reden von einem österreichischen Herrn, der Tiroleraar bezeichnet ihn als Landesfürsten, der braunschweigische Löwe gilt als Zeichen seiner Hausfrau. Die Schilde alle bezeichnen uns Herzog Friedrich mit der leeren Tasche als den, der diese Stuben eingerichtet. Man weiß, daß er im Jahr 1414 im October zu Meran Papst Johann XXII. empfing, der, seinem Geleite sich überlassend, gen Constanz zum Concilium fuhr. Damals mögen diese Gemächer den Kirchenfürsten und seinen Gonfalonier beherbergt haben."

Die Meraner Pfarrkirche rühmt sich des höchsten

Thurmes in Tirol, ist auch sonst sehr ansehnlich und an den Außenwänden gleichfalls noch mit alten Gemälden geziert. Sie wurde von Margarethens Vater, jenem Könige Heinrich von Böhmen erbaut, nicht ohne daß ihm eine reiche Bürgerin, Batlina Hemelin, mit ihren Mitteln dazu geholfen. Im Thurme hängen sieben Glocken, wohlgestimmt und klangreich, übrigens mit beschwerlichem Dienste belegt, denn die Meraner Küster gehören zu den fleißigsten dieser Welt. Auch hier werden jene seltsamen Glockenkünste bemerkt und erschallt an den Feiertagen jenes wunderlich wechselnde Geläute, welches wir schon früher beschrieben haben. Das Innere der Kirche zeigt nichts alterthümliches, dagegen etliche Gemälde von Martin Knoller. Im Friedhof um die Pfarrkirche her liegen die seligen Meraner und mit ihnen auch schon mancher, der der Genesung wegen aus der Ferne hieher gekommen, zu spät hieher gekommen, wie die Eingebornen sagen, denn sie behaupten, wer zur rechten Zeit komme, der müsse genesen.

Ein anderes schönes Gotteshaus steht außerhalb der Brücke und ist die Kirche des Spitals. Sie wurde in ihrer jetzigen Gestalt von Erzherzog Sigmund erbaut. Das gothische Portal zeigt oben einen zierlichen Junker und eine fromme Frau, die auf beiden Seiten Gott Vaters knien, welcher den gekreuzigten Heiland in den Händen hält. Mit diesen Gestalten sollen Herzog Meinhard II. und seine Gemahlin Elisabeth gemeint sein, welche die ersten Gründer des Spitals waren. Im Innern ragen die Pfeiler leicht und von hellem Lichte durchwebt empor in der schmucken Weise unsers alten Styls. Die schönen Glasgemälde an den Fenstern sind nicht zu übersehen und auch auf den Thürflügeln der alten Orgel sind innerhalb noch gute alte Gemälde erhalten. Auf der rechten Seitenwand ist die traurige Chronik der Ueberschwemmungen aufgeschrieben, die aus

dem Wildsee in Passeier über Meran zerstörend hereinbrachen. Es werden vom Jahre 1419 bis zum Jahre 1774 ihrer acht besonders schädliche hervorgehoben. Deßwegen konnte auch Lertha, der Dichter von Kains, mit Recht die Passer sprechen lassen:

Maia, Meran! dir nähr' ich mit Holz die Flamme des Herdes;
Doch als theures Entgelt nehm' ich die Mauern dir oft.

Am rechten Ufer der Passer liegt die Wassermauer, ein steinerner Damm zur Abwehr der Wildfluthen, breit und räumlich angelegt, mit buschigen Pappeln und stillen Ruhebänken besetzt, ein angenehmer Spaziergang zumal des Abends, mit offener Aussicht auf die Maiser Schlösser und den Freiberg, auf das Thal hinab gegen Bozen und auf die Gebirge jenseits der Etsch. Das schöne Volk von Meran kommt in gewöhnlichen Zeiten lustwandelnd nicht viel weiter, als auf diese Mauer. Die Leute in der Nachbarschaft wissen es auch sehr wohl, daß sie nicht zu fangen sind, die Städter, und geben sich keine nutzlose Mühe. Daher kommt es auch, daß man auf den entzückenden Wanderungen in den Rebenhügeln herum kaum einen entsprechenden Ruhepunkt findet, was jetzt, da sich die spazierlustigen Kurgäste von Jahr zu Jahr mehren, allmählich ein empfindlicher Mangel wird. Es ist unseres Wissens in der ganzen Umgegend von Meran noch kein kluger Wirthskopf aufgestanden, der es versucht hätte, eine schöne Laube herzurichten, Tische, Stühle und Bänke hineinzusetzen und einen lieblichen Blumengarten davor zu pflanzen, etliche Kastanienbäume bequem zu stellen und das Wachsthum so aufzuräumen, daß die Aussicht offen würde. Jene heiteren Feiertagspartien, wie sie sonst in Süddeutschland üblich, wo das gesammte Hauswesen mit guten Freunden auf reizende Lustplätze zieht, in der Rebenlaube oder unter den Linden den Abendimbiß einnimmt, nebenbei Kegel

schiebt und Lieder singt — diese Verzierungen des irdischen Lebens sind hier nahezu unbekannt. Die sonstigen Ergötzlichkeiten im Jahreslauf sind auch bald zusammengezählt. Die zwei Kaffeewirthe halten jährlich im Fasching zwei oder drei Bälle, die von Masken gerne besucht werden, wie denn überhaupt die alte deutsche Lust am Mummenschanze hier noch fröhlich grünt und auch die „mindern Leute“ sich das Vergnügen, einmal des Jahres in einer andern Jacke zu erscheinen, nicht gern versagen. Während dieser Zeit verschafft auch der lobenswerthe Musikverein etliche Unterhaltung. Darnach wird's wieder sehr ruhig. Abendgesellschaften kennt man nicht, wohl aber Einladungen zur Marende. Man ißt hier gewöhnlich um eilf Uhr zu Mittag und nimmt um drei Uhr ein Vesperbrod, welches man die Marende nennt. Dazu laden denn hin und wieder die Frauen ihre Freundinnen und allenfalls deren Ehemänner. Die Marende, wenn sie als gastlicher Imbiß auftritt, besteht aus Kaffee mit „halbgeschlegelter“ Butter, aus Wein und großen Trachten von kalten Speisen. Sonst ist die Besuchzeit der Sonntagmorgen, wo man sich nach der Messe in feiertäglichem Putze Aufwartung macht. Die Meraner Familien fühlen sich, so viel man hört, sehr behaglich in dieser stillen Art des Lebens, und es ist daher auch kaum räthlich ihnen mehr Vergnügen aufreden zu wollen. Doch ist es unter solchen Umständen fast wunderlich, wenn Pater Albertus, der Capuciner, in seinen Predigten immer wieder auf die sündlichen Weltfreuden und die unausgesetzten Lustbarkeiten der Meraner strafend zurückkommt und so viel Redens davon macht, daß in dieser Zeit einmal ein hypochondrischer Kurgast eigens zu ihm lief, bittend, er möchte ihm um Gotteswillen sagen, wo diese Unterhaltungen vor sich gingen, indem er nahe daran sei vor Langweile zu bersten. Die jüngeren Herren von

Meran treffen sich Nachmittags in Herrn Paris Kaffeehause, Abends da oder dort beim Weine. Wer sie kennen gelernt, wird finden, daß sie dem Fremden gerne an die Hand gehen und das Mögliche thun, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Auch die Bürgermeister, welche zugleich Curvorsteher, haben sich seit Jahren so sehr bemüht, den Gästen, welche in ihrem Meran Zerstreuung oder Genesung suchen, alle Freundschaftsdienste zu erweisen, daß es wohl erlaubt ist, sie als liebreiche Patrone der Pilgrime geziemend zu preisen.

Doch lassen wir jetzt die Stadt, um vor das Thor zu gehen. Vor dem Thore aber erfreut uns immer wieder die prächtige Zusammenstellung beschneiter Höhen, die von finstern Fichten starren, und warmer Thalgründe, in denen Wein und Südfrüchte wuchern, die rauhe Größe nordischer Gebirge und die milde Seligkeit hesperischer Landschaften. Lassen wir die Augen in die Runde gehen, so nehmen sie aus dem Reichthum wohl zuerst das Schloß Tirol, die alte römische Veste, dann das Landespalladium, das jeweils in der Hand des Herrn sein mußte, dem die Tiroler huldigen sollten. Das Hauptschloß, wie es die Bauern heißen, blickt von seinem lockern Sandberge noch ansehnlich in das Burggrafenamt herunter, einst von Brunnenburg und Durnstein, zwei wehrhaften Burgen, behütet, deren eine ganz, die andere halb verfallen ist. Das winzige Kirchlein von St. Peter steht neben ihm auf dem Rebenberg, nach der Sage zu einer Zeit erbaut, als nur erst sieben Christen in der Gegend lebten. Darunter liegt Algund, das schöne Dorf in seinem Obstbaumwald, darüber hinaus Partschins mit seinem Wasserfall, allbereits oben in dem kühlen Luftzug des Vinschgaues, der vom Ortles herniederströmt. Von dieser Seite fluthet die Etsch herein, die da schäumend zu Thale fällt. Dann folgt der Marlinger Berg, oben mit weißen Höfen be-

säet, von Kornfeldern glänzend, unten mit Weinlaub umgürtet; an seinem Fuße das schwarze Gemäuer der Burg zu Vorst, das mit Epheuranken schön verkleidet ist; weiter hin die graue Kirche von Marling und das mächtige Schloß von Lebenberg. Neben der Schlucht, die den Eingang ins Ultenthal anzeigt, erscheint Lana, das lange Dorf, mit seinem hohen Thurm an der gothischen Kirche, dann die Ruine von Brandis und endlich weit unten die herrliche Burg zu Eppan und die rothe Mendel, die ihre Nase stolz über Bozen aufzieht. Noch weiter draußen erheben sich die bleichen Bergfirsten von Deutschenoven und Weißenstein.

Dicht ober der Stadt dagegen steht in Weinbergen ein alter Thurm des verschwundenen Schlosses Ortenstein und nicht weit davon auf hoher Klippe über der Passer die graue Veste Zenoburg mit der Aussicht in die heldenreiche Schlucht des Passeier. Der Veste gegenüber liegt Mais, das ehrwürdige Dorf, auf dem eingefallenen Schutt des Ifingerberges, uralten Namens als römische Pflanzstadt. Auf den Halden von Mais, zwischen Schlössern, Villen und Bauernhäusern, zwischen Weingärten und Auen, unter alter Bäume Schatten, wo Bachesrauschen und Brunnenrieseln und Vogelgesang durch das Säuseln des Laubes tönen — dort sind die schönsten Gänge für den kühlen Abend, wenn die Sonne im Vinschgau untergeht. Ueber dem ganzen Burggrafenamt liegt ein mittelalterlicher Duft — aber das Gedächtniß ritterlicher Herrlichkeit erwacht nirgends so lebendig, als auf den Halden von Obermais. Freilich eine elegische Betrachtung, diese verlassenen Burgen in den Trümmern ihrer Pracht. Da finden sich marmorne Treppen, die zu morschen Thüren führen, welche niemand mehr öffnet, byzantinische Säulengänge, wo kein Fußtritt mehr erschallt, Capellen, in denen keine Seele mehr betet, steinerne Ruhesitze unter Nußbäumen, wo kein Reisiger mehr rastet,

und zackige Zinnen, über die kein Pfeil mehr fliegt. Cypressen ragen schweigend über die Mauern, auf den Thürmen knarren verrostete Wetterhähne in die Stille und die Abendsonne scheint vergoldend darein. Hier wären vortreffliche Oertlichkeiten um Rittergeschichten auszudenken — Rittergeschichten, die in denselben Sälen spielen müßten, in denselben Säulengängen und unter den nämlichen Nußbäumen und Weinlauben, die wir jetzt noch vor Augen haben. Aber auch hier hat leider noch niemand daran gedacht, die Herren und Frauen, Jungherren und Fräulein, die da ehemals den Traum des Lebens träumten, im wechselvollen Knäuel eines historischen Romans vorübergehen zu lassen. Doch möchte es nicht schaden, wenn die vergessenen Geschichten einmal wieder erzählt würden, denn hier ist bei Städter und Landmann sehr wenig Erinnerung geblieben an die Zeiten, die da einst unter Fehden und Landtagen, unter Waffenspiel und Minnegesang dahinrauschten. In diesen unsern Tagen sind ohnedem die meisten jener Schlösser in den Händen der Landleute, und der Bauer hält nicht viel auf Thürme und Warten, auf Bankettsäle, Waffenkammern und Frauengemächer. Er hat sich eine alte Gesindestube zur Wohnung ausgesucht und läßt das Uebrige der Zeit trotzen so lange es vermag, oder wo in den letzten Jahrhunderten noch Herren auf den Gütern saßen, da geht er jetzt mit seinen Eisensohlen über den empfindlichen Parketboden und wärmt seine nackten Knie an den wälschen Kaminen und schneidet sich aus den hinterlassenen Ahnenbildern seinen Ofenschirm.

Dieß alles soll indessen nur eine flüchtige Ueberschau sein, und um die Gegend näher kennen zu lernen, müssen wir nothwendig etliche Spaziergänge machen. Der erste Gang gilt aber dem Schlosse Tirol, denn dieß ist „der graue Pathe, der das Land nach sich genannt für ewige

Zeiten." Wir gehen also durch das Passeirerthor und steigen bis zur Höhe, wo die alte Zenoburg liegt, auf einem schwarzen Schrofen, welcher senkrecht aus dem tosenden Wildbach aufsteigt. Die Zenoburg ist auch verfallen, wie die meisten ihrer Schwestern. Braunes Mauerwerk mit dichten Epheutapeten schließt den Ring ab. Durch ein hölzernes Pförtchen tritt man ein. Innen ist ein leerer Burghof; alte Reste bezeichnen noch hie und da den ehemaligen Gang der Mauern. Links erhebt sich ein fester Thurm, in dem ein düsteres Baumannsstübchen. Nebenbei findet sich eine kleine Cisterne, um welche eine sinnige Hand etliche Trauerweiden gepflanzt; rechts, gerade über dem gähnenden Schlund der Passer steht die alte Schloßcapelle, jetzt entweiht, aber noch immer viel besucht und beschaut sowohl wegen des Portals mit seinen gnostischen Ungethümen, die so schwer eine Erklärung zulassen, als wegen der Alterthümer, welche die jetzigen Besitzer der Burg, die edlen Herren von Braitenberg, da zusammengebracht. Man findet hier verschiedene merkwürdige Kunstgegenstände, altes Hausgeräthe, alte Waffen, auch eine Truhe voll mittelalterlicher Knochen, worunter vielleicht manche landesfürstliche Gebeine. In einer Schublade liegen alte Pergamente, zum Theil noch aus der Zeit des görzischen Meinhards; andere, die von König Heinrich auf dieser selben Zenoburg gefestet worden sind. Die Wandschränke verbergen eine Sammlung von alten Handschriften, die auf die Landesgeschichte Bezug haben, und viele ältere Drucke, wie sie selten mehr in Privatbibliotheken gefunden werden. Nicht ohne Vergnügen wird man auch ein pergamentnes Stammbuch durchblättern, das sich Jakob Kolz zu Freiegg, der Enneberger, ums Jahr 1590 angelegt. Dahinein haben Bekannte und Verwandte ihre Wappen zierlich malen lassen und einen Spruch dazu geschrieben, deutsch, lateinisch, französisch oder spanisch, woraus abzunehmen,

daß zu jener Zeit der tirolische Adel sich fleißig mit fremden Sprachen beschäftigt habe. Unter den deutschen Devisen ist manche ansprechende, die man sich merken sollte, wie z. B. Gottes Will hat kein Warumb; oder was Frau Maria Wendlin, geb. Gadolt, einschrieb:

Schweig, leid und lach:
Gedult überwint alle Sach.

Der heilige Zeno war einst eine Zierde des bischöflichen Stuhles zu Verona und starb in dieser Stadt am 12. April 380. Ueber seinem Grabe wurde eine Kirche erbaut und in diese, die wahrscheinlich etwas hoch gelegen, rettete sich zwei Jahrhunderte später viel Volk von Verona, als die Etsch mit verheerender Ueberschwemmung in die Lombardei einbrach. Seitdem gilt St. Zeno als der Helfer in Wassersnoth und wurden ihm als solchem in den Alpen verschiedene Kirchen, wie z. B. Sanct Zeno bei Reichenhall geweiht. Auch hieher, in die Zenoburg, ist sein Name wohl deßhalb berufen worden, weil man ihn als Schützer gegen die Verheerungen der Passer und anderer Wildbäche in der Nähe zu haben wünschte.

Hier also in diesem Umfang, wo Capelle und Thurm, marmorne Pforten und zerbrochenes Gemäuer nur leise an die alte Herrlichkeit gemahnen, hier hat einst König Heinrich, der Kronansprecher von Böhmen, Hof gehalten, umringt von froher Ritterschaft, von adeligen Sängern, von blühenden Söhnen, die er außer der Ehe gewonnen, und von seinem legitimen Töchterlein Margarethe, die später den Beinamen Maultasch bekam. Dieses Mädchen, das in der Geschichte von Tirol so bedeutsam wurde, hat sich auch im Volke ein dauerndes Andenken gestiftet. Von vielen Schlössern behaupten die anliegenden Bauern, sie seien Margarethens Sommeraufenthalt gewesen, und erzählen allerlei Geschichten von ihr. Der Leumund

dieser Fürstin ist bekanntlich etwas getrübt und leider nicht allein in der Sage, sondern auch in der Geschichte. Die Tiroler Maler pflegten sie früher gern zu malen, immer ganz nackt, nur mit ihren goldenen Haaren bedeckt, und das Volk nannte jedes nackte Frauenbild, das keine Eva war, eine Maultasch. Schon Kaiser Max hat laut seines Tagebuchs ein solches „schandbares Gemäld" am Wappenthurm zu Innsbruck übermalen lassen und ein anderes am goldenen Dachl wurde noch im vorigen Jahrhundert vertüncht, weil das Volk es gerne beschaute und über die „Herzogin von Meran" unsaubere Reden führte. Der Ruf der Gräfin unterliegt indessen gegenwärtig einiger Reinigung. Hormayr nennt zwar die schöne Fürstin noch in neuester Zeit ein verliebtes Ungethüm, aber unter den treuen Tirolern findet sich wieder mancher Kämpe, der den Handschuh für sie aufnimmt und es kann leicht sein, daß wir am Ende um ein verkanntes Tugendmuster reicher werden.

Professor J. V. Zingerle hat die Sagen von Margaretha der Maultasch gesammelt und 1863 herausgegeben. Ihren Beinamen soll sie nach der Auslegung des Volkes von ihrem weiten unförmlichen Munde und ihren herabhängenden Kinnladen erhalten haben. Einige Autoren sprechen allerdings von Margarethens Schönheit, aber die Chronisten, welche Zingerle anführt, bezeichnen sie alle als sehr häßlich, mehrere überdieß als unersättlich in fleischlichen Lüsten. Auch die Sage behauptet die Gräfin von Tirol habe die jungen Passeierer in eisernem Korbe auf ihre Burg gezogen und sie dann, sobald sie ihrer überdrüssig, in den Fallthurm werfen lassen, eine Mähr, die bekanntlich auch andern Prinzessinnen jener Zeiten nachgesagt wird. Um ihren Leidenschaften zügelloser fröhnen zu können, soll sie erstlich ihren Gemahl, Ludwig den Brandenburger, und dann auch ihren Sohn Meinhard vergiftet haben. Selbst in Kärnten weiß man von ihr zu erzählen. Man behauptet dort, daß sie

dieß Land einmal in einem blutigen und grausamen Kriege verheert habe. Aber alle diese und andere Sagen über die Maultasch haben keinen historischen Boden, sondern sind wahrscheinlich unter alten mythologischen Einflüssen entstanden.

Schloß Zenoburg wird allen denen, die diesen Herbst in Meran waren, in werther Erinnerung bleiben wegen des Winzerfestes, das die Bürger der Stadt dort ihren fremden Gästen bereiteten. Die Idee war aber zu Meran so neu, daß sie nothwendig Anstoß finden mußte. Ein fürsichtiges Wesen aus der guten alten Zeit — jeder Zoll ein Zopf — ein beurlaubter Gubernialrath meinte, obschon er nichts darein zu reden hatte, gleichwohl das Fest verbieten zu sollen. Derlei Beehrungen der „Ausländer" seien in der tirolischen Landesgeschichte unerhört, und eine solche Neuerung nicht erträglich; den Fremden sei alles zuzutrauen; sie könnten am Ende die fünfunddreißig Bundesflaggen aufpflanzen, Was ist des Deutschen Vaterland singen, Oesterreich und dessen Zukunft leben lassen oder einen Toast auf die deutsche Einheit ausbringen, wie ihn Erzherzog Johann am Rheine ausgebracht. Das könnte Aufsehen machen, Aufsehen zu Innsbruck, Aufsehen zu Wien, Aufsehen überall. Die Meraner Bürger aber ließen sich von ihrem Vorsatze nicht abbringen. Ob Aufsehen oder nicht, sei ihnen gleichgültig; die tirolische Landesgeschichte könne diese und manche andere Neuerung ohne Schaden aufnehmen; das Fest sei den Gästen angesagt und könne nicht unterbleiben, ohne sie zu beleidigen; sie hätten keine Gründe, sie zu verletzen, aber alle Ursache, sie liebreich und ehrenvoll zu behandeln; sie würden sie höchstens bitten, die Bundesflaggen und die Toaste wegzulassen, um die Schwachen nicht zu erschrecken. Die Gemüther wurden schwierig und einzelne Würdenträger mitten in der Nacht aufgeschellt, um

in den Rath zu kommen. Das Fest fand aber endlich statt.

„Die alten Mauern," sagt dessen damaliger Schilderer, „der trotzige Thurm, von dem wieder einmal eine heitere Fahne flatterte, sie gedachten wohl ihrer jungen Jahre, als statt des Eppichs goldene Gewebe sie deckten, und König Heinrich da seiner Tiroler Grafschaft Zinsen verschwelgte dem böhmischen Königstitel zu Ehren, und sein Töchterlein Margarethe zu der üppigen Rose erblühte, die Reiz und Dorn gleich gut zu gebrauchen verstand. Sie meinten wohl, als sie die langen gedeckten Tafeln sahen, die Lasten lockender Etschlandsfrüchte und die vollen Becher, als die schönen geputzten Frauen umherwandelten, die hellen Gesänge laut wurden und die Trompeten schmetterten, es seien die alten Tage rückgekehrt und der lustige Burgherr sei eingezogen mit seinem Hofhalte zum Bankett und Herr Rüdeger von Rubein oder der von Sonnenburg singe maifrische Minnelieder. Wenn man in dem bunten Gewühl alle Abarten deutscher Zunge vernahm, wenn man in allen diesen Mundarten dasselbe fröhliche Thema verstand, daß es nicht leicht auf deutschem Boden eine Stelle gebe, wo solche Stunden sich herrlicher genießen ließen, da mochte man gern denken: hieher flüchtete sich die Lebensfreudigkeit des deutschen Volkes, hier hält sie ihre Traubenlese und jubelt keck hinein in die nahen wälschen Marken; „Wie fein ist's hier auf meinem letzten Hufen und bei meinen letzten Söhnen!"

Von Zenoburg trachten wir nun weiter nach dem Schloß Tirol. Rechts hinein öffnet sich das Passeiererthal, dessen Eingang zur einen Seite vom Schlosse Schenna, zur andern von den Dörfern Kains und Riffian geziert wird. Das Kirchlein zu Kains mit seinem Satteltburm sieht wie neugierig aus den Weinbergen und genießt einer herrlichen Aussicht. Es wurde ursprünglich im

achten Jahrhundert, zur Zeit, als noch die bayerischen Agilolfinger bis ins Etschland herein geboten, von dem heiligen Corbinian erbaut. Damals war diese Gegend unter den Durchzügen der deutschen Völker wieder wüste geworden und nach Aussage eines Zeitgenossen ein heimlicher Ort ohne Fußtritt eines Bewohners. Corbinian hatte die Gegend auf einer Romfahrt gesehen und fühlte seitdem einen innern Zug nach der elegischen Landschaft um das alte Castrum von Terioli, und nach dem grünen Thale bei Mais, wo St. Valentin, der Apostel der Rhätier, begraben lag. Später als man ihm zu Freising an des Herzogs Hofe nach dem Leben strebte, ging er gerne wieder in die Einsamkeit von Cainina zurück und als er gestorben, wurde seine Leiche in der Kirche St. Valentins beigesetzt. Sie ruhte aber dort nicht lange, denn die Bajuvaren konnten ihrer nicht entrathen und führten sie 770 wieder nach Freising. Die Pfarre Kains ist bis auf unser Jahrhundert beim Hochstift Freising geblieben, dem sie schon Herzog Grimwalt gegeschenkt hat.

Der Kiechelberg, über den wir gehen, ist an seinen Abhängen reich mit Weingärten besetzt, deren rothes Gewächse einen guten Namen hat. Seine Lage ist allerdings die wärmste in der Gegend, so daß in den Felsenritzen sogar der Cactus sich aufthut, wie zu Bozen auf dem heißen Porphyr. Oben sind fette, von mächtigen Obstbäumen beschattete Wiesen in wechselnder Fläche hingebreitet bis zum Dorf Tirol. Wenn der Kiechelberg einst ganz mit Reben übersponnen ist, sagt das Volk, dann kommt der Antichrist und der Welt Ende ist nahe.

Das Dorf Tirol selbst ist nicht bedeutend, aber auf der offenen Höhe schön gelegen. Auf der Altane des Wirthshauses eröffnet sich eine stattliche Aussicht über das Etschthal, ungefähr desselben Inhalts, wie jene auf dem Schlosse Tirol. Zu diesem führt der Weg

durch das Knappenloch, einen Tunnel, der unter Kaiser Leopold I. hergestellt worden ist. Wenn man aus dem unterirdischen Gang herauskömmt, so zeigt sich zur rechten Seite der Runst eines Wildbaches, in welchem eine Reihe von Erdpyramiden stehen. Es sind dieß dünne Sandpfeiler, die an einer brüchigen Halde über einander emporsteigen. Oben darauf liegt je ein Felsblock, der als Beschwerstein die Unterlage fester zusammenhält und ihr einen Schirm gegen das oberschlächtige Regenwasser verschafft, so daß diese Nadeln trutzig stehen bleiben, während der obdachlose Haldensand von den Wettergüssen weggespült wird. Eine größere Sammlung solcher Erdpyramiden findet sich auf dem Ritten ober Bozen und einzeln kommt die Erscheinung im ganzen Etschlande vor.

Zur Linken über der Schlucht, aus deren Tiefe die schwarzen Trümmer von Brunenburg melancholisch heraufschauen, zur Linken zeigt sich das Hauptschloß, fast auch nur anzusehen wie ein ausgezackter Beschwerstein auf einer riesenhaften Erdpyramide. In der That steht der hintere Theil der Burg dicht über einer senkrecht abgerissenen Sandwand, die aus dem Bette des Gießbachs aufragt. Sie droht Jahr aus Jahr ein den Einsturz, hat sich aber gleichwohl seit Menschengedenken nicht sichtlich verändert. Doch kann einst ein Tag kommen, wo der Sandberg einbrechen und das Hauptschloß von Tirol nachstürzen und zertrümmert im Kästenbach liegen wird. Ein Flügel der Burg ist schon vorausgegangen — man weiß, daß vor Jahrhunderten ein Theil der Veste weggespült worden.

Das alte Terioli ist eine römische Veste, unter Kaiser Theodosius ums Jahr 379 der Wohnsitz des Statthalters beider Rhätien und des Obersten der dritten Legion gewesen. Daß es lange nach den Zeiten der Römer der Sitz eigener Grafen geworden und daß auf

die alten Herren von Tirol die Görzer gefolgt und ebenda gewohnt haben, ist männiglich bekannt. Im Volke lebt aber noch das Gedächtniß einer andern Dynastie, die freilich schon längst ausgestorben ist, ohne daß die Geschichtsforscher davon Notiz genommen. Die Nachbarn behaupten nämlich, es hätten in dem alten Schlosse vor Zeiten die Riesen gewohnt und ehemals hat man auch wirklich ledernes Rüstzeug eines ungewöhnlich großen und starken Mannes, vorgeblich des mythischen Hagene, da gezeigt. Jene Riesen, welche Heiden waren, lebten in stetem Hader mit den Zwergen, die bei St. Peter wohnten und sich zum Christenthum bekannten, und so oft diese mit dem oft versuchten Kirchenbau zum Dachstuhl gekommen waren, langten die Riesen vom Schlosse herüber und schnellten das Gotteshäuschen mit dem Finger in das Thal hinab. Einmal aber gelang es den Zwergen in einer Nacht den Bau zu vollenden, ehe die Riesen erwachten und da hatten diese keine Gewalt mehr darüber. Deßwegen ist auch die Kirche so klein geworden.

Als Margaretha, die Maultasche, das Land Tirol den Herzogen von Oesterreich übergeben und das Hauptschloß aufgehört hatte, der Sitz der Landesfürsten zu sein, wohnten noch etliche Zeit lang die Landeshauptleute in der Burg, bis auch diese nach Bozen zogen. Darnach stand sie leer, wurde aber immer treulich erhalten. Auch blieb wenigstens der guten Stadt Meran die Auszeichnung, daß die Landeshauptleute mit großen Festlichkeiten und unter zahlreichem Zutritt des umwohnenden Adels dortselbst installirt wurden. Im Jahre 1808 hatten sie zu München den haarsträubenden Einfall, die Burg mit dem anderthalbtausendjährigen Namen an den Meistbietenden zu verkaufen. Der erste Käufer hatte sie zum Abbruch bestimmt und schon Hand angelegt. Um nicht von den Steinen erschlagen zu

werden und Sand und Staub von seinen Weinbergen abzuhalten, nahm sie der darunter wohnende Bauer jenem ab und entriß sie der Zerstörung. Nachdem Tirol wieder an Oesterreich gefallen, brachte die Stadt Meran das alte Palladium an sich und verehrte es dem Kaiser Franz, als er 1816 zur Einnahme der Huldigung ins Land gekommen war.

In den Burghof tretend erhalten wir den Gruß des Pförtners, des alten Blasius Trogmann, welcher der Fink genannt wird. Er saß früher auf einem Bauernhofe zu Mais, stand aber nebenbei schon 1797 in Gefechten und im Jahre Neun war er der Hauptmann der ersten Schützencompagnie seines Dorfes. Er hat den Sandwirth gut gekannt und weiß manches von ihm zu erzählen. In den Geschichten jener Zeit wird er als brav und tüchtig oft genannt. Der alte Held mit dem freundlichen Gesicht, den blauen Augen, weißen Löckchen und den sanften ruhigen Manieren trägt noch die braune Bauernjacke und den großen runden Hut, welche er nur bei besondern Gelegenheiten mit einer Uniform vertauscht, in welcher der treue Kämpe gewiß recht kümmerlich aussieht. Auch der gegenwärtige Schloßhauptmann, der bescheidene Herr Ilmer, hat im Jahre Neun befehligt. Die Pförtnersstelle, die jetzt der alte Fink versieht, verwaltete von 1828 an Josef Hell, ein Bauernsohn von Vomp bei Schwaz, derselbe, der die schönen Holzschnitzereien gearbeitet hat, welche im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt werden. Er starb in großem Unglück auf Schloß Tirol im Jahre 1832.

Dieses Schloß besteht aber aus zwei Theilen, deren einer verfallen, der andere noch erhalten ist und ritterlich auf der Rebenhöhe prangt. In jenen verlegt die Sage das Gemach, wo Ludwigs und Margarethens Beilager gehalten wurde; in diesem ist, jetzt tapeziert und mit

den Bildnissen der letzten Landesherren geschmückt, die Stube, wo Kaiser Ferdinand 1838 den Andreas Erb, den Schwiegersohn des seligen Andreas Hofer, als Stellvertreter seines Vetters, des jungen Andreas von Hofer, mit dem Sandwirthshause in Passeier belehnte.

Unten findet sich eine große schmucklose Halle und eine Capelle daran. In dieser hängt ein uraltes hölzernes Crucifix, welches sich früher in innigem Zusammenhang mit der Landesgeschichte hielt. So oft nämlich ein regierender Graf von Tirol gestorben, fiel ein Stück von dem Bilde herunter, das größte bei dem Tode Meinhards III., des Sohnes der Margaretha Maultasch, mit welchem der alte Stamm (1363) erlosch. (Wie dieß möglich, wenn das Crucifix, wie Tinkhauser behauptet, erst im fünfzehnten Jahrhundert gezimmert worden, ist allerdings schwer einzusehen.) Damals floß auch aus der Seite das Blut so lange, bis der todte Fürst begraben war. (In letzter Zeit ist der alte Christus ganz neu angestrichen und ihm ein flittergoldnes Röcklein umgehängt worden.) Die Pforte der Capelle ist mit einer steinernen Einfassung bekleidet, auf welcher ein Künstler der Vorzeit, etwa einer aus dem elften Jahrhundert, höchst ungeschlachte und wunderliche Basreliefs eingehauen, deren Deutung bisher von den scharfsinnigsten Köpfen verschiedentlich versucht worden. Der blöde Laie erkennt weiter nichts als oben im Halbrund der Thüre einen Christus am Kreuze und an deren Seite eine Darstellung unsrer Voreltern im Paradiese, welche hier sehr affenähnlich aussehen. Auch ein Centaure unter dieser Scene scheint außer Zweifel. Diese Figuren gleichen den Bildwerken an der Capelle auf der Zenoburg, sind aber älter als sie. Mitten in der hölzernen Thüre ist ein Hufeisen aufgenagelt; es soll einst einem Schimmel der Margeretha Maultasch gehört haben.

Die Aussicht aus den Fenstern der Burg ist bezaubernd. Besonders schön gestaltet sich die perspektivische Verjüngung des Etschlandes gegen Bozen hin. Der Strom zieht in breiten Windungen durch das grüne burgenvolle Thal. Gegen Westen glänzt der Laaser Ferner.

Auf der Höhe von St. Peter sieht man tief unten die Weingärten des Thales liegen, auch viele zerstreute Häuser und zwei Kirchen, welche den Dörfern Gratsch und Algund gehören. Die Algunder sind wohlhabend und zeichnen sich, wie behauptet wird, vor allen übrigen Bauersleuten der Gegend durch stolzes, selbstbewußtes Benehmen aus. Man rühmt ihnen nach, daß sie in Kriegszeiten bereitwillig zum Auszug und muthig im Gefechte seien. Was sie in den ewigen Fehden des Mittelalters für ihre Herren gethan, ist zwar nicht besonders aufgezeichnet worden, aber in neuerer Zeit werden sie öfter genannt. Im Jahre 1703 standen sie schnell zur Landwehr auf, waren jedoch stark betheiligt an der Meuterei, die zu Meran unter dem zugfertigen Aufgebot entstand. Sie wollten vor allem wissen, wer während des Auszugs ihre Weiber und Kinder verpflegen würde. Sobald sie aber einmal dem Feinde gegenüber standen, thaten sie sich durch Tapferkeit hervor. Weniger Bedenklichkeiten wegen ihrer Weiber und Kinder zeigten sie Anno Neune, wo sie nach jetzigem Ausdrucke zu den eifrigsten „Rebellern" zählten.

Am Fuße des Schloßberges, fast vergraben unter Nußbäumen und Weinguirlanden liegt also die kleine Kirche von Gratsch und daneben ein unscheinbares Bauernhaus, das wir im Vorbeigehen betreten wollen.

In der getäfelten Wohnstube steht der große Tisch für die Mahlzeiten und zum Fenster schaut ein Feigenbaum herein. Der bäuerliche Hausherr gilt als einer von den Schlauen, deren es in Tirol noch mehrere

geben soll, als einer von den Pfiffigen, die sich in der Welt wohl auskennen und mit den Menschen umzugehen wissen. Er war schon Anno Neun dabei und hat zum Waffenhandwerk von jeher große Zuneigung gezeigt, so daß er zu seiner Zeit als der beste Schütze weit und breit in hohem Ruhm stand. Er weiß in der rechten Laune viel zu erzählen und gibt gern ein Witzchen zum Besten. Vom Rosengarten, der in hiesiger Gegend liegt, weiß er wohl zu sagen, aber den König Laurin, der darin hausen soll, kennt er nicht. Ersterer ist ein Rebengefilde in anmuthiger Lage; das Gewächs soll indeß nicht das beste sein. Auch einige Beiträge zur Urgeschichte seiner lieben Pfarre zu St. Peter stellt er mit Vergnügen zu Diensten, nämlich daß einmal zur Zeit einer Christenverfolgung die Gläubigen des Sprengels über die unwegsamen Jöcher in das Hochthal von Pfelders sich geflüchtet, so daß dadurch dieses seine Bevölkerung erhalten und nachmals pfärrig zu St. Peter geblieben sei, wie das auch die Geschichte anerkennt, berichtend, daß jene abgelegenen, zwischen Fernern eingeklemmten Wiesengründe erst im vorigen Jahrhundert einen eigenen Seelsorger erhielten, bis dahin aber die Hirten zu Gottesdienst und zur ewigen Ruhe ins Etschland kommen mußten.

Unterdessen vereinigt sich das gesammte Hauswesen zum Abendessen. Der Bauer hat in seinem Erdenwallen sechzehn Kinder erzeugt und davon sind ihm dreizehn am Leben geblieben. Diese dreizehn also kommen allmählich hereingewandelt und mit ihnen auch die Mutter. Die Kleinen verlaufen sich schüchtern in einen Winkel und fangen an zu kichern, was der Fremde, dem es gilt, nicht übel nehmen darf, da es sehr gut gemeint ist. Sofort erscheinen die Mädchen und grüßen mit Freundlichkeit, setzen sich zusammen und lachen auch, jedoch mit einigem Rückhalt. Endlich sind die Buben

da, welche einen ernsten Willkomm sprechen und sich ebenfalls zusammen setzen, aber keine Miene verziehen. Alle zusammen bilden eine der wohlgeschlachtesten Familien, die in der Gegend zu finden ist; die Buben groß und stark, mit tüchtigen Gesichtern, die Mädchen hochgewachsen, schlank, voll natürlichen Anstandes und mit feinen bedeutsamen Zügen.

Wenn es nun Zeit zum Abendessen ist, so stellt eine Tochter das Mahl auf und dann fangen alle laut zu beten an. Während nachher die Plente, die Polenta von türkisch Korn, aus der großen Schüssel zum Munde geführt und mit rothem Wein hinabgeleitet wird, sitzen wir am Fenster und freuen uns zum hundertstenmale der reichen Landschaft, die jetzt, nachdem die Sonne hinter dem Tschegat hinabgesunken, mehr und mehr in Dämmerung verfällt. Wenn die Bauersleute zu Nacht gegessen, ist es ungefähr Zeit nach Hause zu gehen, und während die ganze Kinderschaft sich in die Kirche begibt, um dort den abendlichen Rosenkranz zu beten, beurlauben wir uns von dem Hausherrn und ziehen, freundlich eingeladen zur baldigen Wiederkehr, unsern stillen Weg in die Stadt. Hie und da begegnen uns heimkehrende Landleute, mitunter Mädchen, die in großen Körben auf dem Rücken Heu nach Hause tragen, oder auch ländliche Wagen, von großen weißen Rindern gezogen und von schmucken Jungen geleitet.

Da wir eben aus dem Bauernhause kommen, so wollen wir noch einige Betrachtungen über das Landvolk im Burggrafenamte anstellen. Vor allem bemerken wir, daß es ein überaus schöner Schlag von Leuten ist. Die Männer zeigen sich als die rechten und wahren Erben der altgermanischen corpora immania, hoch aufgestreckt, breitschulterig, stattlich anzusehen. Sie tragen große Hüte, braune Lodenjacken mit rothen Aufschlägen und ein rothes Leibchen, über dem der breite, grüne

Hosenträger liegt. In ihrem Feiertagsgewand sind diese großen Gesellen äußerst sorgfältig und reinlich, dabei auch streng bedacht auf gleichförmige Beibehaltung des herkömmlichen Schnittes und der herkömmlichen Farben. Wie sie am Sonntage nach dem Amte zu Meran vor der Kirche stehen zu Hunderten, einer wie der andere, so dürften sie nur die Stutzen in die Hand nehmen, um schnurstracks als schöngeschmückter Schlachthaufen ins Feld ziehen zu können. Wenn die jungen Männer an feierlichen Tagen als Schützen ausrücken, so erscheinen sie mit großen Hüten, dem festlichen Abzeichen der Junggesellenschaft, welche dann auf einer Seite, um das Tragen des Stutzens nicht zu hindern, hoch aufgeschlagen, ferner mit grünen Bändern und einem buntfarbigen Blumenstrauß verziert sind. Ein anderer Strauß steckt in der Mündung des Gewehrs. Ein solcher Schützenzug, wenn er stolz dahermarschirt, mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, wenn die Schwegelpfeifen den alten Schützenmarsch blasen, ist eine sehr schöne Erscheinung und weckt Erinnerung an kriegerische Zeiten, denn so sind einst die Wehrmänner an den Berg Isel und auf's Sterzinger Moos gezogen. Es ist ein anmuthiger Gebrauch, daß dabei zwei Knaben zarten Alters, ganz genau gekleidet, wie die großen Burschen, mit ebendenselben Jacken und grünen Hüten, und mit leichten Stutzen bewaffnet, an der Spitze gehen, als redendes Zeichen, daß auch der Knabe schon berufen sei, ein Landesvertheidiger zu werden, oder daß Vertrautheit mit den Waffen schon von Kindesbeinen an gepflogen werden soll. Die kleinen Schützen geberden sich sehr ernsthaft, nehmen die Sache viel wichtiger als die großen, werden auch von den Zuschauern viel neugieriger betrachtet und sind stets die niedlichsten Kerlchen der Pfarrei, die mit ihren blauen Augen ganz kriegslustig aus den blonden Locken herausschauen. In vollem

Feierstaat treten die Schützencompagnien am Frohnleichnamstage auf. Ich erinnere mich gerne an den vorjährigen zu Mais, wo die schönste Sonne schien und die Böller so sabbathmäßig knallten, während das hochwürdige Gut mit den betenden Priestern und den wehenden Fahnen und unzähligem Volke durch die Weingärten daherzog. Da wehte ein kühler Morgenwind aus Passeier heraus und spielte mit den Fahnen und mit den Bändern der grünen Schützenhüte, und die prunkende Mannschaft bildete das Spalier und der ehrenfeste Priamibauer, der erprobte Kriegsmann, stand mit blankem Säbel als Hauptmann vor der Fronte und kommandirte mit schallendem Rufe: Präsentirt's Gewehr!

Von den Kriegern gehen wir nun zu den Schönen über und behaupten mit Vergnügen, daß die Landmädchen um Meran dem wohlgeschlachten Männervolke vollkommen ebenbürtig seien. Ihre Gestalt ist schlank und hoch, aber außerdem treten sie auch durch den feinen Gesichtsschnitt angenehm ins Auge. Während im untern Innthal, das bekanntlich an schönen Mädchen keinen Mangel hat, die runden Formen vorherrschen, ist hier das Antlitz länglich und schmal, dabei eines milden Ernstes und doch der freundlichen Augen wegen nicht ohne liebliche Gutmüthigkeit. Zartgefärbte rothwangige nordische Gesichter wechseln mit bleichen südlichen ab und wie sich in diesen vielleicht ein Nachwirken alten romanischen Blutes zeigt, so wohl auch in den rabenschwarzen Haaren, die freilich minderzählig neben den hellblonden zu gewahren sind. Die Haare, blond oder schwarz, werden aber aus der Stirne rückwärts gestrichen und nach dem Nacken hin durch eine breite Nadel festgehalten, worin nach Albert Schott ein Kennzeichen alemanischer Abkunft läge. Sonst wollen Sachverständige die Tracht nicht vortheilhaft nennen, behauptend,

die schweren violbraunen Röcke ließen den schönen Wuchs nicht deutlich genug heraustreten und verliehen der Gestalt eine unbehülfliche Hülle. Anerkannt dagegen ist die kleidsame Pracht der brennrothen Strümpfe, und die Umschlingung des seidenen Halstuches, das sich rückwärts, den vollen Nacken halb enthüllend, herzförmig einsenkt, ist besonders reizend ausgedacht.

So ist es uns denn eine liebe Betrachtung, das treffliche Bauernvolk im Burggrafenamte, wie es umgeben von einem Kranze kalten Hochgebirgs in der warmen Tiefe lebt, unter dem heißen italienischen Himmel, — jetzt nachdem die Westgothen vorlängst spanisch, die Burgunder französisch, die Langobarden italienisch geworden sind, der letzte Rest germanischer Zunge, der unter Feigen- und Mandelbäumen wohnt. Ja, von allen anderen deutschen Stämmen, die einst mit gezücktem Schwerte über die Alpen und die Pyrenäen nach den europäischen Südländern stiegen, von allen, die dort zu Ehren, Macht und Ansehen gekommen, ist keiner bei seiner Sprache und seinen Sitten geblieben, aber hier im oberitalischen Paradiese an der Etsch sitzt noch die ganze Gefolgschaft hochstämmiger Recken in urkräftiger Deutschheit beisammen, immer noch scharf geschieden von dem wälschen Nachbar, wie vor anderthalbtausend Jahren. Dieses Häuflein war so klug, nachdem die Mauer übersprungen, im ersten Vorhofe stehen zu bleiben. Hätte es sich weiter hineingewagt in den lockenden Feengarten, so wäre es wohl auch verzaubert worden und verschollen für die Heimath. So aber ist trotz Feigen- und Mandelbäumen der deutsche Bauer hier der nämliche mannhafte Kerl, wie im kühlen Norden, ehrlich, fest und tapfer, still und ruhig, dabei auch sehr fromm und betlustig und ein großer Liebhaber von Feiertagen, deren es so viele gibt, daß sie in vier Jahren ein volles Jahr für sich ausmachen.

Ein wirklich auszeichnender Zug dieser Landleute ist ihre feierliche Ruhe, die man mit anderm Worte wohl auch Phlegma nennen könnte. Der stillen Gelassenheit in Gang und Schritt entspricht die Sparsamkeit in der Rede. Was sie aber sprechen, das klingt deutlich und wird mit singender Schwingung vorgetragen. Insbesondere haben die Mädchen eine hohe Stimmlage und überlassen sich gerne dem weichen Wiegen und Trillern des Tons. Die Sprache scheint unter den tirolischen Mundarten die zarteste und lieblichste, und wenn wir hie und da ein anmuthiges Mädchen hören, wie es seine Reden halb singend herunter flötet, so kommt es uns vor, als wäre der Meraner Dialekt überhaupt unter den deutschen einer der angenehmsten und wohlklingendsten. Die angeregte Schweigsamkeit zu erproben, laden wir aber den Leser insbesondere ein, sich eines Sonntags nach dem Gottesdienst auf den Hauptplatz zu Meran zu verfügen. Dort wird er bemerken, daß alle die hundert Bauern, welche sich da scheinbar plaudernd zusammenstellen, kaum hinreichen, um ein halblautes Summen zu Stande zu bringen, und wenn der Leser eben aus Italien kommt, mit Ohren, die noch von dem Lärm eines italienischen Marktes gellen, so wird's ihm desto mehr auffallen, hier unter den Lauben, die so voll sind von Aprikosen, Pfirsichen, Trauben und Feigen, nur hie und da ein leise geflüstertes: Kafen S' ein! zu vernehmen. An Sonn- und Feiertagen werden wir auch, an den Buschenhäusern vorüberstreifend, zwar die Bänke voll Trinker gewahren, aber durch die offenen Fenster selten ein vernehmbares Wort erfassen, so leisen Tones halten jene ihre Gespräche ab. Unser Ja und Nein, ohne welche wir anderen kaum fortkämen, sind ihnen ganz entbehrlich. Ersteres bezeichnen sie, indem sie leise einwärts pfeifen, letzteres aber mit einem hellen Schnalzen der Zunge. Sind das die Ueberreste einer

uralten Zeichensprache oder die Anfangsgründe einer neuen?

Gesang und Lieder sind unter diesem Volke wenig zu vernehmen, doch hört man hin und wieder eine Zither aus den Fensterchen klingen, die das Rebenlaub vergittert. Auch sagenreich ist die Gegend nicht, obgleich alte Schlösser sonst ein guter Hort volksthümlicher Ueberlieferungen sind. Von den Bergmännlein haben sich noch einige Erzählungen erhalten, doch lassen sie sich, wie die Wirthin von Algund behauptet, nimmer sehen, seitdem man nicht mehr an sie glaubt. Sie heißen Norken, Nörkelen, im benachbarten Ultenthale Lorken — ein Name, der eine romanische Erbschaft und von un orco, l'orco, dem alten Orcus abzuleiten ist, der bei den Italienern in einen Haus-, Wald- und Berggeist übergegangen. Von diesen wälschbenannten Männchen erzählt man dieselben Geschichten, wie von ihren deutschen Vettern und sie sind auch ganz sicher aus der deutschen Mythologie herausgewachsen. So ist z. B. ober Riffian eine Norkenhöhle und einer ihrer Bewohner kam einst täglich zu dem nächsten Bauern, um Korn mahlen zu helfen, verschwand aber, als man ihm zur Belohnung ein neues Röckchen hinlegte. Ebenso verschwand in einem Hause bei Algund ein Nork, der als Knecht gedient hatte, als man an seine Peitsche, die er in den Stall zu hängen pflegte, einen silbernen Thaler gebunden. Auf der Muttspitze oben haust ein alter Nork, den ein Hirte einmal seufzen hörte: Wie bin ich so grau, wie bin ich so alt — denk den Muttkopf dreimal Wiese und dreimal Wald — eine Elegie, deren Seitenstück wir schon bei Münster im Unterinnthale vernommen haben. Auch salige Fräulein ließen sich früher sehen, ja eines, und zwar ein recht schönes und freundliches, trafen die Schulkinder noch vor wenigen Jahren in den Weingärten unterhalb der Burg Rubein. In Ulten

hatte ein solches einen Bauern geheirathet und ihm dreizehn Kinder geboren, verschwand aber mit diesen, als ihr Ehewirth das Geheimniß einem Nachbarn anvertraut. In den Bergforsten gibt es übrigens wilde Männer, die den saligen Fräulein nachstellen. Diesen zu gefallen, hauen die Holzarbeiter in jeden Baumstamm, der beim Fällen stehen bleibt, drei Kreuze; denn wenn die verfolgten Fräulein auf einen solchen Stock springen, so können ihnen die wilden Männer nichts mehr anhaben.

Weniger zu rühmen als Gestalt, Kleidung, Art und Wesen der Meraner Landleute sind ihre Wohnungen, welche zumeist von außen ein verfallenes, von innen ein schlecht gesäubertes schmutziges Ansehen haben. Die vorarlbergischen Bauernhäuser, die hölzernen Villen im Bregenzerwald, die sich mit ihren hellen Fenstern, den schöngebohnten Wänden und den reinlichen Böden so angenehm darstellen, sie sind hier nicht zu finden, dagegen zerbrochene Scheiben, zerbröckelnde Mauern, zerrissenes Holzwerk an allen Enden und Orten. In der Sorge für häuslichen Comfort steht der Bajuvare überhaupt hinter dem Alemannen zurück; dazu mag im Etschlande noch die Milde des Klima's, das Beispiel der wälschen Nachbarn und hauptsächlich ein dritter Umstand nachtheilig einwirken. Wir haben nämlich schon früher bemerkt, daß der Bauer hier zu Lande, sei es als Baumann, Pächter oder Eigenthümer, zum guten Theile in alten Schlössern und Ansitzen wohne, deren Räumlichkeit weit über sein Bedürfniß geht, und die also auch, wenn sie in gutem Stande bewahrt werden sollten, viel mehr Erhaltungskosten erfordern würden, als er aufzuwenden vermag. (Namentlich sind im Etschlande auch die Klosterhöfe zahlreich, stattliche Weingüter, zumeist bayerischer Stifter, deren Otto, der Bischof von Freisingen, bereits im zwölften Jahrhundert gedenkt.) Es ist wahrschein-

lich, daß die Mehrzahl dieser Gebäude schon nicht mehr gut gehalten war, als der Bauer in sie einzog, und ganz deutlich, daß er seitdem nichts mehr hinein verwendet hat. Jetzt darf man ohne Uebertreibung behaupten, die Hälfte der hiesigen Landleute wohne in Ruinen, und wenn auch die übrigen, die es besser haben könnten, an Schmutz und Gerümpel keinen Anstoß nehmen, so mag es daher kommen, daß sie am Beispiel der andern erkennen, wie wenig Reinlichkeit zu einem gemüthlichen Leben nothwendig.

Mühe und Arbeit des Meraner Landmanns ist neben der Viehzucht zumeist auf den Weinbau gerichtet. Die Art der Cultur ist aber von der sonst in Deutschland üblichen sehr verschieden. Die Rebe wird nämlich nicht an einzelnen Stöcken, sondern über ein hölzernes Laubengerüst gezogen, unter dessen Bogen ein Mann fast aufrecht durchgehen mag. Dieß bildet eine sehr malerische Zuthat zu den Reizen des Etschlandes. Es ist wirklich herzerfreuend, in der Herbstzeit durch diese Weingüter zu wandeln und ins grüne Halbdunkel der perspectivischen Rebengänge zu schauen, wo vom laubgewirkten Baldachin die blauen Trauben groß und strotzend niederhängen. Unten im Bodenraume werden andere Früchte, Mais, Kürbisse und dergleichen gebaut. Sehr gut nimmt sich's aus, wenn die weißen Rinder im Frühling durch den Laubengang hin den Pflug ziehen, den der Bauer rufend leitet. So zierlich und bildgerecht indeß diese Lauben sind, so werden sie doch der großen Kosten des Holzes wegen von vielen angefeindet, die der rheinländischen Art des Baues, die auch bei Brixen gilt, den Vorzug geben. Sie sind wohl ein Vermächtniß der alten romanischen Weinbauern; und wie man die Güter und die Art der Bebauung von den Romanen übernommen, so hat man auch aus ihrer technischen Sprache für Rebe und Wein und was damit zusammenhängt, vieles sich angeeignet

und bis auf den heutigen Tag bewahrt. Die Lauben selbst heißen in Meran von ihrer Brückenform Puntaunen (pontone), in Bozen Pergeln (pergola). Auch die Mäßerei wird mit undeutschen Ausdrücken bezeichnet; fünfundvierzig Maas z. B. heißen eine Ihrn, was ehemals auch Uern geschrieben wurde und vom lateinischen urna herkommt. Selbst die Traubengattungen haben zum Theile noch romanische Namen, wie Verseil, Vernatsch, Lagrein u. s. w. Letzterer deutet auf das Lägerthal, Val Lagarina, welches sich unter Roveredo der Etsch entlang bis an die Klause von Verona erstreckt.

Was die Bereitung des Weines betrifft, so werden die Trauben nicht wie anderswo vom Stocke herab auf die Kelter gebracht und gepreßt, sondern zuförderst in offene Bottiche geworfen und mit Knütteln zerquetscht. Was daraus entsteht, ein jauchenähnlicher Saft voll schwimmender Hülsen und Stengel, heißt das Praschglet (graspato). Dieß wird alsbald in große, der Luft zugängliche Fässer geschüttet, wo es zu gähren beginnt. Nach vier Wochen hat sich der Wein abgeklärt, er ist licht geworden und das schwere Zeug ruht auf dem Boden. Nun wird die Flüssigkeit abgezogen und ist des Trunkes gewärtig; der Satz aber, die Trestern, auf den Torkel gebracht und ausgedrückt. Dieß gibt den Druckwein, eine untergeordnete herbere Sorte, die zumeist in häuslicher Verwendung aufgeht. Aus den gepreßten Trestern selbt wird Branntwein gebrannt; mit den ausgebrannten Trestern aber das Vieh gemästet.

Der auf diese Art erzeugte weiße Wein wird nicht immer so hell, als ihn die Trinker wünschen. Zur Erzielung größerer Klarheit dient ein besonderes Kunststück, das nicht für sehr heilsam gilt. Es wird nämlich ein eigens bereiteter, mit Schwefel und Gewürz getränkter Lappen an einem Drahte brennend in das Faß gehängt und sofort, ehe er verkohlt, wieder herausgezogen. Als-

bald verspundet man das Gefäß und läßt den Qualm ein paar Tage darin sein Wesen treiben und sich ins Holz einsetzen. Hernach wird der Wein dareingeschüttet. Manchen Trinkern bekommt dieses Schwefeln mehr oder weniger unwohl; doch sind die Kellnerinnen in der Regel bedacht, den Gast zu warnen, bemerkend, der Wein habe starken Einschlag.

Eine andere, jetzt minder gewöhnliche Bereitungsart fällt mit der rheinländischen so ziemlich zusammen. Auf diese Weise entsteht ein weit haltbarerer Wein als jener, der aus dem Praschglet gewonnen wird, aber seine Tugenden stellen sich erst mit den Jahren ein. Er wird erst wohlschmeckend nach zwei, drei Herbsten, wenn der andere längst vertrunken oder versauert ist.

In der Gegend von Meran, um Bozen und in den Gefilden von Kaltern wächst nun, zumal an den Halden — Leiten — manch gutes Getränke. Vor allen werden der Leitacher, der Siebeneichener und der Terlaner, die in der Nähe von Bozen aufkommen, und der Kalterer Seewein gerühmt. Der Meraner Kiechelberger und der Lebenberger genießen ebenfalls eines guten Rufs. Bei vielen Güterbesitzern nimmt übrigens die Ansicht überhand, der Wein des Etschlands entspreche noch nicht dem trefflichen Geschmack der Trauben, und es müßten durch feinere und sorgfältigere Bereitung Getränke zu erzeugen sein, die neben manchen hochgeschätzten des Auslandes mit Glück würden auftreten können. So werden denn mannichfache Versuche gemacht, die zum großen Theile der Erwartung entgegen kommen. Man trinkt sogar schon Etschländer Champagner, der dem bekannten schwäbischen Getränke dieses Namens wenigstens an Billigkeit vorzuziehen ist. Eine längst geübte Praktik gibt den sogenannten Strohwein, indem man die Trauben oder gar die abgepflückten Beeren auf langen Strohlagern, Tablonen, etwas eintrocknen

und dann unter den Torkel gehen läßt. Solches Getränk wird sehr süß und ähnelt den geistigen Südweinen. Alle diese Extrasorten gehen übrigens in den Wirthshäusern unter dem Namen Flaschenwein, und die Flasche steht je nach der Güte im Preise zwischen sechsunddreißig Kreuzer und einem Gulden. Wer sich über die Gaben der tirolischen Rebenhügel einige Erfahrung sammeln will, darf nicht unterlassen, in den Gasthöfen von Zeit zu Zeit nach Flaschenwein zu fragen. Noch besser wird er sich allerdings unterrichten, wenn ihm vergönnt ist, in wohlhabenden Privathäusern des Etschlandes öfters einen Probetrunk zu thun.

Völlig unbekannt ist hier der Jubel der Weinlese, der am Rhein so begeisternd aufschlägt. Vermögliche Familien gehen allerdings während des Herbstes gern in die Weingärten, um die „Weimer“ — die Trauben — vom Stocke zu essen, laden dann auch wohl gute Freunde ein und geben eine nahrhafte Marende zum Besten; aber es geschieht in aller Stille, und selbst die Böller, die sonst bei den unerheblichsten Anläßen knallen, lassen sich dabei nicht hören. Die ländliche Freudenzeit in diesem Lande ist nicht die Weinlese, sondern die Zeit der Sommerfrische, die Saison der Bäder, für die Aelpler aber insbesondere auch die lustige Heuernte auf den Hochalpen. Die Mahd auf dem Schlern und auf andern Bergwiesen, die zu beiden Seiten des Eisacks liegen, wird mit Musik und Gesang, mit mannichfachen bäuerlichen Scherzen begangen, und die Erinnerung an diese Freuden steht im Gedächtnisse der Bergjugend eben so verklärt, als anderswo die Weinlese. Freilich ist auch der Glanz dieser Jubelzeit im Erbleichen. Die Heumahd auf der Seiseralm, die wir mit eigenen Augen gewahrten, ging sehr still an uns vorüber, und auch auf andern Alpen soll die Eingezogenheit mit jedem Jahre wachsen. Manchmal mag die liebe Jugend den

Ernst der Eiferer auch wohl sehr nachdrücklich herausfordern, denn die fröhlichen Mahder stellen in ihrer Lebenslust gerne die Behauptung auf, über dem Wetterkreuz sei nichts mehr Sünde. — Nur in Meran wird der Fremde in ein Herbstvergnügen eingeführt, welches bacchischer Natur ist und mit der Weinlese wenigstens in naher Verbindung steht. Zur Zeit nämlich, wenn der neue Wein hell geworden und in seiner Jugendblüthe am schmackhaftesten ist, gehen die wohlhabenden Bauern zur Stadt und laden die freundlichen Herren ein, den neuen Trunk bei ihnen zu versuchen. Eigentlich soll dieß im Torkel geschehen und deßwegen heißt auch die lobenswerthe Uebung Törkelen; doch ist's nicht weit gefehlt, wenn die Feier in der Stube vollzogen wird. Der Bauer, der sich hoch geehrt fühlt, die Herren unter seinem Dach zu sehen, trägt dann in großen Krügen seine besten Arten auf und schenkt unermüdlich ein; die Bäurin bringt etliche eigens aufbewahrte Trauben, volle Teller mit Kastanien, Nüssen und Aepfeln; die Kinder nahen sich mit einem Blumenstrauße. Die Unterhaltung ist volksthümlich, heiter, lebendig. Der Bauer wird seines süßen Weines, die Bäuerin ihrer schönen Kinder willen belobt; auf der andern Seite freut sich das ganze Hauswesen, daß die Herren heute so „gemein" (herablassend) seien. Manchmal wird's besonders lustig und man kommt tief ins Zechen hinein, so daß um die Zeit des Törkelens viele „Affen" nach Hause getragen werden.

Nicht unerwähnt darf hier die Figur des Saltners bleiben. Unter Saltner versteht man im Allgemeinen einen Flurschützen, auf den Alpen einen Hirten, im Weinlande aber zunächst den Traubenhüter. Der Saltner muß ein Mann des besten Leumunds sein; er darf sich nie in verdrießliche Geschichten eingelassen, nie eine Strafe erduldet haben. Er wird jedes Jahr am fünf-

zehnten August eingestellt, bleibt bis die Güter abgeleert, erhält des Tages ungefähr einen Gulden, auch verschiedene andere Reichnisse und holt sich das Essen abwechselnd bei den Bauern. So schätzt man sein Einkommen während der drei Monate seiner Dienstzeit dem jährlichen eines wohlbestellten Knechtes gleich. Dieser zuträglichen Lage willen sind die Stellen sehr gesucht, und es findet eine förmliche Candidatur statt, indem der Aspirant zeitig genug bei den Bauern, in deren Markung ihm die Würde verliehen werden soll, umherzieht und sie mit Züchten um ihre Stimme bittet. Der Saltner hat wenigstens um Meran herum eine eigene wunderliche Tracht, nämlich eine lederne Jacke von besonderem Schnitt, lederne Hosen, kurze Stiefel und einen dreispitzigen Hut, der mit Hahnenfedern, Gemsbärten und Eichhornschwänzchen verziert ist. Als Waffe führt er eine rostige Hellebarde. Dazu läßt er sich den Bart wachsen und wäscht sich nicht, so daß, wer nicht Bescheid weiß, ihn leicht für einen Räuber oder Banditen halten mag. Zarten Damenkehlen entfährt bei seinem ersten Anblick gern ein Schrei des Schreckens, und ein britischer Tourist soll einmal gar auf die Knie gefallen sein und die volle Börse darbietend, den Saltner um sein Leben gebeten haben. Gegen die Unbill der Witterung schützt ihn eine Art von Taubenkobel, der auf vier mannshohen Stangen in das Gut gestellt wird und zugleich zur Spähe dient. Der Saltner hat viel Plag' und Mühsal, um seinen Dienst so zu verrichten wie das Herkommen es verlangt. Man nimmt zwar an, daß er des Schlafes so gut bedürfe wie andere Menschen, allein er soll sich doch nie schlummernd betreffen lassen — weder bei Tag noch bei Nacht. Selbst der Kirchenbesuch ist ihm erlassen, wie den Sennen auf der Alm. Auch des Essens wegen darf er sich aus seiner Markung nicht entfernen und überhaupt Speise und Trank nur

nebenher einnehmen, stehend oder laufend, ohne Abbruch der beständigen Wache. In diesem Stücke ist der Bauer übermäßig streng, prüft den Saltner oft arglistig und gibt die bündigsten Verweise und Drohungen, wenn der Mann eines Augenblicks nicht wachsam befunden wird. Ein Hauptziel seiner Thätigkeit ist die Beobachtung der verbotenen Wege. Von der Zeit an nämlich, wo der Saltner eingestellt wird, werden auch die Weingüter, die das übrige Jahr offen stehen und zum Durchgang dienen, für geschlossen erklärt, und insbesondere alle Fußpfade die hindurch führen, bis auf die unentbehrlichsten als verboten ausgezeigt, was durch eine hölzerne Hand geschieht, die auf einer Stange steckt und mit Verberitzenzweigen umwundeu ist. Wer solche verbotene Steige bei Tag betritt, und enthaltsam ohne Angriff auf die Trauben seines Weges wandelt, dem naht sich der Saltner mit Höflichkeit, zieht den Hut und bittet um den „Tabakkreuzer," eine ideelle Münze, welche gewöhnlich durch einen Groschen dargestellt wird. Wer bei Nacht in die gleiche Lage kömmt, zahlt um ein Gutes mehr und setzt sich auch unlieblichen Reden aus. Die volle Wucht saltnerischer Ahndung fällt natürlich auf jene, welche, sei's bei Tag oder Nacht, ihrer Lüsternheit erliegen und im Weinberg naschend ergriffen werden. Freilich wird den Saltnern bei ihrer Verpflichtung vor der Obrigkeit bescheidene Manier gegen die herrischen, menschliche Milde gegen die mindern Leute eingeschärft; doch vergeht selten ein Jahr, ohne daß man von blutigen Stößen zwischen den pflichttreuen Wächtern und naschhaften Dieben zu hören bekäme. Uebrigens ließe sich von den Sitten und Bräuchen, auch von dem Aberglauben der Saltner noch allerlei erzählen.

Ist der Saltner abgethan, so sind auch des Weins Verklärungswochen bald vorüber und man beginnt allmählich den neuen zu trinken. Wie die Knochen des

Meraner Bauern fest und stark, so ist auch seine Gurgel bewunderungswürdig eingerichtet und er kann sehr aushältig zechen. Er selbst, der Herr und Meister auf dem Hofe, trinkt natürlich nach Belieben; aber auch dem Durst der Knechte ist ein weiter Spielraum gesetzt. In der Regel dürfen sie sich des Tages bis auf zwei Maas hinaufnippen, bei gewissen mühseligen Arbeiten aber, wie zum Beispiel beim Wässern, mögen sie zu sich nehmen so viel sie wollen. Dieses Wässern geht in kurzen Unterbrechungen durch die ganze Sommerszeit. Die Anstalten dazu sind in den letzten Jahrzehnten allenthalben sehr vervollständigt worden. Ueberall ziehen kleine Kanäle, welche, sobald sie die Wiesen der Ebene erreicht haben, zwischen lispelnden Alleen von Weidenbäumen dahin rieseln. Die Wässer sind unter die Flurnachbarn nach bestimmten Zeitabschnitten vertheilt, die man Tag- und Nachtroden heißt; denn, je nachdem es trifft, fällt das ganze Geschäft in die Nacht. Da sind denn die Fallen aufzuziehen, Dämme aufzuwerfen, der Gang des Wassers zu leiten, und wenn die Zeit vorüber ist, die Fallen zuzulassen, die Dämme abzuschaufeln und das Bächlein wieder wohlbehalten dem Nachbarn zu überantworten — ein Inbegriff von sehr mühsamen und austrocknenden Arbeiten. Bei diesen Wässerungen werden auch oft die Fußwege in Mitleidenschaft gezogen und mancher Lustwandler, der des Abends unbesorgt ins Freie gegangen, findet bei der Heimkehr statt des trockenen Pfades, der ihn hinaus geleitet, einen murmelnden Bach, der ihn bis an die Knöchel netzt, wenn er ihm nicht auf Umwegen entkommen kann. Wer nun nachrechnen will, wird finden, daß ein tüchtiger, mit mehreren Knechten und erwachsenen Söhnen versehener Bauer das Jahr hindurch eine ziemliche Anzahl von Ihrn zum Haustrunk aufwenden darf. Bei manchen soll der Verbrauch bis auf 4000 Maas steigen und in

ungünstigen Jahren das ganze Ergebniß der Güter kaum hinreichen, um den Bedarf der Haushaltung zu decken.

Dem reichlichen Weingenuß im Etschlande entspricht indessen auch die feste Nahrung, und es ist gewiß eine richtige Bemerkung, daß der Bauer und sein Gesinde in den wenigsten Gegenden Deutschlands so gut und so viel zu essen haben, wie dahier. Man setzt sich des Tages fünfmal zu Tisch, freilich nur zweimal auf längere Zeit. Man beginnt die Arbeit am Morgen mit dem Frühmuß, stärkt sich um neun Uhr mit dem Halbmittag, läßt um eilf Uhr das Mittagsmahl, um drei Uhr die Marende folgen, und ißt dann noch einmal des Abends. Plente und Milchsuppe kommen dabei allerdings mehr als einmal vor, allein auch Fleisch, meist geräuchert, was in Verbindung mit dem zwiebackähnlichen Brode schon Lewald erstaunen ließ, hier in den Alpen die Lebensweise der Seeleute anzutreffen. Diese stärkende Kost mit dem süßen Weine soll, so zuträglich sie den Leibern der Landleute ist, den Gütern derselben eher nachtheilig sein, und man will behaupten, daß die stätige Minderung des Ertrags derselben schon seit Jahren eine Beschränkung im bäuerlichen Haushalt hätte herbeiführen sollen. Bei allem Schönen, was man vom Etschlande sagen muß, ist nämlich nicht zu verschweigen, daß der Wohlstand mählich abnimmt, daß der Bauer, schon ehrenhalber nicht geneigt, in seinem Aufwande Mäßigung eintreten zu lassen, von Jahr zu Jahr schwerer haust, und daß die Vergantungen, durch welche namentlich die nüchternen Wälschen herbeigezogen werden, von Jahr zu Jahr häufiger vorkommen. Man erzählt viel von dem hohen Leben der Bauern, mitunter auch von dem Uebermuth der zu einer gewissen Zeit als Folge schnell entstandenen Reichthums bei ihnen an den Tag getreten. Damals, geht die Sage, seien die reichen Hofherren und ihre

Ehewirthinnen an Sonntagen nur reitend zur Stadt gekommen, oft noch gefolgt von einem Geleithaufen berittener Knechte, und bei Mahl und Tanz hätten sie die harten Thaler in Menge verzecht. Es wird dieß lustige Bauernleben in die Zeit gesetzt, wo die Yhrn Wein, die jetzt zwischen fünf und sieben Gulden steht, noch zwanzig bis fünfundzwanzig kostete, und das war jene Zeit als Meran sich eine königlich bayerische Stadt nennen mußte, insbesondere die letzten Jahre vom Frieden zu Schönnbrunn bis zur glorreichen Wiederkehr des Hauses Oesterreich. Es ist bekannt, daß Napoleon nach Beendigung des Kriegs in Tirol die gefürstete Grafschaft zerstückelte, den nördlichen Theil zwar bei Bayern ließ, Oberpusterthal aber mit Illyrien und Südtirol mit dem Königreich Italien vereinigte. Die Grenzen des vergangenen Königreichs Italien fielen übrigens nicht mit den Marken der italienischen Sprache in Tirol zusammen, sondern schlossen auch noch ein gutes Stück völlig deutschen Landes ein und waren so gezogen, daß sie den Eisack bei Atzwang zwei Stunden ober Bozen, die Etsch bei Nals etwa in der Mitte zwischen letzterer Stadt und Meran durchschnitten. In dieser Art war also die Gegend von Bozen und Kaltern mit all ihrem reichlichen Erzeugniß höchst genießbarer Getränke von dem bayerischen Markte ausgeschlossen, und Meran hatte nahezu das Weinmonopol im Königreiche Bayern, dem damals das rebenreiche Würzburg wieder entzogen war. Daher jene hohen, jetzt kaum mehr zu erlebenden Preise und daher jenes sehnsüchtige Verlangen der Meraner Bauern nach der guten, alten Zeit — ein Verlangen, das sie in ihrer Blödigkeit nicht anders ausdrücken, als mit den Worten: wenn wir nur wieder bayerisch wären! — Da man sich nun aber nicht besser zu helfen weiß, als mit der Hoffnung auf einen zweiten Preßburger Frieden, so hat man auch schon in andern Beziehungen nachge=

fragt und die jetzige „Erhebung des religiösen Bewußtseins“ in Bayern hat mindestens bei den Meraner Bauern aufrichtige Theilnahme gefunden. So wenig Anklang die Wiedereinführung des alten Mönchswesens im Lande selbst genießt, so lobenswerth erscheint sie den Leuten im Burggrafenamte, und ich führe diesen freundlichen Widerhall um so lieber an, als der Gewinn, den wir hier unter dem beschränkten, aber gutmüthigen Volk des Etschlandes gemacht, uns wenigstens einigermaßen entschädigen kann für die Kälte und den Sarkasmus, der über jene Verjüngung in andern aufgeklärten, aber boshaften deutschen Ländern an den Tag tritt. Nachdem es jetzt so gut steht „im religiösen Fach,“ sagt man in Untermais und in Partschins, so wäre gar nichts mehr auszusetzen. Getreid herein, Wein hinaus — das ist sprüchwörtlich geworden und überall zu hören, und eben so oft kommt die Betrachtung vor: was hilft der Kaiser, wenn die Länder nicht „zusammenspielen.“ Bayern und Tirol sind aber durch bie Natur zum „Zusammenspiel“ geschaffen, als sich gegenseitig durch ihre Haupterzeugnisse ergänzend, während die benachbarten Erbländer weder Getreide an Tirol abgeben können, noch Wein von demselben nehmen wollen. So hat denn allerdings innerhalb eines Menschenalters ein gänzlicher Umschlag der Stimmung stattgefunden, und die Meraner, die Maiser, die Algunder, einst so eifrig bei dem Kriege, dann so wonnetrunken, als Kaiser Franz wieder seine feurigen Arme um die tirolische Jungfrau schlang, die Meraner, die Maiser, die Algunder, die Männer im Weinland bis an die weiland italische Gränze bei Nals trauern jetzt über die Trophäen von Anno Neun und meinen die damalige Erhebung sei „lei so a Dummheit, a zochete G'schicht“ gewesen. Die Meraner nehmen es sich jetzt noch übel, daß sie dazumal bei der großen Festbeleuchtung zu Ehren der Wiedervereinigung mit

dem Kaiserreiche so unendlich viele transparente „Facken“ (Schweine) ausgestellt, Schweine nämlich, welche von Gebirgsschützen und anderm bewaffneten Volke aus dem Lande getrieben wurden. Hätten's auch nicht gethan, sagt der Bürger, wenn wir gewußt, wie gut wir sie jetzt brauchen können. In der That sind die bayerischen Traubengäste nicht unwillkommen in Meran, und bis sie etwa einmal den Engländern weichen müssen, wird man diese Colonie, die zeitenweise auf dreißig und vierzig Köpfe steigt, als unverwerfliche Einkommensquelle mit offenem Wohlwollen betrachten. Stehen doch jetzt die Miethpreise der Wohnungen drei und viermal so hoch als vor zwanzig Jahren.

Gehen wir indessen wieder einmal spazieren und zwar am kühlen Abende nach Mais, das gerade vor dem Thore, jenseits der Passer liegt. Es ist ein weitzerstreutes Dorf, zum Theil an die Landstraße, zum Theil auf die sanfte Halde hingebaut, die gegen den Freiberg aufsteigt. Jener Theil heißt Untermais, dieser Obermais; in jenem ist das bäuerliche Aussehen vorherrschend, dieser besteht fast nur aus Schlössern und Ansitzen. Er ist nach einstimmiger Annahme der Alterthumskundigen auf dem Bergbruche erbaut, der in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung vom Ifinger herabstürzend das römische Majä überschüttet hat.

Also nach Untermais, dessen düstere Kirche über grüne Weidenbüsche herüberschaut und an der vordern Außenwand ein paar uralte steinerne Köpfe aufweist, deren Bedeutung auch noch nicht ganz klar gestellt ist. Das Wirthshaus des Dorfes entdeckte ich an einem Sonntage, als ich fremd noch und unbekannt mit Sitte und Gebrauch nach einem Orte fragte, wo etwa die Stadtleute in ihrem Sonntagsvergnügen zu betrachten wären. Man rieth mir in den Gütern von Mais herumzuschlendern, und so gerieth ich in den ansehn-

lichen Gasthof, wo ich zwar keine Gäste, aber sehr artige Aufnahme fand, daher auch ein Seidel trank und mir den Orte merkte. Ein paar Tage darauf kam ich wieder, denn in der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, in Untermais werde eine Hochzeit gefeiert. Die kühle Halle des Wirthshauses war der herrschenden Hitze wegen eine sehr angenehme Warte, um die Anfänge der Begebenheit zu beobachten. Allmählich fuhren mehrere Caleschen vor, vom lustigen Posthorn angekündet und mit weidlich aufgeschmückten Gästen besetzt. Man wollte sich da gegenseitig erwarten, und so sammelten sich nach und nach ziemlich viele Leute. Die Männer prangten in ihrem besten Sonntagsstaat, in braunen Jacken mit rothen Aufschlägen, rothen Leibchen, grünen Hosenträgern, schöngestickten, mit den Namensbuchstaben versehenen Gürteln, schwarzledernen Hosen, weißen Strümpfen und rothausgenähten Schuhen. Die „Buben" trugen rothe, die „Mander" (Ehemänner) grüne Schnüre an den Hüten, und diese wie jene und die der Postillone waren mit bunten Sträußchen verziert.

Etwas mehr vom gewöhnlichen Sonntagsputze abweichend war die Tracht der „Weiberleute." Sie bestand aus violetten, rotheingefaßten Spensern, dunkeln rothbeborteten Röcken, von denen die schneeweißen Schürzen kräftig abstachen, und auf den Häuptern saßen die alterthümlichen Spitzelhauben. Diese Spitzelhauben sind, wie der Name besagt, aus schwarzen Spitzen gefertigt und umgeben das Haupt wie ein leichtes durchbrochenes Dreieck, so daß zwei Strahlen von den Schläfen ausgehen und ein dritter vom Scheitel. Hinten ist eine Art Kokarde oder Blume von seidenen Bändchen angebracht, welche bei den Jungfrauen roth, bei den Frauen weiß und mit einer großen Silbernadel befestigt ist. Der ganze Anzug sieht sehr schmuck und kleidsam aus. Ehemals soll er gewöhnliche Sonntagstracht gewesen

sein, noch früher war er wohl Gewand des Werktages. Die Spitzelhaube verräth uns manches über die Geschichte der Volkstrachten. Jetzt ist sie in Meran und Bozen nur mehr als belächelte altfränkische Erscheinung an etlichen hochbetagten Höckerinnen zu sehen, dagegen bei dem Landvolke noch als Putz für Festtage und hohe Zeiten in Gebrauch, deßwegen auch auf den Grabgemälden, wo die Hingeschiedenen im besten Feiertagsstaate gemalt werden, noch ständiger Kopfputz der Frauen, und nicht allein im Etschlande, sondern auch im Pusterthal. So geht die Volkstracht vom Werktag auf den Sonntag über, vom Sonntag auf den Feiertag, und stirbt dann im Zenith ihrer Würde, um noch als Kinderspott an den Leibern etlicher alter Männchen und Weibchen nachzugeistern. Je mehr sie sich den Augen der Menge entzieht, desto höher steigt ihre Bedeutsamkeit, bis die Stufe erreicht ist, wo vom Erhabenen zum Lächerlichen nur mehr ein Schritt. Zu der Zeit, wo sie nur noch hervorgezogen wird, um die höchsten Tage des Jahres auszuzeichnen, ist sie in der Regel schon geheimer Lächerlichkeit verfallen. Uebrigens nehmen die Volkstrachten, wie es scheint, ihren Ursprung immer in den höhern Ständen und steigen von diesen in die untern und zu den Bauern herab. Die Bauerntracht ist aber wie die Aloe, die nur alle hundert Jahre blüht — sie geräth nur nach langen Zwischenräumen in den Zustand der Empfängniß; der Bauer und die Bäuerin häuten sich selten früher als nach der dritten oder vierten Generation. Vieles, was die wechselnden Moden den höhern Ständen bringen, geht wieder dahin, ohne daß von unten her ein Auge darauf geworfen wird — manche Erscheinung aber, die gerade in die Zeit fällt, wo das Landvolk wieder seinen Schooß eröffnet, hält sich auf mehrere Menschenalter hinaus. Eine der vorstechendsten Trachten Tirols war ehemals

bei den Männern auf der Höhe von Castelrutt in Uebung. Sie ist seit etwa dreißig Jahren untergegangen, und man sieht sie wie viele andere tirolische nur noch auf älteren Trachtenbildern. Sie bestand aus einem grauen Spitzhut, großer Halskrause, rother kurzer Joppe, gelben Hosen und weißen Strümpfen. Diese Kleidung, in allen Stücken das Vorbild der deutschen Hanswurstentracht, zeigt sich in genauer Uebereinstimmung bei den Kriegsleuten auf Bildern der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Die Jacke der Meraner Bauern ist wohl ein Erbstück aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Spitzelhaube war nach einem Bildnisse im Braitenbergischen Hause zu Meran im Jahre 1764 noch die Tracht der angesehensten Stadtfrauen. Die hohen spitzigen, filzenen Weiberhüte, wie sie jetzt im Unterinnthale getragen werden, bildeten nach ältern Votivtafeln, die in oberbayerischen Wallfahrtskirchen hängen, um den Anfang des vorigen Jahrhunderts die Zierde vornehmer Damen. Die Pelzkappe, welche in unsern Tagen die vermöglichen Bäuerinnen in Oberbayern tragen, trug im Jahre 1669 die Frau Kammeräthin Mayr, deren Conterfei im Gange des Klosters Schäftlarn zu finden. Im Allgemeinen dürften wenige Trachten älter sein als zwei Jahrhunderte. Ihre Verschiedenheit aber scheint dadurch zu entstehen, daß sich in den verschiedenen Gegenden die chronische Empfänglichkeit zu verschiedenen Zeiten einstellt, wie sie denn auch bei den beiden Geschlechtern nicht immer gleichzeitig auftritt, und das eine oft eine Neuerung einführt, während das andere alles beim Alten läßt. Eine theilweise Aenderung hat in diesem Menschenalter der bayerische Bauer zwischen Isar und Lech vorgenommen, und dabei die Herrenmode mit den langen Röcken und den eingebogenen Hüten sich angeeignet, wie sie etwa vor fünfundzwanzig Jahren getragen wurden, beides freilich in etwas derberer Form. — Die Weiber

dortiger Gegend aber blieben in allen Stücken beim alten Herkommen; dagegen sind die am Chiemsee und am Tegernsee von den Keulenärmeln, die vor etwa fünfzehn Jahren das Neueste waren, hingerissen worden und haben sie mit Belassung des Uebrigen ihrem Anzug vereint. Gigotärmel und die langen Herrenröcke und eingebogenen Hüte werden in den angegebenen Gegenden wahrscheinlich unsere Enkel noch zu gewahren haben. Eine Hauptquelle für die Geschichte der Volkstrachten sind die Votivtafeln bei den Gnadenbildern. Schade, daß in den größern Wallfahrtsorten die ältern immer verworfen oder verbrannt werden, wenn wieder Platz für neue geschafft werden soll. Eine passende Auswahl aus den früheren würde manche anziehende Vergleichung gestatten.

Vom Wirthshause zog das Hochzeitspaar mit seinem Gefolge zur Kirche, in deren Wände neben jenen steinernen Köpfen auch viele Grabmäler längst verstorbener Herren und Frauen aus den Maiser Schlössern eingelassen sind. In den Weingärten knallten die Böller, vom Thurme herab schallten die Glocken, und die Weiber und Kinder von Mais liefen wie sie waren, neugierig nach und stellten sich in dichtem Gedränge unter die hintere Kirchenpforte, gleich als sei es ungeziemend, bei solcher Feierlichkeit ohne hochzeitliches Kleid sich weiter in das Gotteshaus hineinzuwagen.

Das Brautpaar hatte übrigens seinen Hochzeitschmaus auf der Post zu Meran bestellt, und als wir Mittags nach ein Uhr selbst dorthin zu Tische kamen, saßen die Hochzeitsleute schon beim Mahle und zwar an einer langen, mit Blumensträußen schön verzierten Tafel; die Frauen oben, die Männer unten, das Brautpaar in der Mitte, links und rechts zu seinen Seiten geistliche Herren. Das Essen hatte um zwölf Uhr angefangen und sollte in rascher Folge der Gerichte bis zum Abend dauern. Man saß in tiefster Ruhe beisammen und aß.

Nur zuweilen ging ein leises Summen durch die Gesellschaft. Später nahmen die Weibsleute der Hitze wegen ihre Spitzelhauben ab und ließen ihre Zöpfe hängen, was sehr zierlich aussah. Als wir um fünf Uhr wieder zur Stelle kamen, fanden wir die Gesellschaft noch beisammen, etwas schweigsamer noch als vorher und vielfach gähnend. Mit dem Mahle waren alle Freuden aus und die Gäste gingen in tiefer Ruhe wieder auseinander.

Auf diese Art werden neuester Zeit in den meisten Gegenden des Landes die Hochzeiten begangen, und da oder dort, wo bisher noch etwas Leben, etwas Heiterkeit und Festtagsjubel gegönnt war, ist man so eben daran sie als unheilig und den guten Sitten gefährlich, zu beseitigen. Die Geistlichen erklären, sie könnten bei den Hochzeitschmäusen nur dann erscheinen, wenn Musik und Tanz unterbliebe, da sie durch ihre Anwesenheit diesen sündhaften Freuden nicht etwa eine stillschweigende Genehmigung verleihen dürften. Nun wollen aber die Leute an solchen Ehrentagen der Priester nicht entrathen, und so erfüllt man in den meisten Gegenden die Bedingung; an einzelnen Orten, die noch am alten Herkommen halten, fehlt es nicht an schweren Unwettern von den Kanzeln. Armer Bauer in deiner Heiligkeit! Eine Hochzeit ohne Musik und Tanz, ohne die schmetternden Trompeten und die gellenden Clarinetten, eine Hochzeit ohne alle Freude, nur mit vollem Magen und weinschwerem Kopf — was ist das für eine Erinnerung in den alten Tagen, wo man von der Jugend zehren muß!

Es ist bekannt, daß man mit diesem Tanzverbot, so oft es auch von der Kanzel herab eingeschärft worden, gleichwohl nicht viel ausgerichtet hat. In ganz Deutschtirol haben sich anstatt der öffentlichen Tänze die nächtlichen und heimlichen eingebürgert, welche trotz der geisterhaften Züchtigung, deren wir oben bei

Rattenberg gedacht, ziemlich gut gedeihen. Wie man selbst im Etschland nach den andächtigsten Vormittagen die lustigsten Nachmittage zu improvisiren weiß, hat uns Professor J. V. Zingerle im zweiten Band des Alpenfreundes geschildert. Er war am Feste der Geburt Mariä, achten September 1867, nach der großen Procession in Lana gegen den Gampen hinauf gestiegen und ober Tisens in Gfrill eingekehrt. Dort fand er die deutsche und die wälsche Jugend, welche in der Frühe dem Umgang beigewohnt und nun den Heimweg eingeschlagen hatte, in heiterster, aber ganz weltlicher Festtagsfreude. Der Wirth spielte die Harmonica und ein Italiener wußte aus einem Haarkamme die reinsten Clarinettentöne hervorzulocken. In enger Stube schwebten die glücklichen Paare dahin und schwelgten im rasenden Tanze, der mit himmelhohem Jauchzen begleitet wurde. Ein junger Wälscher führte mit einer schönen Castelfonderin sogar pantomimische Tänze auf. Kurz, es ging zu wie im ewigen Leben, so daß ein anwesender Passeierer mit Recht gestand: „Schön wäre es schon in Gfrill, wenn die Hölle nicht wäre.“

Und nun noch einmal von den Schlössern, um dann das Meranerthal zu verlassen. In einem Lande, das überall von alten Burgen strotzt, ist es kaum zu verwundern, daß ihrer in den geräumigen Gründen an der Etsch, auf den milden Weinbergen zu beiden Seiten der Stadt so viele erbaut worden sind. Die Hügel von Obermais gelten ja für die angenehmste Höhe des deutschen Südtirols. Für das feine Gefühl der Eingeborenen hat nämlich diese Flur noch den Vorzug eines besonders angenehmen Klimas mit lauen Lüften und warmen Sonnenstrahlen im Winter und mit frischen Winden aus dem Passerthale im Sommer. An schwülen Juliustagen sehnen sich die Meraner in der Stadt nach diesen luftigen Hügeln, die ihnen über die Mauern hereinlugen, gleichsam als nach einer schönern Zone. Die Burgen dieser Gegend stehen untereinander in dem-

selben Gegensatze wie im Kelleramte zu Meran die alten Zimmer aus der Zeit Herzog Friedrichs zu den neu eingerichteten Schreibstuben daneben. Etliche gehen über die Tage der schönen Margarethe zurück, an andern ist noch das späteste Rococo zur Verherrlichung gekommen. Die beste unter den alterthümlichen scheint mir die Burg Rubein, zwar klein und fast versunken zwischen den Weinbergen, aber ehrwürdig und im engen Burghof mit mancher Erinnerung an altitalienische Baukunst. Außerhalb stehen dichte Rosenbüsche und ragende Cypressen um die dunklen Mauern. Die Burg in ihrer Stille und dem unversehrten, lombardischen Aussehen hat etwas Mährchenhaftes. Auch Fragsburg, die höchste in der Meraner Gegend, weithin gesehen auf dem buschigen Felsenvorsprung, ist solchen Schlages, und nicht minder das Schloß von Auer, das verborgenste von allen, hinten im schattigen Winkel über der grausen Schlucht des Finelebaches. Es geht dahin ein sehr anmuthiger, einsamer Spaziergang über die kleine Hochebene von Tirol unter großen Obstbäumen. Neben diese feinen, wälschen Bauten stellt sich eine ungeschlachtere deutsche Art, worunter besonders Gayen hervorzuheben, das hoch ober Mais auf dem Freiberge liegt und der Stadt eine breite Mauer zuwendet, über welche ein dicker Thurm aufragt. Vorst, oben an der Töll, gehört auch zu dieser deutschen Gattung. Es ist fast schwarz geworden vor lauter Alterthum. Man tritt in ein winziges Höfchen und steigt dann die steinernen Treppen auf und ab durch enge Gänge, aus denen die finstern Stuben zugänglich sind. Eine darunter, die Wohnstube der jetzigen Bestandsleute, ist mit Holz getäfelt wohl seit Jahrhunderten her. Oben an der Decke ersieht man zwei Kreuze eingeschnitten und diese bedeuten, daß darunter einst ein Ritter von Vorst seinen Bruder erstochen habe und das Blut des Ermordeten bis an

die Decke gespritzt sei. Friedrich Mercey, derselbe, welchem wir den fameux lac de Gewester verdanken, hat daraus eine lange, pathetische Geschichte gemacht, die er als dem Volke abgelauscht, geben will, was um so lächerlicher, als die Sage, wie sie von den Leuten erzählt wird, in zwei Worten abgethan ist. Solche erweiterte und verschönerte Geschichten finden sich bei Mercey mehrere; die Lieder aber, die er am Ende seines Buches in geschmackvoller Uebersetzung als tirolische mittheilt, die sind eigentlich noch viel lustiger.

In den meisten dieser Burgen ist nichts merkwürdiges, als was eben die Architektur bietet — hie und da ein schöner Säulenbogen, ein gothisches Fenster und dergleichen. Nur selten noch findet sich ein ritterliches Wappenschild oder eine verblichene Malerei. Selbst die Burgcapellen sind wegen später Erneuerungen alles alterthümlichen Reizes ledig. Die kräftigste Erinnerung an lang vergangene Zeiten liegt wohl in den getäfelten Wohnstuben, an denen seit Jahrhunderten wenig geändert scheint. Die prüfende Vergleichung der verschiedenen Bauweisen, wie sie sich in diesen Schlössern darstellen, würde für die Kunstgeschichte des Etschlandes von Bedeutung sein, doch hat sich noch Niemand daran gewagt.

Treten wir auf abendlichem Spaziergang in einen solchen Burghof, so rastet dort auf der steinernen Treppe der Baumann beim Nachttrunke und raucht aus winzigem Pfeifchen seinen starken Knaster; hier am rauschenden Brunnen spinnt seine Ehewirthin und ringsherum spielen die rotbackigen Kinder. Die Hausfrau lächelt, wenn wir ihr gestehen, daß wir den weiten Weg aus der Stadt gemacht, um das Schloß zu sehen. S' ist nichts als altes Winkelwerk, pflegt sie anzumerken, nimmt den Schlüssel und geht voran. Aus der Wohnstube beginnt die Wanderung durch die Trümmer der Vor-

welt, durch düstere Gänge, über düstere Treppen, in düstere Gemächer. Hier in der vergilbten Bankethalle ist die Speisekammer und es hängen da in schwebenden Leisten die Zwiebacke; in einer andern Prachtstube sind die Aepfel aufgeschüttet, der Mais und andere Früchte. Im trüben Gemache daneben voll Spinngeweben und Schmutz stehen ein paar schadhafte Bettstätten, worin die Dirnen schlafen; in einer andern Kammer, eben so finster und herabgekommen, hausen die Knechte. Andere Räume sind ganz leer, ganz windoffen, ganz verfallen, andere mit etwas vergessenem Hausgeräthe besetzt. Da wird nichts mehr gebessert und gerichtet, und so verwittert denn eine Zinne nach der andern; die Kreuzstöcke, aus denen die Edelfräulein guckten, fallen vom Wind gelöst, heraus, die Thurmtreppen, über welche die Gewappneten rasselten, brechen zusammen, die Decken der Gemächer, die einst von Liedern wiederhallten, sinken ein, und die Burg, vor Zeiten so stolz und so fest, oft um viele hundert Pfund Meraner Pfennige verpfändet, oft von viel hundert Reisigen berannt, steht traurig und zerknickt vor unsern Augen, öde und ausgestorben.

Die Wahrheit zu sagen, läßt sich freilich auch an der Hand der Geschichte nicht mehr viel Leben in diese Burgställe bringen, Schloß Tirol und die Zenoburg natürlich ausgenommen. Sonst wird etwa ein Herr Eppo von Laubers genannt (1178) als Marschall der Grafen von Tirol, ein Herr Bertholdus de Ruvina (Rubein) als ihr Truchseß. Auch ein Minnesänger dichtete einst in dieser Burg. Heinrich von Laubers that sich zur Zeit König Heinrichs von Böhmen hervor; Petermann von Schenna war ein Liebling seiner Tochter, der primus inter pares wie es scheint; auch Otto von Auer gehörte dazu. Von vielen andern Herren weiß man nur, daß sie gelebt, nicht was sie gethan haben. Später wird die Burgengeschichte mit dem Anwachsen

des schriftlichen Materials reicher an Namen, nicht an Begebenheiten.

Eine der ansehnlichsten Burgen dieser Gegend, mit Tirol und Lebenberg wetteifernd, ist Schenna. „Schenna, die stattliche Veste, eine Wegstunde von Meran, ruht am linken Passerufer unter den Spitzen des Ifingers. Ueppige Pflanzenfülle umrankt den Weg. Eine tüchtige Anstufung des Schennaer Berges, auf dem sich die Höfe der Gemeinde weit ausgestreut lagern, trägt das Schloß und die Kirche mit dem Häuserkern des Dörfleins. In der Burg saßen in ältesten Tagen die gleichnamigen Edlen. Petermann von Schenna wird obenan genannt, wenn von den Tiroler Landherren die Rede geht, welche es verstanden, am veilchenblauen Minneseil die launige Gebieterin, Margarethe die Maultasche, zu gängeln. Dann kennen wir die gewaltigen Starkenberger, die Oberinnthaler, als Insassen, und da sie in der Fehde mit dem Friedl, dem mit der leeren Tasche, schon alles verspielt hatten, wehrte sich hier (1423) noch Ulrichs Hausfrau, Ursula Truchsessin von Waldburg. Erst nachdem sie sich sechs Wochen lang vertheidigt hatte und keinen Ersatz mehr hoffen konnte, gab sie das Banner mit den drei Kronen und die Thorschlüssel in des Feindes Hand. Später hielten hier die Liechtensteine einen verschwenderischen Hof; sie bauten auch das Schloß um in seine jetzige Gestalt. Gedehnte Saalfluchten setzten sie über die alten Gewölbe; nur noch die Treppe mit den Spitzbogen und der derbe halbrunde Brückenthurm konnten sich in wehrhafter Form retten vor der prunkhaften Renaissance. Mit dem Grafenleben, mit den verhängnißvollen sechs Schimmeln, die in allen Prachterinnerungen der Landleute ihre Rolle spielen, fuhr aber auch des Schlosses beste Zeit von dannen, und dem Verfall hat es nur ein günstiger Zufall entrissen. Das reiche Urbar fesselte die un-

ritterlichen Besitzer, und so stand doch Mauer und Dach sicher genug, ehe der neue Schloßherr als ersehnter Wiederhersteller einzog."

Dieser neue Schloßherr ist nun der Graf von Meran, für den sein Vater, Erzherzog Johann, voriges Jahr die Burg erworben hat. Der neue Nachbar ist in der Gegend mit Jubel begrüßt und mit sinnigen Festlichkeiten aufgenommen worden. Man erwartet viel Schönes von der Zeit, wo der Hoffitz des Grafen in Schenna wird aufgeschlagen sein.

Mehrere andere Edelsitze, zumal auf der Halde von Obermais, sind im vorletzten oder am Anfange des letzten Jahrhunderts wieder hergerichtet worden. Dazumal traten an die Stelle der alten tirolischen Geschlechter mehrere adelige Familien aus Graubünden, die hier in den innern Unruhen ihrer Heimath ein Asyl suchten. Da erscheinen die Planta, welche die Burg Greifen stattlich umbauten; die Flugi von Aspermont erkauften Knillenberg, die veltlinischen Paravicini saßen zu Rundeck, auch die Grafen von Mohr aus dem Engadein hatten neben dem Schlosse Dornsberg im Vinschgau ihre Güter zu Mais. Dazu kamen dann etliche Familien aus Wälschtirol und Italien, wie die Herren von Priami, von Rolandin und so fort. Von älteren einheimischen Häusern waren wenige mehr übrig, etwa die Brandis auf dem gleichnamigen Schloß bei Lana, die Fuchsen auf Lebenberg. Dagegen waren zwei neue Namen zu Ehren und Ansehen gekommen, nämlich Rosenberg und Knillenberg. Eckart von Rosenberg, ein natürlicher Sohn des Deutschmeisters Maximilian von Oesterreich, saß zu Winkel, einem trefflichen Ansitze nahe bei der Stadt, wo uns Herr Pitsch gar oft einen guten Trunk geschenkt hat. Sein und seiner Ehefrau Bildniß hängt dort und in der Jörgenkirche zu Mais, in letzterer hängt auch das Fähnlein, welches er im Türkenkrieg getragen; auf

dem Altare steht ein Bild der heiligen drei Könige mit Porträtköpfen, welche ein sehr zweideutiges Verhältniß verewigen, da der knieende Heiligedreikönig den Erzherzog, — Maria — Marens Freundin, des Herrn von Rosenberg ehelich Gemahl, das Jesuskind — den lieben Eckart vorstellt. Der heilige Joseph ist natürlich der Herr von Rosenberg.

Die Knillenberge stammten aus Mittenwald im bayerischen Gebirge und kamen zur Zeit Kaiser Max I. durch den Kriegsdienst in die Höhe. Sie kauften später das Gut, dem sie ihren Namen beilegten. Die letzte Knillenbergin lebt noch jetzt darin. Das Schloß Labers das in jener Zeit auch sehr schön gewesen sein mag, ist jetzt schon lange wieder im Verfalle.

So waren also zur Zeit des Reifrockes diese Gehöfte mit edlen Geschlechtern reich besetzt. Die alte Herrlichkeit erglänzte wieder im Jahrhundert des Rococo. Daß der Meraner Adel in diesen Zeitläuften eben so sittenlos gewesen als der im übrigen Europa, scheint nicht anzunehmen; nach mehrfachen Andeutungen möchte man eher auf Gottesfurcht und frommen Lebenswandel schließen. Im übrigen theilte er seinen Geschmack und davon sind noch nicht alle Spuren verwischt. Als Beispiel kann Knillenberg gelten, wo in einem der Gemächer mythologische Darstellungen erhalten sind, Adonis als grüner Jäger mit engen, ungarisch ausgenähten Hosen, Venus im Reifrock und mit Schönpflästerchen, sowie andere Gottheiten und sterbliche Menschen in analoger Darstellung. Auch ein werthvolles Archiv soll in diesem Edelsitze gewesen sein, man hat es aber seiner Zeit korbweise in die Stadt geholt und Düten daraus gemacht.

Die Bündner Familien sind bis auf die Mohr zu Dornsberg alle ausgestorben oder wieder fortgezogen. Unter ihren Gliedern ist der meistgenannte Andreas Flugi von Aspermont, der sich während des bayerischen

Einfalls 1703 hervorthat, und ein Mann voll kriegerischen Geistes, aber auch voll unerlaubter Gedanken war. So sei er z. B. des Willens gewesen, das schöne Vinschgau seinem Vaterlande als republikanisches Angebinde darzubringen. Keinem der versetzten Bündner schlugen aber die Meraner Lüfte besser an als dem Freiherrn Bernhard Paravicini de Capellis. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, daß dieser, der am Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Meran gekommen war und 1714 Rundeck und Rametz erkauft hatte, sich im zweiundachtzigsten Jahre zum viertenmale verehelichte und zwar mit einem jungen Freifräulein von Zinneberg, die ihm noch zweiundzwanzig Jahre den Spätherbst seiner Tage versüßte. In dieser glücklichen Ehe gebar sie sieben Kinder, deren letztes — ein Monat nach dem Tode des Vaters zur Welt kam. Der alte Herr starb 104 Jahre alt 1770 zu Meran. Hufeland hat ihn als merkwürdiges Beispiel in seiner Makrobiotik erwähnt. Seine Urenkelin, die letzte ihres Stammes, lebt noch zu Rundeck. Die jüngste Erneuerung ist dem schönen Rametz angediehen. Dieses besitzt zur Zeit Dr. Franz Flarer, welcher, obwohl armer Leute Kind von Dorf Tirol, der berühmteste Augenarzt Italiens geworden ist. Er hat zu Landshut, Wien und Pavia studiert und lebt jetzt als Professor an letzterer Universität. Jeden Herbst zieht er mit seiner anmuthigen Familie aus Wälschland heraus in seine deutsche Villa. Diese bewahrt noch ein schöngetäfeltes Prunkzimmer aus den Zeiten der Planta von Wildenberg; das übrige hat der jetzige Eigner neu und schmuckvoll hergestellt, so daß es ein reizender Sommeraufenthalt geworden. Gegen Aufgang liegt in einem heimlichen Thälchen, in einer grünen Wiese, die von Weinbergen umgeben ist, die kleine Kirche St. Valentin. Der Heilige dieses Namens war ein Apostel der Rhätier, der auch zu Passau gepredigt haben soll.

Er starb 470 zu Mais und wurde hier begraben. Auch Corbinian fand da, wie schon früher erzählt, seine Ruhestätte. Herzog Tassilo von Bayern beschloß 770 auf dem Tage zu Bozen die Uebertragung der Gebeine St. Valentins nach Passau. Bischof Aribo führte dann auch die des heiligen Corbinian nach Freising. Diesen beiden Heiligen verdankt man, daß in jenen Jahrhunderten ein hellerer Lichtstrahl auf die Gegend von Mais fällt. Aribo, der das Leben Corbinians schrieb und sein dritter Nachfolger wurde, war selbst ein Bürgerssohn aus dem Castrum Majense, und so weiß man denn nicht allein von verschiedenen Reisen der Heidenbekehrer, von Kriegszügen der Bajuvaren und Longobarden, von Niederlassungen, Predigten, Sterbfällen, Leichenbegängnissen, sondern auch, daß Aribo, als Knabe, im achten Jahrhundert von der Stadtmauer herab in die Passer gestürzt, aber gleichwohl unversehrt davongekommen ist.

XIV.

Abermals in Meran.

1870.

Seit dem Jahre 1844 bin ich wieder manchesmal in Meran gewesen. Ein guter Freund wollte bemerken, daß ich in neuester Zeit noch lieber hingehe als vorher, weil Professor Felix Dahn 1867 in den Leuten des Burggrafenamtes die wahren und ächten Enkel der edlen Gothen erkannt habe. In der That kommen mir jetzt wenigstens die Meraner Bauern noch bedeutsamer vor, als ehedem und ich stelle mich am Sonntagmorgen noch neugieriger auf den Pfarrplatz, um ihre und ihrer Gattinnen und Töchter Physiognomien zu studiren.

Freilich sind, wenn die Leute dieser Gegend von den Gothen abstammen, die Sätze, welche oben Seite 229 zu lesen, nicht mehr ganz richtig, denn die Meraner Gothen wären nicht mit gezücktem Schwert über die Alpen gestiegen, sondern vielmehr aus der oberitalischen Ebene, von Verona an der Etsch herauf gekommen. Wer mehr über diese Frage finden will, mag sich auf meine Herbsttage in Tirol S. 159 und folgende verweisen lassen.

Es ist bekannt, daß in den letzten zwanzig Jahren zu Meran eine große Regsamkeit erstanden und für Ver=

schönerung der Stadt, wie für Hebung des Curwesens ungemein viel geschehen ist. So ist die lange Laubengasse jetzt in der Mitte durch eine Querstraße unterbrochen und daher viel luftiger und zugänglicher als zuvor; der Friedhof an der Pfarrkirche wurde eingestellt und dafür ein neuer, geräumiger jenseits der Passerbrücke beim Spital eröffnet. An der östlichen Zeile der Stadt, gegenüber der Wassermauer, sind mehrere schöne und sehr ansehnliche Häuser entstanden. Zu beiden Seiten der Passer bieten sich nunmehr reizende Anlagen als Spaziergänge dar. Zu bestimmten Zeiten spielt da auch die Curmusik. Der Gasthof zum Erzherzog Johann ist bedeutend erweitert und ein europäisches Hotel geworden; außerdem aber haben sich noch elegante Pensionen und Restaurationen in Fülle aufgethan. Auch Obermais hat allerlei Neues erwachsen sehen, feine Wohnhäuser für die fremden Gäste, zierliche Villen im Alpenstyl u. s. w. Selbst französisch wird jetzt im Burggrafenamt gesprochen; man findet Chambres à louer, einen „Friseur," Barbier, Coiffier. Endlich fehlen auch Führer, Ponies, Maulthiere und Esel nicht.

Die Preise sind natürlich so eingerichtet, daß die Meraner nicht dabei zu Schaden kommen. Wie verlautet, zahlt man selbst unter guten Freunden bis dreißig Gulden monatlich für ein Zimmer.

Da ich schon vor fünf und zwanzig Jahren, wie ich aus der ersten Auflage dieses Buchs ersehe, an den Meranern und ihrer Gegend nichts auszusetzen hatte, als daß „auf den entzückenden Wanderungen durch die Rebenhügel" keine Ruhepunkte, keine Rastbänke zu finden seien und da diesem Mangel längst abgeholfen ist, so bleibt mir jetzt eigentlich nichts mehr zu wünschen. Und doch vermisse ich so manches, was ich vor fünf und zwanzig Jahren hier gefunden. Die edlen Genossen des Stehweins sind zerstreut und verstorben, Friedrich

Lentner, mein lieber Freund, liegt auf dem neuen Friedhof an der Passerbrücke und die schönen Frauen und Fräulein von damals haben sich auch verlaufen — weiß Gott, wo sie hingekommen sind! Durch das vornehme Curvolk, das bis von den Wenden und Gothen, ja bis von San Francisco, von Singapore, von der Kapstadt hier zusammenströmt, wandle ich wie ein Revenant, fremd und unbekannt, und denke nur um so wärmer an jene Lieben, die einst hier mit mir gewaltet. Doch das ist der Lauf der Welt!

Im letzten Herbste war ich auch wieder zur Stelle. Ich ging einsam meiner Wege, die alten vertrauten Pfade auf den Höhen und im Thale. Eines Morgens kam ich nach Dorf Tirol hinauf, und hörte plötzlich meinen Namen rufen.

Die Stimme erklang aus dem oberen Fenster des Wirthshauses und ging von einer Dame aus, einer Dame aus München, der Gattin eines guten Freundes, einer Freundin meiner Familie. Ihr Bruder war mit seiner Frau aus Amerika nach Meran gekommen, hatte im Dorfe Tirol Herberge genommen und Land und Leute so einnehmend gefunden, daß er seine Schwester schriftlich beschwor, hereinzueilen und seine rhätische Sommerfrische zu theilen. Sie folgte seinem Rufe und nun saßen sie alle drei schon vierzehn Tage beisammen beim Rimmele oder wie er mit dem Schreibnamen heißt, bei Herrn Alois Elsler, lobten die Freundlichkeit der Wirthsleute, die aufmerksame und billige, obwohl einfache Verpflegung, mehr aber als alles dieses die unbeschreibliche Pracht der Aussicht auf der Laube vor dem Wirthshause. Auf dieser Altane ließen wir uns auch einen Imbiß auftragen mit Trauben und gutem Weine und schauten stundenlang hinunter ins Paradies des Etschlandes, und da die Dame aus München zwei treffliche Söhne hat, die bei dem deutschen Heere in Frankreich stehen, und Briefe

von ihnen bis zum Rimmele gekommen waren, so nahmen wir hier auch diese Berichte über die Schlachten bei Orleans ein. Sonderbar! Am rhätischen Schloß Terioli Briefschaften von jungen Deutschen, die mit den Franzosen bei Orleans kämpfen, Briefschaften vorgelesen von einer Münchner Dame, welcher ein amerikanisches Ehepaar aus Chicago zuhört! Ein ganz neues, von C. F. Harveng gezeichnetes, von Fridolin Plant, dem Buchhändler in Meran, herausgegebenes Panorama lag damals auch vor uns. Es stellt gerade die Aussicht von dieser Altane ins Etschthal dar und gibt die Züge der Gegend trefflich wieder. Die herrlichen Farben freilich kann es nicht erbringen.

Als wir nach mancher schönen Stunde geschieden waren, ging ich in die große Dorfkirche und betrachtete die beiden romanischen Portale aus dem dreizehnten und den gothischen Altar aus dem sechzehnten Jahrhundert. Hierauf schlenderte ich ein wenig auf dem Friedhof hin und her. Er ist vielleicht einmal reich gewesen an stolzen Grabsteinen edler Herren, die da einst mit den Tiroler Grafen gehaust, und das Zeitliche gesegnet haben, aber jetzt ist nur noch ein einzig Denkmal aus jenen Tagen übrig. Es ist in die Friedhofmauer eingelassen, zeigt einen Wappenschild mit zwei kreuzweise über einander gelegten Adlerfängen und führt die Inschrift: Anno D. MCCCXL obiit strenuus Dominus Hel in die Fabiani. Wie dieser einsylbige Ritter mit dem Taufnamen geheißen, hat uns der karge Steinmetz vorenthalten. Die Hele oder Häle, wie sie sich wechselnd schrieben — eigentlich ist's der alte Name Hegilo — sollen aus Schwabenland gewesen und mit Ludwig dem Brandenburger, als dieser Margaretha die Maultasch zur Ehe nahm, nach Tirol gekommen sein. Zu dieser Annahme stimmt das Jahr 1340, in welchem der oben erwähnte Dominus gestorben, allerdings nicht, da der Markgraf die

Gräfin erst 1342 „aufgeheirathet“ hat. Dessenungeachtet sind die Hele in Tirol später große Herren geworden. Von Herzog Friedrich erhielten sie das Gericht Tisens und die Veste Maienburg zu Lehen. Georg der Hel war 1482 Landeshauptmann an der Etsch und Burggraf von Tirol. Jetzt sind sie wohl längst ausgestorben.

Doch, wenn auch die Hele vergessen sind, an den bescheidenen freundlichen Herrn Ilmer, den Schloßhauptmann von Tirol, der oben S. 222 erwähnt ist, werden sich wohl noch manche Kirchhofgänger in unserer Zeit erinnern. Wenigstens ist dies mir begegnet, als ich da seinen Denkstein fand, der eine Inschrift trägt, welche also lautet: „Hier ruht Andreas Ilmer, Schloßhauptmann zu Tirol, geboren zu Moos in Passeier den 17. November 1778, gestorben zu Tirol den 15. April 1855. Ein treuer Freund und Kampfgenosse Andreas Hofers endete er sein thatenreiches Leben, nachdem er fünfzehn Jahre das Amt eines Schloßhauptmanns auf Tirol bekleidet hatte.“ Friede seiner Asche und unverwelkliche Erinnerung seinem thatenreichen Leben! Da liegt nun Herr Andreas Ilmer, wo sie aber den frommen Blasius hingebettet, habe ich nicht erfunden.

Der Kirchhof zu Tirol sieht aus wie eine Sandgrube; nicht ein Kräutlein schmückt die Schlummerstätten der Verstorbenen, keine Blume wiegt sich über ihrem Grabe. Der Friedhof zu Lana stellt sich ebenso gelb und verbrannt, der in dem nahen St. Peter wenigstens ganz abgeräumt dar. Es sind keine Kreuze, keine Erinnerungszeichen der Armen, nur etliche Leichensteine der Reichen zu gewahren. Die Grabhügel der niederen Leute werden, wie es scheint, sogar wieder eingeebnet. Dem Landvolk in Oberbayern ist der Fiedhof der Ort, wo es den Prunk seines Wohlstandes am liebsten glänzen läßt. Die eisernen Grabkreuze mit den bemalten Blechtafeln, welche früher allein üblich waren, verschwinden allmählich und die

Denkmäler aus weißem Marmor, oft sehr kostbar, sind schon fast in der Mehrzahl. Daneben blühen und grünen Blumen, Büsche, Trauerweiden. Im Unterinnthal, in den bemittelten Dörfern am Lande, finden sich manche Monumente aus Gußeisen, andere auch aus Marmor, aber lange nicht so zahlreich, wie draußen. In den ärmeren Seitenthälern sieht man nur jene bemalten Kreuze, doch hat jedes Grab das seinige. (In Alpbach war die Künstlerin, welche die Epitaphien bisher besorgte, eine alte Müllerswittwe, die mit den Figuren, die sie zu malen hatte, immer noch besser umzugehen wußte, als mit der Orthographie ihrer Inschriften.) Die leeren, versandeten, abgeräumten Kirchhöfe trifft man erst an der Etsch. Heinrich Noë, der auch den zu Bozen in diese Reihe stellt, behauptet in seinem Brennerbuche, die geistlichen Herren wollen sie so. Die Lust der Farben, meinte er, widerspreche nach ihrer Ansicht der trüben Weltverachtung, welche sie predigen. Ihr zufolge ließen sie jeden Grashalm sorgsam herausreißen.

Da ich mit den geistlichen Herren immer sehr vorsichtig umgehe, so schrieb ich gleich, nachdem ich dieß gelesen, an einen guten Freund im Etschland und bat um Aufklärung. Dieser aber antwortete fast gereizt, es sei nicht wahr, daß auf den Friedhöfen von Tirol, St. Peter und Lana keine Grabhügel, kein Gras und keine Blumen seien — Herr Noë und ich hatten also alles übersehen — vielmehr stehe der Friedhof zu Lana — um Michaeli vorigen Jahrs sah er aus, wie eine Sahara — jetzt im Mai wie eine Wiese voll Blumen. Wenn die Friedhöfe etwas vernachlässigt schienen, so liege die Ursache in der Indolenz der Leute, nicht im Befehl der Geistlichen. Man werde es aber dem Dichter zu gutehalten, wenn eine Druckseite mehr oder weniger erlogen sei. — — Nun weiß ich wirklich nicht, welcher Dichter gemeint

ist; das aber scheint mir klar, daß es jetzt für mich in meinem Standquartier zu München ebenso schwierig ist, die etschländische Friedhofsfrage zu erledigen, als die Frage über den Charakter der Alpbäcker, welche ich früher ebenso resultatlos besprochen. Muß also ein neuer Augenschein und neue Forschung abgewartet werden.

Von da ging ich durch das Knappenloch, an Schloß Tirol, das ich erst letztes Jahr wieder betrachtet hatte, vorbei auf die kleine, seltsame Pfarrkirche St. Peter zu, deren Friedhof, wie gesagt, ebenso öde, und dann den steilen Pfad hinunter zum Kirchner in Gratsch, alte Erinnerungen wieder aufzuwecken.

Da hatte ich ehedem öfter mit Mebold und seiner Frau, einmal auch mit dem hochverehrten Pius Zingerle, damals Professor am Gymnasium zu Meran, ein andermal mit Sulpice Boisserée ausgerastet, und die Kirchnerfamilie selbst war mir noch fest im Gedächtnisse geblieben. Eine der Töchter, die damals als Mädchen gelacht, fand sich auch noch vor, aber das Haus steht jetzt auf einer anderen Stelle, offenbar vor nicht langer Zeit neu aufgebaut, reinlicher als das alte, aber vielleicht nicht so gemüthlich. Die Tochter trug ein Seidel auf und wir setzten uns zusammen, um einiges zu plaudern. Es war mir wohl bekannt, daß seit jenen Tagen ein großes Unglück über die Familie gekommen und die Tochter begann auf mein Fragen auch alsbald die Geschichte zu erzählen. Am siebenten Juli 1850 Nachts ging nämlich ein Wolkenbruch nieder und zwischen ein und zwei Uhr kam im Gschloßbach eine nasse Muhr herab. Regen, Sturm und Donner verursachten einen solchen Lärm, daß man nichts anderes hören konnte. Plötzlich war die Muhr zur Stelle, ein fürchterlicher Wasserschwall, Schutt und Felsenstücke, halb so groß wie die Stube. In wenig Augenblicken war das Haus bei Seite geschoben und zertrümmert. Von den Haus-

genossen wurden zwölfe unter Schlamm und Steinen begraben, viere aber wieder lebend herausgezogen; achte blieben todt, darunter zwei Brüder, drei Schwestern, die Mutter und der Mutter Bruder. Ein Tischler, der auf der Stör war, mußte ihr Loos ebenfalls theilen, obgleich er nicht zur Familie gehörte. Ein Bruder wurde erst am dritten Tage todt gefunden. Alle die Geretteten und die Todten waren ganz blau gequetscht „wie ein Fürtuch.“ Letztere liegen jetzt auf dem Kirchhof von St. Peter ohne Kreuz und ohne Tafel. Der Vater war vorher schon gestorben.

Die Geretteten blieben etliche Zeit gelähmt und steif, bis sie im Ladiser Bade wieder den vollen Gebrauch ihrer Glieder erhielten. Uebrigens war „die ganze Güterschaft vermuhrt“ und man hatte lange zu thun, bis sie wieder ertragsfähig wurde. Wo das frühere Haus stand, stehen jetzt Reben. Zum Bau des jetzigen halfen die Nachbarn getreulich bei mit Hand- und Spanndiensten. Auch aus der Fremde kam einige Hilfe, denn unter den Traubengästen hatten die Kirchnerleute viele Freunde. Die Münchner sandten ebenfalls einen achtbaren Beitrag.

Um Gratsch herum, zwischen Algund und dem Kiechelberg duftet der Rosengarten der Sage, den einst König Laurin angelegt und nur mit einem goldenen Faden umzäunt hat. Wie die Geschichte weiter verlief, berichtet bekanntlich ein altes Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert, welches Professor J. V. Zingerle, ein geborner Meraner, 1850 in neudeutscher Uebersetzung, Dr. Gottlieb Putz, ebenfalls ein Meraner, 1868 in kürzerer, lieblich zu lesender Umdichtung herausgegeben hat. Auch der alte Dichter kann leicht ein Meraner gewesen sein.

Von Gratsch ging ich hinüber nach Vorst, betrachtete das alte Gemäuer der Burg wenigstens von außen und setzte mich dann im Bräuhausgarten zur Rast.

Hier an dem kühlen Felsenkeller unter den schattigen Bäumen verlebte ich vor einigen Jahren einen angenehmen Abend, da die Bauern von Algund, zwanzig Mann stark, die schönsten Epheben und die würdigsten Männer, alle in ihrer prächtigen Bauerntracht, eine Blechmusik vernehmen ließen, welche ihnen zur größten Ehre, uns aber zum reinsten Vergnügen gereichte. Da ich, wie bereits angegeben, der Ueberzeugung lebe, daß die Meraner Bauern eigentlich ein alter Gothenhaufe sind, welchen Dietrich von Bern als Italiens „Gemsenwacht" bis hieher vorgeschoben, daß ihre Ahnen dem Ulfila vielleicht bei seiner Bibelübersetzung geholfen und jedenfalls in der Rabenschlacht gekämpft haben, so kann man sich mein Erstaunen denken, als ich diese Amelungen mit Bombardon, Trombo und Hörnern die Quadrille aus Rigoletto und den Tom-Pouce-Walzer spielen hörte! Was werden wir noch erleben müssen!

Am andern Tage ging ich morgens über die Passer, betrachtete wieder einmal die schönen, von Epheu umrankten Ruinen des alten Schlosses Greifen, das einst die Planta aus Bünden bewohnt, und stieg dann hinauf nach Schenna. Diese Burg ist schon oben S. 254 kurz beschrieben nach einer Schilderung Lentners, die vor fünfundzwanzig Jahren im Morgenblatt erschien. Der Burghof ist jetzt mit Blumen und Rebenguirlanden anmuthig ausgeziert. Erzherzog Johann kam bei seinen Lebzeiten öfter hieher. Zur Feier seines Einzugs gab er als neuer Gutsherr im Jahre 1851 nach tirolischem Brauche sein „Hausnudelschießen" mit fürstlichem Aufwande. Dazu waren ein halb Dutzend Erzherzoge und alle guten Schützen in Tirol geladen. Es war ein herrliches Volksfest, von dem jetzt noch oft gesprochen wird.

Im Schlosse hat der Erzherzog eine Waffensammlung aufgestellt, auch verschiedene Bilder und Kunstwerke, welche das Land Tirol angehen. Zu großer Ueber-

raschung fand ich darunter ein Aquarellbild, das jenen Peter Maier, den Wirth von der Mahr, darstellt, von dem ich schon früher gesprochen. Also ist doch ein Porträt von ihm erhalten!

Es zeigt ein wohlgenährtes, treuherziges Wirthsgesicht unter schlichten grauen Haaren — einen Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Hab ihn lange betrachtet, den biedern Helden!

Als der Erzherzog am 11. Mai 1859 die müden Augen geschlossen hatte, wurde ihm hier oben vor seiner Burg ein Mausoleum errichtet, eine schlanke gothische Capelle auf mächtigen Untermauern, mit gemalten Fenstern reichlich ausgestattet. Der Grundbau ist aus hellgrauem Granit, der Oberbau aus blaßrothem Sandstein und die Bedachung aus violettem Schiefer. Hinter dem Altar führt eine Treppe in die Gruft hinunter, deren Gewölbe vier Granitsäulen tragen. Und hier ruht in steinernem Sarge Herzog Hannes oder Erzherzog Johann von Oesterreich, einst im Jahre Neun „der Sieger von Sacile,“ neununddreißig Jahre später „Reichsverweser von Deutschland,“ immerdar der Hausfreund von Tirol.

Diese Grabcapelle hat Professor Wappler in Wien gebaut.

Der Graf von Meran, der Sohn des Erzherzogs, kommt alle Jahre einmal auf ein paar Wochen nach Schenna. Sonst lebt er zu Graz in Steiermark. Er ist so eingewachsen in dieses Land seiner Heimath und seiner Jugend, daß er es bleibend nicht wohl mit Tirol und Graz, auch nicht mit Meran vertauschen wird.

Von der Höhe von Schenna gehen wir auf einem herrlichen Wege, der die prachtvolle Ansicht des Meraner Thales bietet, hinüber nach Gayen. Dieses Schloß steht auf einem freien Hügel am Eingang der Naif. Naif (nova) heißt der Bach oder auch der wilde, mit den größten

Felsblöcken überschüttete Thaleinschnitt, der hier rasch aufsteigend aus dem seligen Weinland zu den schauerlichen Wänden des Ifinger hinaufführt. Da heraus kam einst der Muhrbruch, der das römische Maja verschüttete. Neben dem verwitterten Bau aus den alten Tagen ist hier auf Schloß Gayen zur Zeit der Renaissance ein neuer Flügel entstanden, der leidlich erhalten wird und eine schön getäfelte Prunkstube in sich schließt. Jetzt wohnt hier ein Engländer, Mr. Grandstone, mit seiner Frau und einem Freunde. Der Freund ist ein Arzt, welcher alle Sonntage dem umliegenden Bauernvolke Audienz gibt. Er spendirt die Arzneien umsonst, genießt des größten Vertrauens und allseitigen Zulaufs.

Im altritterlichen Theil des Schlosses haust die Familie Innerhofer aus dem Meraner Bauernstande, ihrer neun Geschwister, lauter schöne Leute, lauter Gothen. Die eine Schwester, das liebliche Trinele, wird unter den Meraner Lauben eben so gerne gesehen, als hier oben im alten Schlosse. Sie soll einen reichen Schatz von Liedern in der Kehle tragen und die Zither meisterhaft schlagen, was hier selten vorkömmt. Doch habe ich ihre Talente zu bewundern noch nie Gelegenheit gehabt.

Hans Innerhofer, der jetzige Schloßherr und Burggraf, ist ein stattlicher junger und denkender Mann, der schon einmal, um seine Sprachkenntnisse zu erweitern, zehn Monate in Villa Franca zugebracht hat, dort wo einst die beiden Kaiser zusammengekommen. Im Jahre 1862 hat er selbst auf dem Schießen zu Frankfurt mitgeschossen. Jetzt ist er seit drei Jahren mit einem schlanken Weibchen aus dem Zillerthale verheirathet. Mit ihrem Jungfernnamen heißt sie Hellwart und ist wohl eine Verwandte meines alten Freundes, des Nußbaumseppels, der sich auch Hellwart schreibt.

Von Gayen wandeln wir hinüber nach Labers, was einst eine namhafte Veste war, nunmehr ein mo-

dernes, großes Haus ist, welches mit weißer aber schmutziger Fronte ins Thal hinunter schaut. Der Bau, wie er vor unsern Augen steht, stammt aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhundert und war damals elegant und prächtig angelegt — jetzt ist alles bäuerlichem Unflath verfallen.

Rametz, an dem wir nun vorbeikommen, ist schon von seinem früheren Herrn, Professor Flarer, in guten Stand gesetzt, vom jetzigen Besitzer, Herrn v. Boscarolli aus Bozen, aber noch verschönert und erweitert worden. Mittelalter und neue Zeit vereinend sieht es in seiner reinlichen Tünche und seinen grünen Jalousien recht wohnlich und behaglich aus. Aus den Fenstern hallte ein Wienerflügel und eine liebliche Stimme sang ein deutsches Lied dazu. Das war schwerlich die Stimme der Frau Gertraud oder Hildegard von Rametz, die vielleicht vor fünfhundert Jahren gelebt hat, aber doch eine sehr einnehmende, festhaltende Stimme, der ich im Schatten der Kestenbäume lange mit stillem Vergnügen lauschte.

Man hört zu Meran, daß Herr Friedrich v. Boscarolli ein mit reichen Erfahrungen ausgestatteter Landwirth sei, der auf vielfachen Reisen die Weinbereitung auch in Frankreich und am Rheine kennen gelernt habe. Der in dem letzten Jahre angelegte Keller sei einzig in seiner Art und der erste in Tirol. „Hier lagert," schreibt ein poetischer Freund, „in großen stolzen Eichenfässern der edle Rebensaft, unantastbar, wie ein Bannwald, und nur verehrten Gästen zu Liebe wird manchesmal der Bann gelöst, der am geheimnißvollen Spunde haftet. Nicht als junger Grünling, sondern als vollkommen herangereifte gediegenste Gabe des göttlichen Bacchus soll der edle, an den Rametzer Hügeln gezogene Tropfen in die Welt gehen." Einer von den großen Weinschmeckern zu Wien, der als solcher fast eine europäische

Berühmtheit ist, soll die Rametzer Weine den edelsten des Rheines gleichgestellt, als die Perle aber den Riesling von 1866 erklärt haben. — Das sind sehr leckere Notizen, doch weiß ich sie alle nur vom Hörensagen, denn ich selbst habe die Rametzer Weine nie verkostet.

Nicht weit von Rametz in der Tiefe liegt St. Valentin, eigentlich nichts als eine schöne Wiese und eine stille Kirche darin, links ein ansteigendes Rebengelände, rechts eine felsige, mit Büschen bewachsene Halde, aber über diesen idyllischen Anger ist ein so himmlischer Friede ergossen, daß noch jeder Wanderer davon befangen und bezaubert worden ist. Aus meiner literarischen Bekanntschaft hat die Gefühle, die uns hier beseligen, wohl am besten Staffler ausgedrückt, wenn er sagt: „So der müde Erdenpilger dem Labyrinth der argen Welt zu entfliehen und die verlorene Ruhe des Herzens wieder zu gewinnen sich sehnt, dann eile er hieher in das Thal St. Valentin, wo die Stürme schweigen und weiche Frühlingslüfte die heilige Stätte umwehen; dann eile er hieher in den Schooß der Einsamkeit, wo er nichts als die leisen Athemzüge des Friedens vernimmt, der ihn liebend wie ein Bote des Himmels umfängt und ungekannte süße Empfindungen in sein wundes Herz ausgießt.“

Ich bin noch nie, auch nicht auf kürzeste Zeit, in Meran gewesen, ohne nach St. Valentin zu gehen. Der Gang liegt mir fast mehr am Herzen, als jener nach Schloß Tirol oder nach Schenna. Auch braucht man sich nicht ins Gras zu legen, um jener seligen Gefühle theilhaftig zu werden, sondern oben am Eingang winkt ein alter Edelsitz, wo guter Wein und andere Erfrischungen bereit stehen. Es ist, als ob der Wein die Lethe, als ob alles vergessen wäre, was uns je im Labyrinth der argen Welt das Herz beschwert hat.

St. Valentin soll einst ein Bischof zu Passau gewesen, gegen Ende seiner Tage nach Maja gezogen und

hier ums Jahr 470 verschieden sein. Seine Jünger setzten ihn in dem Kirchlein bei, das er selbst gebaut. Bald war auch eine Wallfahrt entstanden und Venantius Fortunatus, Bischof von Poitou, seiner Zeit ein berühmter Wanderer, verrichtete schon im sechsten Jahrhundert seine Andacht an dem Grabe. Um 770 ließ Herzog Tassilo die Gebeine des Heiligen nach Passau bringen, wo sie noch verehrt werden.

Jetzt steht da zwischen Myrthen und Rosenbüschen eine neue zierliche Kirche romanischer Bauart. Ueber dem Altar zeigt sich ein schönes Frescobild, den Heiligen als Heidenbekehrer darstellend, von Eugen Blaas, dem jüngern; auf dem Altar steht ein schönes Oelbild von Ritschl in Wien. Links verewigt eine Tafel, daß Bischof Heinrich Hofstetter von Passau auf der Reise nach Rom hier am 2. September 1844 Messe gelesen; rechts erzählt eine andere, daß Anton Wenter, der Kirchenprobst, diesen Tempel 1853 habe errichten lassen.

Nicht weit von St. Valentin steht Schloß Neuberg, unter den Maiser Schlössern nach dieser Seite das letzte, welches auch den Namen Trautmannsdorf führt, weil es einst den Freiherrn dieses Namens als Lehen verliehen war. Es gilt dem Volke als der Ort, wo St. Valentin gestorben, und es wird da auch noch die Zelle gezeigt, die der Heilige bewohnt habe. Vor fünfundzwanzig Jahren war das Schloß fast verfallen; seit dieser Zeit aber hat es der Ritter von Leon an sich gebracht, wieder baulich hergestellt und mit Gemälden und anderen Kunstschätzen, mit Waffensammlungen, Alterthümern und dergleichen dermaßen ausgeziert, daß es unter denen des Meraner Landes als das reichste, vornehmste und seinem Inhalte nach als das sehenswürdigste erachtet wird. Wie allen bekannt, hat Kaiserin Elisabeth von Oesterreich mit ihrem Hofstaat dort den einen Winter zugebracht.

Nunmehr war es Abend geworden und so kehrte ich denn in die Stadt zurück. Noch einen Blick aber auf die tiefpoetische Burg, um die die Rosen blühen und die Cypressen stehen, einen Blick in den stillen Schloßhof von Rubein mit dem plätschernden Brunnen, wo der schöne Nußbaum säuselt und die Traubenschnüre so malerisch über die Wände ziehen. Liebliches Spiel der Lichter und der Schatten in diesem Hofe, dessen steinerne bleiche Treppen und Söller uns so märchenhaft ansehen! Dieser Burghof setzt mich immer in eine eigene danteske Stimmung von der feinsten mittelalterlichen Sorte. Hin und wieder kam es mir auch schon vor, als wenn er gar nicht historisch, gar nicht mit Fingern zu greifen wäre, sondern nur ein Phantasma aus dem Parcival oder dem Titurel. Es ist wunderbar, wie der alte Steinmetz oder Baumeister, dessen Namen niemand mehr kennt, diesen Einfang so verhext hat, daß sich kein vernünftiger Pilger mehr im Gleichgewicht halten kann, sondern einen ganzen Quirl von Traumbildern und Erinnerungen an die Kreuzzüge und die Hohenstaufen, an Walter von der Vogelweide, an den von Rubein, der auch ein Sänger gewesen, an Tancred, Ivanhoe, Richard Löwenherz und anderes hochromantisches Zeug herausbringt. Und am Ende ist doch alles nichts! — Wer bei Beda Weber und Staffler nachsieht, um welche Zeit diese Herrlichkeit erstanden, der findet sie über die Maßen schweigsam. Gewiß ist aber das jetzige Rubein erst unter Ferdinand und Philippine Welser und vielleicht noch später hergerichtet worden, also frühestens im sechzehnten Jahrhundert, als die tirolischen Edelherren lutherisch zu werden trachteten, als die neue Zeit bereits in rauschendem Anzug, vielmehr schon feierlich eingezogen war. Erst damals, nachdem sich der Geist der Menschen erneut hatte, entstanden diese feinen Bauwerke. Die Burgen aus den

eigentlichen Zeiten der ritterlich kirchlichen Romantik und bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sind die lustigste Satyre auf all unsere romantischen Einbildungen.

Abendlich in die Stadt zurückgekehrt, sprach ich bei Herrn Constantin von Gasteiger zu, einem alten lieben Freunde und ehemaligen Collegen, der in den untern Lauben Haus hält. Hier erwartet mich immer ein gut Glas Wein und andere leibliche Labsal. Der Hausherr ist so artig, mir, als erprobtem Urgast, die Honneurs von Meran zu machen und ladet mich immer zu Tische, so oft ich am Passerstrand erscheine, obgleich er nie nach München kommt, um meinen berühmten Keller zu versuchen. Wir reden dann von den guten alten Meraner Zeiten, das heißt nicht von den Zeiten König Heinrichs und der Margaretha Maultasch, sondern von den vierziger Jahren, wo wir beide noch um etliche Frühlinge jünger waren. Von dem Häuflein, das damals fröhlich hier beisammen war, sind wir fast die einzigen, die noch im rosigen Lichte wandeln. Um so lieber erinnern wir uns, wie es damals gewesen, da der Lentner noch lebte und der Stehwein florirte, und plaudern von den Ausfahrten nach Lebenberg und andern Lustbarkeiten vergangener Tage — harmlose Gespräche, die uns im Kleinen darthun, was die Weltgeschichte im Großen zeigt, nämlich die Vergänglichkeit der irdischen Dinge.

In den letzten Jahrzehnten hat sich Meran bekanntlich in einen Curort von Weltruf verwandelt. Es kann hier nicht Alles geschildert werden, was unter der Leitung von Männern wie Rutz, Pernwerth u. A. zum Besten der Gäste geschehen ist. Herrliche Promenaden umgeben die Stadt nach allen Seiten und für Zerstreuung wird reichlich gesorgt. Eine ehrende Erinnerung ist den um Tirol verdienten Männern in der Halle an der Winterpromenade gewidmet. Die herrlichen Volksschauspiele des Schriftstellers Carl Wolf, Darstellungen von bedeutendem historischen Werth, ziehen jeden Sommer ungezählte Gäste nach Meran.

XV.

Passeier.

1843.

Wer sich längere Zeit zu Meran aufhält, mag wohl auch einen Ausflug nach Passeier unternehmen, zur Heimath Andreas Hofers, des Sandwirths und Oberkommandanten von Tirol. Sie ist zu Fuß oder zu Pferde in drei bis vier Stunden zu erreichen. Man geht an der Zenoburg vorbei über Riffian nach Saltaus, einem Edelhofe, der jetzt Herrn J. V. Haller von Meran gehört. Im ersten Stocke findet sich ein getäfelter, vortrefflich restaurirter Saal. Der Hof ist zum Wirthshaus eingerichtet und der letzte Ort, wo auf dieser Seite die Rebe gezogen wird. Nachher gestaltet sich der Pfad sehr schmucklos. Die wilde Passer strömt im engen Thale; rechts und links sind steile Berge, auf welchen spärliche Ansiedlungen.

St. Martin, das erste Dorf, das uns begegnet, erfreut sich der Wallfahrt zum rosenfarben Blut, wohin Andreas Hofer laut seines letzten Briefes seinen Seelengottesdienst verordnete. Eine Viertelstunde weiter steht die Wirthschaft „am Sand," ein einfaches Haus nach

der Landesart, mit einer Laube versehen, mit Scheiben geschmückt und einem Schild, der eine Krone weist und die Namen: Andre von Hofer und Anna von Hofer geb. Ladurner. Neben dran steht ein hölzerner Schopfen, weiter draußen eine Capelle. Die Passer rauscht drohend vorbei — mächtige Steinwehren stellen sich ihrem Andrange entgegen. Ein Brunnen sprudelt vor dem Hause, etliche Bäume umsäuseln es.

Wir betreten die Schwelle, die Kellnerin kommt und bringt den Wein, fragt allenfalls auch gesprächsweise, ob wir „des Sandwirths Sachen" besehen wollen, und wir vertrauen uns ihrer Leitung.

Zuvörderst führt sie uns ins Gemach, wo er und seine Frau geschlafen haben. Die Bettstellen sind noch dieselben. An der Wand hängt das Bleistiftporträt seiner schönen Tochter, die ledigen Standes als Fräulein gestorben. Dort ist ferner ein Facsimile des bekannten Briefs, den er vor seinem Tode von Mantua aus an den Herrn v. Pichler schrieb. „Ade mein schnede Welt," sagt der Sandwirth da, „so leicht khomt mir das sterben vor das mir nit die Augen naß werden." — Es ist eine gewöhnliche Bauernhandschrift ohne Zittern und ohne Correctur, ruhig und fest, wie er selbst war in der letzten Stunde seines Lebens. Das Original dieses Briefs soll jetzt im Museum zu Innsbruck liegen.

Dann läßt man sich auch Hofers Gewand zeigen, sein grünes „Hemd," das ist seine Joppe, seine Hosen und seine Hosenträger, seine Sporen und seinen Hut mit den gestickten Worten: Andre Hofer, Oberkommandant von Tirol — ein Werk der englischen Fräulein zu Meran; seinen Gürtel, der die Anfangsbuchstaben der nämlichen Worte zeigt. Dieses Gewand hat der Schwiegersohn des Sandwirths bei der Huldigung auf Schloß Tirol im Jahre 1838 zum letztenmale öffentlich getragen. Sonst hat man immer große Sorge, es vor den Eng-

ländern zu hüten, welche verschiedene Summen dafür geboten, auch verstohlener Weise schon manchen Fleck weggeschnitten haben, gleichwie sie in Italien und Griechenland von den Bildsäulen die abgeschlagenen Nasen als Andenken mitzunehmen pflegen.

Und nun öffnen wir auch das rothe, in Saffian gebundene „Gedenkbuch," welches, laut des Titelblattes, der Familie Hofer durch das theilnehmende Wohlwollen des k. k. Obersten im Infanterie-Regimente Großherzog von Baden, Grafen v. Wimpfen, gewidmet worden ist. Man sagt, dieser elegante Denkstein sei von dem Widmer aus Paris verschrieben worden. Eine kurze Schilderung von des Sandwirths Leben und Thaten geht voran. Dieser hat Erzherzog Johann am 30. Jänner 1825 die Worte nachgesetzt:

„Vorstehende Schilderung ist die beste, welche über diesen treuen, edlen Mann voll Einfalt, Redlichkeit und seltener Uneigennützigkeit gemacht wurde. Er war der, welcher sein biederes Land so schön vertrat — er war der Blutzeuge von Tirol." — Es ist nicht zu verwundern, daß das Gedenkbuch fleißig benützt wird, um schöne Gedanken abzusetzen. Ich habe es lange durchblättert, gleichwohl nicht viel gefunden, was mich ansprach. Sehr zahlreich kommen darin die Engländer vor und die Tiroler Studenten. Einer von letztern gab als seine Gedanken an dieser Stelle Folgendes:

Ganz nahe an der Passer Strand
Ich Hofers kleines Häuschen fand.
Wohl, dacht' ich mir, du großer Held,
Dich nennet schier die ganze Welt —
Doch leb' ich lieber ungenannt,
Als wie gestorben weltbekannt.

Ein Engländer, Robert Milman, schrieb folgende Verse ein, vielleicht die besten, die darinnen zu finden:

Stranger, spare the idle sigh —
For the stream gushing by
And the wild wind rushing nigh
And the free and noble eye
Of those for whom thou didst die,
Make thy fittest elegy,
Purest son of liberty!

Weiter lesend bemerkte ich aber auch eine bedeutende Verwüstung in dem Gedenkbuch. Mehrere Blätter waren herausgeschnitten und so die Einträge mehrerer Wochen verloren. Maidele erzählte auf Befragen, das sei eine trübselige Geschichte; da sei vor kurzem ein junger Mensch über Nacht geblieben und andern Tages, als er wieder fortgezogen, habe sich in dem Buche ein Gedicht gefunden, ein schönes Gedicht, das den Leuten, die darnach gekommen, sehr gefallen habe. Andere hätten dann noch allerlei eingeschrieben, was zu dem Gedicht gepaßt, aber eines Tages sei ein vornehmer Herr eingekehrt, habe den Landrichter rufen und Alles herausschneiden lassen. Ich fragte neugierig nach dem Inhalt des Gedichts. Maidele wollte anfangs nichts davon wissen, aber allmählich gestand sie, sie habe auch ihre Freude daran gehabt und es vom oftmaligen Lesen im Kopfe behalten. Nach längerem Zureden gab sie mir dann folgende Verse an:

Eh' du zum Tod in Mantua gegangen,
Da schriebst du: Lebe wohl, du schnöde Welt!
So wenig ist mein Herz an dir gehangen,
Daß mir für dich jetzt selbst die Thräne fehlt!
Hast du geahnt, was spätere Tage brachten?
Wie fromm dein Hoffen und wie falsch die Welt,
Wie deine Thaten sie zu nichte machten
Und deinen Wünschen die Erfüllung fehlt?

Sie nennen dich der Freiheit kühnen Helden
Und singen viel von deiner Siege Ruhm —
Was weiß dein Volk von diesem Sieg zu melden?
O sieh dich nicht nach seinen Früchten um! —
Sie preisen dich ob deiner ächten Treue,
Mit der du starbst, wie du in ihr gelebt.
Was thaten sie, damit dein Volk sich freue
Des schönen Zieles, dem du nachgestrebt?
Sie haben dir ein Wappen angehangen,
Ein stolzes Von dem Namen beigefügt.
Der Freibrief, den dein Thun und Tod verlangen,
Sag', alter Hofer, sag', wo der jetzt liegt?
Sie haben zu den Fürsten dich begraben,
Du darfst dereinst mit Fürsten auferstehn.
Sie wollen todt dich noch im Auge haben,
Dein Volk nicht, nur die Fürsten sollst du sehn —

Ja wohl, Ade du falsche Welt, du schnöde!
Schlaf fest, Andreas, hörst, sie lachen ja,
Sie schelten dich einfältig jetzt und blöde;
Dein Volk vergißt, was es einst that und sah —

Du bist kein Held, hast keinen spielen wollen,
Doch du warst fromm und warst dir selbst getreu.
Das ist's, woran die Deinen denken sollen —
Und dann, Tirol, wirst du vielleicht einst frei.

Später erst hörte ich etwas mehr von dieser trübseligen Geschichte. Das Gedicht stand, vielfach bestaunt, längere Zeit in dem Gedenkbuche, bis der Herr Finanzrath * von Brixen des Weges kam und im Sandwirthshause zukehrte. Er hatte auch sein sechzehnjähriges Töchterchen bei sich, welches als gebildete Tirolerin das Gedenkbuch aufschlug und emsig zu lesen anfing. Mitten drinnen rief sie bewundernd aus: „Ach Papa,

da lies einmal, was das für ein schönes Gedicht ist?" Der Herr Vater, der sinnend über dem Weinglase gesessen, nimmt das Buch zur Hand, liest und verliert fast seine ganze Seelenruhe darüber. Das Töchterchen sieht mit Befremden seine Aufregung, hört, wie er nach dem Landrichter schickt, wie sie beide die gewichtigsten Worte wechseln, dann mit rauher Scheere die schlimmen Blätter herausschneiden und diese mit einem Eilboten nach Innsbruck senden. Der Vater freute sich der erfüllten Pflicht, das Töchterchen aber bedauerte noch lange, ihr Vergnügen nicht bei sich behalten zu haben.

Der jetzige Wirth am Sand ist Andreas Erb, der in erster Ehe mit einer Tochter Hofers vermählt war. Sie starb vor wenigen Jahren. Des Sandwirths Enkel, Andreas v. Hofer, ist im Jahre 1838 mit dem Hofe belehnt worden, den Kaiser Ferdinand angekauft und als landesfürstliches Lehen erklärt hatte. Andreas Erb sitzt jetzt als Pächter darauf.

Ueber den Nachruhm Hofers nur wenige Worte. Was er als volksthümlicher Heros zu seiner Zeit, als gefeierter Blutzeuge in den Befreiungskriegen gegolten, ist bekannt. Ihn in jener Glorie aufzufassen, will aber den Tirolern der Gegenwart nur schwer gelingen, schwerer noch den Landleuten, als den Gebildeten. Die Stunden der Begeisterung sind vergangen — man berechnet jetzt nur die Erfolge. Dieser wegen glaubt man nicht, daß man ihm etwas zu danken habe. So vergißt man gerne „von seinen Tugenden zu reden, von seinem christgläubigen Sterbemuth, von vielem Guten, das an ihm war," von jener Milde, setzen wir hinzu, die er gegen die Feinde pflog, von seiner Menschlichkeit im wüthenden Volkskriege, von seiner Redlichkeit und seiner Treue. Man hebt mehr den Sandwirth hervor, der vor Schulden sich nicht mehr anders zu helfen wußte, als eine Rebellion zu machen, der fromm und einfältig nicht bedachte,

was er that, der nie einem Rufe hätte folgen sollen, dem er nicht gewachsen war. Solche Ansichten sind verschiedener Fassungen fähig; wir wollen aber keines von den vielen bittern Worten wiederholen, die wir mitunter hörten, wenn seines Namens gedacht wurde. Die Bewunderung jenes großen Jahres, die wir Andern etwa in deutschen Schriften eingesogen, die ist im Lande selbst nur schwer zu retten vor der kühlen Anschauung der Söhne jener Freiheitskämpfer.

Ueber den Verrath, der an dem treuen Helden verübt worden, waren die Stimmen noch manches Jahr nach seinem Tode sehr getheilt. Daß ihn ein Passeierer, Namens Josef Raffel, auf seiner Alpenhütte ausgespürt und dann die Fanzosen hinaufgeführt — dieß steht fest. Früher galt, zunächst nach Hormayrs Zeugniß, der Priester Donay, als der Anstifter des Verrathes; allein diese Anschuldigung ist längst widerlegt. Die Lebensbeschreibung, die dem Hofer-Album im Sandwirthshause vorgesetzt ist, behauptet, jener Raffel sei „im Zustande der Trunkenheit — wolle Gott — unfreiwilliger Verräther" geworden. Wirklich soll er im Wirthshause sich vergessen und ausgeplaudert haben, daß er den Zufluchtsort des überall gesuchten Oberkommandanten wisse. Der damalige Landrichter von Passeier habe ihm dann zugeredet, diese Kunde bei sich zu behalten — doch sei die Sache ruchbar und Raffel vermocht worden, den Zug in die Alpenhütte hinauf zu führen. Später erhielt er einen kleinen Dienst bei der Mauth zu München — wie er geendet, ist mir nicht bekannt.

Die Geschichte, wie Andreas Hofer verrathen und gefangen wurde ist meines Wissens zuerst von Staffler (II. 2. 720) ganz klar und verlässig dargestellt worden. Ihm folgen ohne Abweichung Beda Weber und Dr. Rapp. Nach dieser Quelle ist Josef Raffel allerdings nicht im Zustande der Trunkenheit unfreiwilliger Ver-

räther geworden, sondern ganz absichtlich und wohlbedacht zu Werke gegangen.

Ueber Hofers Familie verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Hundegger, Anwalts zu Meran, die folgenden Mittheilungen:

Die Hofer vom Sand sollen vor Zeiten aus der Schweiz eingewandert sein — nach Staffler wäre ihr Ursitz in Magfeld, Gemeinde Platt, in Passeier, gewesen — thaten sich aber in Tirol sehr bald hervor und erhielten vom Haus Oesterreich als Belohnung ihrer Unterthanentreue schon 1671 einen Wappenbrief. — Andreas Hofer hatte nur einen Sohn, aber vier Töchter. Die jüngste derselben, Anna, starb als Braut eines österreichischen Majors, die anderen drei heiratheten ehrsame Nachbarsleute in Passeier, sind aber sammt ihren Männern längst gestorben. Die älteste, Maria, war die Gattin des Andreas Erb und von ihr lebt daselbst noch eine Tochter, Rosa. Die andere, die mit einem Landmanne, namens Holzknecht, verheirathet war, hinterließ einen einzigen Sohn, den Herrn Andrä Holzknecht, Inhaber des Dienstmann-Instituts in Meran, der seinem Großvater sehr ähnlich sieht. Die dritte, Gertrud, nahm Johann Haller zur Ehe und erzielte mit ihm einen Sohn und eine Tochter, welche noch am Leben sind.

Johann Hofer, der einzige Sohn, sollte im Kloster Heiligenkreuz (zum Geistlichen?) erzogen worden, heirathete aber Clara Waikmann, die Tochter eines dortigen Wirthes, und erhielt als Versorgung einen Tabakverlag zu Wien. Er hatte jedoch eine zahlreiche Familie zu ernähren, war sehr wohlthätig und seinen Landsleuten immer gefällig, so daß er am 15. April 1855, sechzig Jahre alt, ohne Vermögen aus dieser Welt schied. Aus seiner Ehe waren fünfzehn Kinder hervorgegangen, von denen aber nur sieben zu reiferen Jahren kamen. Sein ältester Sohn, Josef, fiel als Lieutenant bei den Kaiserjägern am 8. April 1848 in der Schlacht bei Goito. Sein Leichnam wurde auf den Wunsch des Tiroler Landtages 1850 in der Innsbrucker Hofkirche gegenüber dem Großvater feierlich beigesetzt. Der jüngere Bruder, Johann, Cadet im gleichen Regimente, kämpfte ebenfalls bei

Goito, wurde gefangen und von König Victor Emanuel aufgefordert, als Oberlieutenant in seine Dienste zu treten, gab aber, wie seiner Zeit der Sandwirth in ähnlichem Falle, die Antwort: „Ein Hofer kann nur Oesterreich dienen.“ Er blieb noch länger als Officier im Heere, starb aber 1869 im Civilstande. Ein dritter Bruder, Ferdinand, fiel als neunzehnjähriger Lieutenant in der Schlacht bei Magenta. Sohin sind noch vier Enkel am Leben, zwei weibliche, deren eine, Adele, noch unverheirathet, deren andere, Caroline, mit Alexander Ritter von Seifried, im Handelsministerium zu Wien, verehelicht ist — und zwei männliche. Der jüngere, Andreas Edler von Hofer, 36 Jahre alt, lebt jetzt als Notar zu Amstätten in Niederösterreich. Auch seine Gesichtszüge gleichen denen des Großvaters. Er ist der Lehensträger des Sandhofs in Passeier und wurde als solcher von dem adeligen Großgrundbesitze Tirols in den Landtag gewählt. Er focht in den Feldzügen von 1848, 1859 und 1866, in letzterem als Hauptmann in Tirol. — Andreas Hofers Wittwe, eine geborne Algunderin, hatte den allodialen Sandhof den Kindern ihres Schwiegersohnes und langjährigen Pächters, Andreas Erb, vermacht, da ihr Sohn Johann ohnehin sein Auskommen habe. Diesen Kindern kaufte nun der Kaiser das Anwesen um 18,000 fl. ab, erhob es zum Reichslehen nnd belehnte damit Johanns jüngsten Sohn, den damals vierjährigen Andreas. Kaiser Ferdinand nahm 1838 auf Schloß Tirol in eigener Person die Feierlichkeit der Belehnung vor, bei welcher Andreas Erb seinen Neffen, den Vasallen, vertrat. — Der ältere Enkel, Karl Franz Josef Edler von Hofer, Beamter im Reichsfinanzarchiv zu Wien, Ritter des Franz-Josefs-Ordens, Ehrenbürger verschiedener Gemeinden in Tirol, jetzt 47 Jahre alt, hat 1848 und 1849 als Freiwilliger in Tirol gefochten. Seine Gattin, Margarethe, 1832 zu Oxford geboren, ist aus der schottischen Familie Hepburn-Campbell entsprungen. Diese Ehe ist zur Zeit mit sieben noch minderjährigen Kindern gesegnet.

Hofers Sandhof in Passeier, wie das kaiserliche Lehen amtlich heißt, wurde 1868 auf zehn Jahre für jährlich 500 fl. an

die Eheleute Franz und Antonie Holzknecht verpachtet. Sie übernahmen dabei die Verpflichtung, das Wirthsgeschäft wie bisher fortzuführen und für Erhaltung der Gewandstücke und der andern Reliquien Hofers Sorge zu tragen. Sollte bei Auflösung des Pachtes der Rock, die Hose, das Leibel, der Hut nicht mehr vorhanden sein, so wäre eine Conventionalstrafe von je 100 fl. verfallen.

Gehen wir vom Sandwirthshause weiter, so erreichen wir bald St. Leonhard, den Hauptort des Thales und Sitz des Landgerichts — ein hübsches baumreiches Dorf mit vielen steinernen Häusern, von der Passer durchrauscht. Im Winkel des Thales, wo der vielbetretene Weg über den Jaufen anhebt, steht die stolze Jaufenburg, aus deren Fenstern man in die von Lebenberg bei Meran sieht. Mehr als vierhundert Jahre lang war sie als Lehen den Fuchsen von Fuchsberg übertragen, welche zu Lebenberg saßen; jetzt wohnt ein Bauer darin. Zur linken Seite, der Passer nach, gelangt man in die innern Schlünde des Thales, die auf den Timbels führen, von welchem man ins Oetzthal niedersteigt.

Um die beiden Dörfer her, um St. Leonhard nämlich und St. Martin, sieht man auf den Halden noch mehrere Höfe, die ansehnlicher sind als gemeine Bauernhäuser, ja mitunter sogar wehrhaft und streitbar wie kleine Bergvesten. Dieß sind die Schildhöfe von Passeier, ursprünglich eilf an der Zahl. Sie waren sämmtlich landesfürstliche Lehen, mit manchen Freiheiten begabt, wofür der jeweilige Lehensträger bei den alten Grafen zum zeitenweisen Hofdienst auf Schloß Tirol verpflichtet war. Jetzt sind die Höfe alle von gewöhnlichen Bauern eingenommen — zur Erinnerung an den alten Stand erschienen aber die ehrsamen Mannen nach langem Laufe der Zeiten wieder zum Hofdienst und zur Burgwache auf Schloß Tirol im Jahre 1838, an jenem Tage, als der Kaiser Ferdinand in der alten Veste den Enkel des

Sandwirths belehnte. Auch im Jahre 1893 versahen die Bauern diesen Ehrendienst wieder.

Beim Stroblwirth zu St. Leonhard ist ungefähr die beste Einkehr. Der Wirth, als der Sohn des Johann Holzknecht, welcher der innigste Vertraute des Sandwirths und im Jahre Neun, so zu sagen, dessen Kanzler und erster Minister war, erinnert sich noch an manches Merkwürdige aus jener Zeit. Oben in dem Schlafzimmer, das uns angewiesen worden, fanden wir ein älteres Bild, ein lebendiges Schlachtengemälde, eine riesige Eiche darstellend, in deren Aesten Hermann Balkhe, der deutsche Ordensmeister, ein hölzernes Castell erbaut hatte, welches von den heidnischen Preußen belagert, von den deutschen Rittern vertheidigt wird. Auf derselben Stelle, wo die Eiche gestanden, soll nach beigeschriebenem Texte die Stadt gegründet worden sein, die noch jetzt den Namen Doorn (Thorn) führt. Das Bild ist voll naiver Einzelheiten, voll deutscher Herren, die in ihren weißen schwarzbekreuzten Kriegsmänteln, wie schmetternde Waldvögelein auf den Zweigen der Eiche sitzen und mit Schwert und Streitaxt, Pfeil und Speer die anklimmenden Heiden abwehren. Das seltsame Gemälde, das uns aus dem Burggrafenamte, aus dem sonnigen Gau an der Etsch, von der Wiege des tirolischen Freiheitshelden hinweg führte in das nebelige Moor- und Waldland an der mitternächtigen Bernsteinküste, dieses Bild hing, wie man uns sagte, früher im Pfarrhofe und der Pfarrhof gehört seit vielen Jahrhunderten dem deutschen Orden, der zumal auch in der Gegend von Bozen reiche Güter hat.

Die Passeierer nennen ihr Thal nicht ungerne ein „warmes Ort“ und in der That wird es von den Seitenthälern des deutschen Südtirols das mildeste sein. Die Vergleichung der Meereshöhe von Meran, welche zu 1000 Wiener Fuß anzunehmen ist, und jener von

St. Leonhard, welche wir zu 2068 aufgezeichnet finden, stellt gleichwohl heraus, daß man im Thale um mehr als tausend Fuß höher steht, als draußen am Lande, und eben so viel beträgt das Gefäll der Passer auf dem kurzen Laufe von vier Wegstunden. Der Mais kommt hier noch ganz gut fort und wenn er eingeerntet, wird auf demselben Felde Buchweizen gebaut. Schade nur, daß die fruchtbare Fläche so gering ist. Als gutes Obst gelten die Passeierer Kirschen, zu Meran die Bergkirschen genannt, klein, säuerlich und gesund, welche erst auf dem Markte erscheinen, wenn die Erstlinge der Meraner Trauben reif geworden sind.

Das Thal Passeier, als das nächste am Schloß Tirol, dessen Bewachung seinen Mannen zustand, die nebenbei auch zu den nächsten Kämmerern der Gräfin Margaretha und ihrer Nachfolger ernannt waren, es wurde von jeher gewissermaßen als das fürnehmste des Landes angesehen und genoß in früheren Tagen mancherlei würdige Freiheiten. Der herrliche Clan der Passeierer, wie ihn Hormayr nennt, hat auch zu allen Zeiten diesem Ansehen zu entsprechen gewußt. Wenn in der Nachbarschaft Unruhe war, wie 1762 im Burggrafenamt, hielten sich diese Thälerer an Gesetz und Ordnung; wenn aber zum heiligen Kriege aufgerufen, wie 1703 und 1809, waren sie heldenmüthig vor allen. Augenzeugen aus letzterem Jahre rühmen ihnen jetzt noch gerne nach, daß sie das Waffenhandwerk nie mißbrauchten, sondern mitten in der Wuth des Bruderkrieges schonend blieben und menschlich. So erzählt auch der bayerische General Bauer von ihrer ruhigen Ergebenheit in den Tod, und es sei kein Beispiel, daß von mehreren, die nach dem Ausspruche des Kriegsgerichtes hingerichtet wurden, einer anders gestorben sei, als mit der größten Standhaftigkeit. — Jetzt in der Friedenszeit zeigen sie sich fromm, andachtslustig, ruhig und ergeben, eher ernst

als heiter, dem alten Herkommen unverbrüchlich treu, ein mildes stilles Völklein, leicht zu lenken durch seine Priester und seine Beamten, wenn es ihnen Vertrauen schenkt. Ihr Vortrag ist singend und weich — ein Ton, in dem auch der Sandwirth redete — was indessen mit einer derben, alpenhaften Ausdrucksweise nicht unvereinbar ist. Man hat die Passeierer immer im Verdacht gehabt, als lebe in ihnen noch eine geheime, sonst unter den Bauern ausgestorbene Erinnerung an die alten Landesfreiheiten, eine überlieferte Kenntniß hergebrachter und vor langen Zeiten verbriefter Gerechtsame, eine volksthümliche Wissenschaft vom alttirolischen Staatsrechte, aber das ist in der Gegenwart wohl eine grundlose Einbildung. Doch hörte ich eines Tages eine witzige Dichtung lesen, „der Jahrmarkt zu Imst,“ worin alle deutschtirolischen Thalschaften, jede mit ihrem Dialekte, auftreten. Dabei ist insbesondere der Passeierer nicht vergessen. Das Stück spielt im Spätjahre 1830, wo Europa unruhig war, und der Dichter läßt die wohlunterrichteten Innsbrucker behaupten, die Kaiserjäger müßten nach Wälschland marschiren, was eigentlich gegen die tirolischen Freiheiten, da jene nur im Lande dienen sollten. Da haucht nun der Poet dem Passeierer folgende Worte ein:

Die Jager aus dem Lande ze thien —
Das möchte gegen unsre Rechte gien?

worauf denn freilich der loyale Höttinger, aus der Vorstadt von Innsbruck, nichts anders entgegnet, als:

Du Dott'l, was red'st jetzt da daher!
Da wird man g'wiß enk Passeirer fragen —
Gegen unsre Rechte ging noch mehr;
Geh' nunter zum Kaiser und thu di beklagen!

„Der Jahrmarkt zu Imst“ und viele andere „Gedichte im Tiroler Dialecte,“ die früher handschriftlich umliefen, sind 1854

bei Felician Rauch in Innsbruck gedruckt herausgekommen. Der Verfasser ist Herr Karl Luttarotti, der in hohem Alter zu Imst verstorben ist. Die Sammlung enthält manche sehr gelungene Stücke, allein wer nicht die Ehre hat, ein Tiroler zu sein, wird die Sprache nur schwer verstehen, zumal da auch die Schreibung der Dialecte viel zu wünschen läßt. Doch soll eine neue Auflage in Vorbereitung sein.

Indessen, wie gesagt, die Passeierer haben jene heikle Wissenschaft nunmehr auch den „bessern Leuten" überlassen und leben von dem dürftigen Ertrag ihrer engen Feldungen, verarmen aber immer mehr und nehmen auch alle Jahre ab an Seelenzahl. Die Noth drängt sie zu auswärtigem Erwerbe; viele gehen als Krachsenträger über den Jaufen und bringen das Meraner Obst und die Kiechelberger Trauben auf den Markt zu München. Andere sind dem Viehhandel ergeben und treiben sich speculirend in Wälschtirol herum. Einen jungen bildschönen Sohn des Thales traf ich einst in den Gassen von München und erhielt auf die Frage, was er da zu thun habe, die bescheidene Antwort: Modell stehen bei den Malern! Die schöne Gestalt der Passeierer darf auch wirklich nicht unerwähnt bleiben und hat noch die Anerkennung aller Reisenden gefunden. Ihre Tracht gleicht in den Hauptzügen jener der Bauern um Meran, doch fehlen die farbigen Aufschläge und die rothe Weste vertritt ein breiter, braunlederner, zierlich ausgeschnittener Hosenträger. Die üblichen Wollhauben der Weiber sind hier kürbisförmig. Auf Reinlichkeit in den Häusern legen die Passeierer noch weniger Werth, als ihre Nachbarn an der Etsch. Auch die Wäsche ist bei diesen armen Hirten sehr schlecht bestellt. Wer ein ganzes Hemd aus guter Leinwand besitzt, gilt schon für reich.

Im Jahre 1852 erschien „das Thal Passeier" von Beda Weber, dessen zweiter Theil eine Biographie Andreas Hofers ist.

Diese Monographie von 530 Seiten weiß selbstverständlich ungleich mehr über das Thal zu berichten, als hier Raum finden kann. Wir wollen daher nur einige Ergänzungen herausheben.

Die schönsten Zeiten der Passeierer gingen eigentlich schon im vierzehnten Jahrhundert zu Ende. Bis dahin war der Jaufen die benützteste Verbindung zwischen den beiden Landeshälften und die Passeierer zogen aus der Säumerei, die sie allein besorgten, einen reichen Gewinn, der aber plötzlich versiegte, als unter König Heinrich der Kuntersweg am Eisack eröffnet worden war. Bald darauf verlegten die Herzoge aus Oesterreich ihren Sitz von Meran nach Innsbruck und damit hörten auch die Dienste auf, welche die Schildhöfe dem Landesherrn zu leisten hatten, und ebenso die Vortheile, welche die Fürstennähe gewährte.

Im Jahre 1390 erhielten die Fuchse, die zu Lebenberg saßen, das Gericht Passeier mit der Jaufenburg zum Pfand. Auch die Fuchse führten ein lustiges Leben, wie der Tiroler Adel, so weit er's bestreiten konnte, dazumal insgesammt that. Namentlich im siebzehnten Jahrhundert, als die Reformation glücklich überstanden war, ging es hoch her auf der Jaufenburg. Sie war im Sommer immer voll von edlen Gästen, welche dort schlemmten und praßten nach Herzenslust. Wenn da die Gesundheit der Herrschaften getrunken wurde, gaben sie mit der Fahne vom Thurm ein Zeichen für Lebenberg, damit die guten Freunde dort zu gleicher Zeit die gefüllten Humpen leeren konnten. Aber noch im selben Jahrhundert endigte diese Ueppigkeit in großer Verschuldung und im Jahre 1745 mußten die Grafen Fuchs die Pfandschaft ganz aufgeben.

Was das Klima betrifft, so herrscht im Thale große Feuchtigkeit, die auch die Wohngebäude durchdringt und viele Krankheiten erzeugt. Ihr wird selbst die Zartheit der Körperformen bei Mann und Weib zugeschrieben.

Frühling und Herbst werden mitunter fürchterliche Jahreszeiten. Von allen Bergen Wassergüsse, abrollende Steine, Bergbrüche, oft mit ganzen Waldstrecken, der Verkehr von einer Seite zur andern nicht selten Tage lang gehemmt. Die ganze Thalsohle ist dann in der Gewalt der Passer, die alle Schranken

wegreißt, alle Wege und Brücken verschlingt, mit einem Getöse, das dem Rollen des Donners gleicht und zur Nachtzeit schrecklich ist.

Beda Weber schreibt den Passeierern viel Gemüth und bildsame, weiche Herzen zu. Vorherrschend sei der Trieb, in die weite Welt zu wandern, der Grund ihrer Vorliebe für allerlei Gattung von Handelschaft, sowie für nahe und ferne Wallfahrten. Viele betteln sich mehreremale im Leben bis nach Maria Einsiedeln durch. Manche machen aus dem Wallfahren ihren eigentlichen Beruf und nähren sich davon, indem sie sich von andern, welche daran gehindert sind, bezahlen lassen. Wegen der allgemein verbreiteten Gutmüthigkeit ist Passeier das gelobte Land der Bettler. Auch für Kirchenschmuck, Seelenmessen u. dgl. wird der letzte Pfennig aufgewendet. Die schönen Meraner Mädchen, welche uneheliche Kinder geboren, bringen diese gewöhnlich nach Passeier, wo sie für dreißig Gulden des Jahres schlecht und recht, aber mit großer Liebe auferzogen werden, so daß sie blühend wieder herauskommen. Die ehelichen Verhältnisse sind mit geringen Ausnahmen musterhaft.

Beda Weber erzählt auch von allerlei alterthümlichen Sitten der Passeierer, so z. B. von dem Ehehaftstaiding, dessen Beschreibung aber mit wenigen Worten nicht zu geben ist. Jungen Brautleuten wird Haberfeld getrieben und zwar nicht einmal, sondern gleich vierzehn Tage lang nach einander bis zur Hochzeit. Am Ehrentage selbst dauert das Mahl von zehn Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends. Der Geistliche muß auch dabei sein, kommt aber nur unter der Bedingung, daß nicht getanzt werde. Beda Weber sagt selbst: „Man kann sich nichts Traurigeres denken, als ein Passeierer Brautmahl. Wer bisher ganz gegen den Tanz eingenommen war, kann beim Anblick eines solchen Festessens für ihn eingenommen werden. Ich glaube, er wäre eine wahre Wohlthat für Leib und Seele.“ Früher war übrigens der Tanz im Thale äußerst beliebt.

Viele Ansiedelungen haben eine ungemein steile Lage, so daß nach dem Sprichwort selbst die Katzen und die Geier „der-

scheipen." Dieses Unglück trifft aber auch oft die Menschen, namentlich bei der Heuarbeit. Die Redlichkeit der Passeierer Viehhändler wird sonst nicht besonders hervorgehoben, aber Beda Weber läßt ihnen auch in diesem Stücke alle Ehre. „Oft zieht ein armer Passeierer, sagt er, der für nichts gut stehen kann, mit fünfzehn Paar Ochsen aus Algund, Marling und Obermais, deren jedes 300 Gulden unter Brüdern werth ist, nach Verona, Vicenza, Padua, ohne der italienischen Sprache kundig zu sein, auf Märkte, wo ein gewandter Geist nothwendig ist, um seines Vortheils wahrzunehmen. Fälle, wo der Vertrauensmann mit seinen 4500 Gulden ausblieb, sind unerhört, gewiß ein Zeugniß für unser Land, das wir nicht hoch genug anschlagen können in einer Zeit, wo so oft das schönste Vertrauen getäuscht wird."

Der kostbarste Luxusartikel der Passeierer ist der Tabak. Dafür geben sie jährlich 5000—6000 Gulden aus. Die Meßstipendien, die im Thale nicht gelesen und daher in die Ferne versendet werden, betragen jährlich gewiß auch 2000 Gulden.

Unter den hervorragenden Passeierern ist nach Andreas Hofer zunächst Josef Ennemoser zu nennen, welcher 1787 zu Schönau am Fuße des Timbels geboren wurde. Wie Jakob Philipp Fallmerayer hat auch er mehrere Jahre das Vieh gehütet und dann seine Jugend in Noth und Armuth zugebracht. Im Jahre Neun war er Hofers Geheimschreiber, im Jahre Dreizehn Lützowscher Jäger, später Professor zu Bonn. Im Jahre Achtundvierzig ging er nach Innsbruck, nahm aber dann seinen Wohnsitz zu München und starb 1854 zu Egern am Tegernsee. Sein interessanter Lebensgang, wie er ihn selbst beschrieben, ist in Beda Webers Buche zu lesen.

Auch in Betreff der Sagen und der Lieder müssen wir, um zu Ende zu kommen, auf jenes Buch verweisen. Unter den Liedern sind viele Schnaderhüpfel, die man in Passeier Stichreime nennt.

Passeier war übrigens in frühesten Zeiten ein Gut der Welfen und kam dann von diesen an die Hohenstaufen. In

dem Vertrag, welchen Elisabeth, Wittwe König Konrads und Gemahlin Grafen Meinhards von Tirol, am 15. November 1266 zu Innsbruck mit ihrem Sohne, Conradin, König von Sicilien, wegen ihres Heirathsgutes abschloß, überließ aber dieser ihr und ihrem Gemahl gegen Verzicht auf die Güter in Schwaben und Bayern seine Herrschaften in Tirol, namentlich was zwischen dem Vern und Kufstein lag, sowie Imst und Passeier.

XVI.

Ulten.

1843.

Wir wollen nun auch eine Fahrt ins Ultnerbad unternehmen. Hiefür ist nicht schwer, Gesellschaft zu finden, denn die Ultnerfreuden werden von den Meranern wenigstens einmal des Jahres gerne genossen. Die Frauen reiten auf Eseln aus, die Herren gehen nebenher. Kehrt man in Lebenberg ein, so erquickt Herr Kirchlechner mit seinen feurigen Weinen und der große Saal im Schlosse bietet eine herrliche Aussicht. Ein Thurm und eine Capelle sind noch aus alten Zeiten, das übrige weitläufige Bauwerk haben die Herren, später Grafen von Fuchs, hergestellt, welche die Burg von den alten Rittern von Lebenberg im fünfzehnten Jahrhundert erheiratheten und dann bis in das unsere herab besaßen.

Hier auf Schloß Lebenberg will ich auch meines seligen Freundes, Friedrich Lentner, gedenken. Dieser war 1814 zu München geboren, sollte eigentlich, wie sein Vater, Buchhändler werden, zog aber vor, als Maler und Dichter zu leben, kam als solcher 1843 nach Meran (auf dem Wege schrieb er jenes bedenkliche Gedicht ins Hofer-Album, welches oben erwähnt ist),

hielt auf Lebenberg am 10. November 1850 Hochzeit mit Fräulein Anna Waibel von Meran und starb in dieser Stadt am 23. April 1852, eine liebenswürdige, geistreiche, anregende Natur, lange Zeit die belebende Seele der Meraner Gesellschaft. Da Herr Karl Kirchlechner, „der Burggraf von Lebenberg,“ sein guter Freund war, so brachte er manchen schönen Tag auf der alten Veste zu und zierte sie dafür mit Bildern und Sinnsprüchen aus. Mehrere der letzteren, wie sie jetzt an den Wänden prangen, hat übrigens E. v. Lasaulx verfaßt, der damals seine Herbsttage auch auf Lebenberg zuzubringen pflegte und sich mit Lentner innig befreundet hatte. Dieser malte zu seiner Zeit auch sein Wohnstüblein aus, das noch jetzt das Lentnerstüblein heißt, und in einer größeren Stube stellte er eines alten Lebenbergers, des Degen Fuchs, Heldenthaten dar. Ferner legte er die Chronik von Lebenberg an, welche die Geschichte der Burg von dem Tage, da die Arche Noe an der Schloßhalde strandete, bis auf seine Zeit, wo der „Stehwein,“ den er gegründet, in der Burg seine Jahrtage beging, mit unerschöpflichem Humor erzählt. In dem gleichen Geiste sind die Aquarelle gehalten, die er als Illustrationen dazu gegeben. Die Chronik wird mit Recht als ein Kleinod der Burg betrachtet.

Lentner zeigte sich als Schriftsteller immer sehr thätig. Sein erstes Buch war „das Tiroler Bauernspiel,“ welches 1841 erschien, eine Geschichte von Anno Neun. Im Jahre 1844 folgte „Ritter und Bauer,“ ein dreibändiger Roman aus dem Mittelalter, der hauptsächlich bei Peuting, auf dem bayerischen Lechrain spielt. Im Jahre 1848 gab er die Novellen, die er bis dahin geschrieben, in drei Bänden als „Novellenbuch“ heraus; im Jahre 1851 traten seine „Geschichten aus den Bergen“ ans Licht. Bereits 1846 hatte er vom damaligen Kronprinzen, Maximilian, den Auftrag erhalten, „des Bayerlandes Volksthum zu inventarisiren,“ d. h. dessen Lieder und Sagen, Glauben und Aberglauben, Sitten und Gebräuche, ältere und neuere Trachten u. s. w. zu sammeln und zu beschreiben. Damit war er bis zu seinem Tode beschäftigt.

Als Lentner gestorben war, meinten einige Freunde in Bayern und Tirol, man sollte doch seine in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Novellen, soweit sie noch nicht im Novellenbuch erschienen, gesammelt herausgeben. Herr C. P. Scheitlin, damals Buchhändler zu Stuttgart, übernahm das Geschäft, und so erschien im Jahre 1855 als erster Band eine Erzählung, „der Plattebner und seine Kinder," die sich ungedruckt im Nachlaß vorgefunden hatte. Als Einleitung habe ich eine Beschreibung seines Lebens dazu gegeben. Das Unternehmen, das auf drei Bände berechnet war, hatte aber buchhändlerisch keinen Erfolg und so unterblieb die Fortsetzung. In Tirol wie in Bayern sättigt sich oft die ganze lesende Nation an den Freiexemplaren, die der Verfasser austheilt, und so sind die Schriftsteller, die sich diesen armen Völkerschaften widmen, immer übel daran.

Da das mittelhochdeutsche lebe, lewe heutiges Tages Löwe gesprochen und geschrieben wird, so wäre der Name dieser Burg jetzt wohl Löwenberg zu schreiben. Lentner nannte sie zwar gerne den Berg seines Lebens, allein diese Deutung ist mehr dankbar als richtig.

Hält man sich aber in der Niederung, so kömmt man in einer halben Stunde über den Valzauerbach nach Lana, einem langen, gartenreichen Dorfe, an dessen Ende die Kirche steht, welche einen prächtigen gothischen Altar bewahrt. Unter die Häuser des Dorfes sind mehrere adelige Ansitze eingeflochten, jenseits der Kirche aber stehen am Anlauf der Höhe die Trümmer des alten Schlosses der Herren von Brandis, welche in sehr frühen Zeiten von den Ufern der burgundischen Aar einen Zweig an die rhätische Etsch getrieben. Die Brandise haben in der Grafschaft Tirol zu verschiedenen Zeiten hohe Würden bekleidet; ein Graf Clemens von Brandis, ist gegenwärtig Landesgouverneur. Einer seiner Ahnen, der gefürsteten Grafschaft Erbsilberkämmerer, Franz Adam Graf von Brandis, hat „Des tirolischen Adlers immergrünendes Ehrenkränzel" geschrieben, eine

„zusammengezogene Erzählung jeniger schriftwürdigsten Geschichten, so sich in zehn nacheinander gefolgten Herrschungen der fürstlichen Grafschaft Tirol von Noe an bis auf jetzige Zeit zugetragen." Es ist zu Bozen im Jahre 1678 gedruckt und wäre zum Nachschlagen über die Geschichte tirolischer Herrschaften, Schlösser und Geschlechter nicht übel eingerichtet, wenn man sich nur mehr darauf verlassen könnte. Die Urgeschichte ist zunächst nach Aventin bearbeitet mit den bekannten fabelhaften Namen und Thaten nachsündfluthlicher Könige deutscher Nation. — Unterhalb der alten Veste steht ein junges Landhaus, Neubrandis, jetzt ein Herbstaufenthalt der Grafen. Auch heute (1895) ist wieder ein Graf Brandis „Landeshauptmann".

Jene, welche während des Septembers in Meran verweilen, möcht' ich dringend auffordern, am achten dieses Monats sich in Lana einzufinden. Es wird da große Procession zur Feier Mariä Geburt gehalten, eine Festlichkeit, welche die Ultner, die Passeierer, die Vinschger und die Leute bis nach Eppan hin heranzieht. Der Gasthof zum Rößl, diesseits der Valzauerbrücke, ist besonders gut gelegen für alle, welche nicht selbst mitgehen, sondern den Umgang nur beschauen wollen. An einem heitern Tage ist derselbe in der That ein schönes, der Erinnerung werthes Bild. Da marschiren in festlichem Sonnenschein und feierlichem Glockenklang die stattlichen Schützen von Lana daher mit ihrem Hauptmann, den ein großer Federhut beschattet. Dann nahen sich langsamen und schweren Ganges die Kirchenfahnen, alle ungeheuer groß, eine darunter besonders mächtig und ungethüm. Von dem Maste herab, der das geweihte Segel hält, laufen rothe Taue in die Hände kräftiger, roth und weiß gekleideter Männer. Zwei gehen hinter drein, zwei voraus, rückwärts gewendet; alle aber betrachten sorgsamen Blickes, wie Wind und Wetter mit

der heiligen Fahne spielen, um nachzugeben oder anzuziehen, je nachdem sie wankt. Vor dem Rößlwirth stellen sich die Schützen auf und nun zieht der ganze Umgang unter unsern Augen vorbei. Der geweihten Bilder, die da mitgetragen werden, ist eine große Zahl. Der heilige Papst Urban sitzt in einer schattigen Laube von frischen Trauben umspielt, als der Patron der Weinbauern. Und während mein Auge St. Urban und seinem grünen Gezelte folgte, kam die Himmelskönigin selbst daher mit Krone und Scepter, voll lieblicher Steifheit, im Reifrock von Goldbrocat und blüthenweißer Allongeperrücke, den gekrönten Sohn im Arme. Diese süße Last lag auf den Schultern schöner Jungfrauen, welche Laubkränze um die Schläfe trugen. Ferner erschienen St. Michael und St. Sebastian, der fromme Jüngling. Den Erzengel stellte ein fünfjähriges Kind vor, mit Helm, Fittichen und seidenem Mäntelchen geschmückt. Zwei Knaben, weiß und grün, als Schäfer und mehrere Mädchen als Genien gekleidet geleiteten den Engel. Ebenso wenig fehlten Isidor, der spanische Bauer, und Notburga, die heilige Magd aus dem Innthale, die zwei himmlischen Landleute. Als das hochwürdige Gut vorüberzog, erscholl es „zum Gebet," die Schützen nahmen den Hut ab und ließen sich aufs Knie nieder. Dasselbe that alles männliche Landvolk und die Frauenleute, alle weißärmelig, rothstrumpfig, dunkelrockig, bloßhauptig, fielen auch zur Erde und der Segen ging unsichtbar aus über ihre blonden Scheitel.

Während aber das gesammte Volk im Gebete auf den Knien liegt, kracht es von der Anhöhe herunter, wie wenn Metz oder Straßburg in der nächsten Nähe belagert würde; denn wie ehemals die Ulmer, so rühmen sich in unserer Zeit die Männer von Lana, ihr „G'schoß" sei das erste im Lande und freuen sich, diesen Satz gerade bei solchen Gelegenheiten vor aller Welt beweisen zu können.

Der Eingang des Ultnerthales ist wie der von Schnals, Gröden, Sarnthal und andern so beschaffen, daß man allererst einen hohen Berg hinanklimmen muß. Der Bach, der das Thal durchströmt, stürzt nämlich in das Etschland heraus durch eine grauenhafte, aber malerische Schlucht, die nicht zu begehen ist und der Weg mußte daher über den hohen Sattel gelegt werden, den der Bergstrom, aber nur für sich allein, durchrissen hat. Ist nun diese Höhe erreicht, so senkt sich der Pfad thaleinwärts wieder hinab und da das Bett des Baches seinerseits hinansteigt, so finden sich weiter drinnen Weg und Wasser allmählich wieder zusammen.

Nicht weit ober Lana liegt die Veste Braunsberg, noch ziemlich gut erhalten, aber sehr bescheiden in ihrem Wesen. Das scheint ein dürftiges Herrengeschlecht gewesen zu sein, die Ritter von Braunsberg, die sich mit ein paar rauchigen, halb dunkeln Stuben und einer Stallung für ein paar Rosse begnügten, ihre Bequemlichkeit aber wahrscheinlich auswärts suchten. In der Burgcapelle ist ein Gemälde, auf dem sich eine rothstrumpfige Gräfin in den Schlund der Valzauer stürzt — eine Darstellung aus einer Sage, die Johannes von Müllers Schweizergeschichte im vierzehnten Capitel des ersten Buches getreulich wieder gibt; nur wird sie dort von der Gräfin Ida von Toggenburg erzählt, hier von der Frau Jutta von Braunsberg.

Wenn man auf rauhem Wege die Höhe erstiegen und damit das Weinland verlassen hat, sieht man nach einiger Zeit die Trümmer von Eschenloh auf einem steilen Felsen, dessen untere Halde eine Fichtenwaldung schmückt. Aus dem verfallenen Mauerwerk ragt ein bedachter Thurm auf, den die Grafen von Trapp, die jetzigen Pfandherren der Burg, zu erhalten haben. Die Gegend umher ist öde und wild. Das Geschlecht der Herren von Eschenloh in Ulten stammt von jenem, das

zu Eschenloh an der Loisach im bayerischen Gebirge saß. Es ist 1295 ausgestorben. Später erhielt die Burg und den Namen Heinrich, ein unehelicher Sohn Graf Meinhards II. von Tirol. Heinrich von Eschenloh, dessen Enkel, trug das Hauptbanner von Oesterreich in der Schlacht bei Sempach und fiel daselbst.

Bald darnach erreicht man auch St. Pankraz, den Hauptort des Thales. An einem Sonntage kann man hier viele Thälerer beisammen sehen und unlieb bemerken, daß außer den grünen Hütchen die ganze Thaltracht in den schlichten Jacken und langen Hosen der nahen Wälschen untergegangen ist. Ultenthal galt sonst im Süden, was Zillerthal im Norden des Brenners: Lustbarkeit, Liedersang, Sagen und Mährchen, bedeutsame Volkssitten hatten hier vor Zeiten ihre süße Heimath; freilich war auch viel rüpelhafter Muthwillen unter den Burschen zu finden. Jetzt lebt man in Ulten so eingezogen wie anderswo; man singt so wenig als man rauft.

Von St. Pankraz geht der Weg am Bache fort, bis sich nach einer halben Stunde zur linken eine Schlucht eröffnet, welche jene betreten, die ins Mitterbad von Ulten wollen. Abermals nach einer halben Stunde erreicht man auf ansteigendem Wendelpfad diesen berühmten Curort (3459 Fuß). An den Geländern der Terrasse stehen schon die ältern Gäste und harren neugierig, was der Tag wieder für neuen Zulauf bringen werde.

Ultnerbad ist das besuchteste in Deutschtirol und zählte zum Beispiel im Jahre 1842 gegen achzehnhundert Gäste. Das Wasser ist eisenhaltig und oft von wunderbarer Wirkung. Des Bades Aussehen ist sehr anspruchslos; ein einstöckiges, gemauertes Gebäude, in dessen Erdgeschoße der Speisesaal; das Hinterhaus von Holz. Neben dem Badehaus steht ein anderes, worin Nachmittags Kaffee getrunken, Abends getanzt wird;

nicht weit davon die Capelle, belebt von Messen, Vespern und Rosenkränzen, welche die geistlichen Gäste hier abhalten. Als Spaziergang dient die kleine Terrasse vor der Anstalt, die freilich nur für die Schwachen und Siechen ausreicht. Rasche, kräftige Jugend muß sich Bewegung in den Bergen suchen, die von allen Seiten aufragen.

Es ist erstaunlich, was manche dieser Curorte für reizlose Lagen haben! Die des Ultnerbades ist die Unschöne selbst — ein schmales Gereute in einem engen Waldtobel, keine Aussicht als auf rothe Wände, mageren Forst und einen mäßigen Fleck des blauen Himmels. Nur weit drüben und hoch oben sieht man Kornfelder und aus schwarzen Fichten einen weißen Kirchenthurm spitzen, St. Helena, wo ein Expositus wohnt, hoch über den Pomeranzen der Etsch, weßwegen auch, wie der Ultner Wirth witzelte, nur ein solcher hinaufgestellt wird, der diese Frucht nicht besonders liebt. So gehen die Leute aus dem Zauber des Etschlandes, aus dem herrlichen Nonsberg gleichsam auf vierzig Tage in die Wüste, um ihr Auge zu kasteien für die sündliche Lust, die es das ganze Jahr an der Schönheit der Natur genossen. Billigerweise lassen sie den Magen nichts entgelten, denn die Ultnertafel ist fast noch reichlicher besetzt als die andern Badetische in Tirol.

Die Gesellschaft ist sehr bunt; doch halten sich die Stände genau auseinander. Im vordern Gebäude wohnen „die bessern Leute,“ im hölzernen Hinterhause die „mindern.“ Die bessern Leute deutschen Stammes betrachten die Curzeit als Landaufenthalt und erscheinen in sehr schlichter Aeußerlichkeit, abstechend von den wälschen Gästen, die in makelloser Eleganz und Vornehmheit einherziehen. Ihre Wohnungen sind hölzerne Verschläge, enger als Klosterzellen, bloß zum Schlafen eingerichtet. Um zu schreiben und zu lesen kommt ohnedem niemand

ins Ultnerbad. Freilich behauptet man, der Wirth habe seiner Zeit eine ganz hübsche Bibliothek gehabt, aber die Geistlichen hätten ihm allmählich seine besten Bücher ausgeführt, weil sie sie für sündhaft erachteten und selber lesen wollten. Zarte, blaustrumpfige Theecirkel, Vorlesungen shakespearischer Schauspiele in Tiecks Manier, geistreiche Erörterungen über Kunst und Literatur, derlei exotische Genüsse wird man in Ulten vergebens suchen — dafür findet man aber andere sehr ausgiebige Unterhaltungen. Es ist in der That fast wunderbar, daß Fröhlichkeit und Lebenslust, die man unten im heitern Thale bei den Gesunden ganz unterbunden, abgetrieben und ausgetrocknet, daß diese da oben in dem finstern Bergloche unter den Kranken und Todesnahen erhalten worden sind. Hier im Ultnerbade wird nicht allein von den böhmischen Musikanten, die alljährlich sich einfinden, Tafelmusik aufgespielt, sondern des Abends auch zum Tanze und nicht etwa auf einen Dreher oder zwei, sondern gleich bis nach Mitternacht; ja, wenn unternehmende Jugend beisammen ist, geht's oft schon wieder am Morgen hinüber in den Ballsaal. Wenn man übrigens in ältern Büchern nachschlägt, so findet man, daß diese Badefreuden des Sommers schon ein ziemliches Alter für sich anführen können. Einige Nachrichten über das Bad zu Maistatt im Pusterthale haben wir schon früher mitgetheilt. Auch Guler von Wineck erzählt am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts vom Bade bei Worms (Bormio im Veltelin), wie dasselbe weit berühmt sei bei Wenden und Gothen, so daß bei ihnen das Sprüchwort gelte: Wormserbad heilt allen Schad — wie da Männern und Weibern frei stehe zu ihrem Gefallen zu baden, wo sie gerne wollen, doch in aller Zucht und Ehrbarkeit, eine Anmerkung, die der Zeichner des beigefügten Holzschnittes freilich übersehen zu haben scheint. Nach einer etwas anzüglichen Bemer-

kung über die deutschen Frauen, die dahin kommen, fährt der ehrliche Bündner fort: „Insbesondere ist das Bad gebraucht von den Etschleuten, den guten Zech- und Schluckbrüdern, die von wegen des starken Trinkens durch ihre starke Weine und ungesunde Luft demnächst contract werden. Viele Leute, jung und alt, Mann und Weib, die frisch und gesund sind, kommen dahin allein von gutem Luft, Kurzweil und Ergötzlichkeit wegen, da sie dann allerlei Schimpfspiel anheben und sich mit Singen, Ringen, Springen, Tanzen, Zechen und andern Belustigungen erquicken. Die Einwohner von Worms erweisen den Badleuten viel Zucht und Ehr als auch mir passirt ist, indem sie mir allerlei Gattung Wein, Zuckerwerk, ausbündige wälsche Frücht, allerhand Wildpret und herrlich gute Fisch verehrt."

Mit Ausnahme der letzterwähnten Xenien hat Guler hiemit auch das Ultner Badeleben sehr gut geschildert. Hieher kommen ebenso viele Leute, jung und alt, die frisch und gesund sind, allein von guter Luft, Kurzweil und Ergötzlichkeit wegen, nur daß mancher ältere Gast jetzt ungern die fahrenden Fräulein aus Wälschland vermißt, die noch vor wenigen Jahren ganz allein und eigens übers Gebirge stiegen, um mit den frommen Deutschen im Mitterbade der edlen Minne zu spielen. Von Singen, Springen, Tanzen, Zechen soll hier nicht weiter geredet werden, aber was sie da vordem für angenehm Schimpfspiel erhoben, läßt sich nach mancher Erzählung noch jetzt leicht erschließen; wie zum Beispiel ein noch nicht vergessener Scherz darauf beruhte, daß aus den Badezellen der bessern Leute die Wannen einige Zoll in den Gang hinausreichen, um dort gefüllt zu werden. Wer schaudert nun nicht, wenn er liest, daß die jungen Herren öfter Forellen in der Valzauer holten und deren je drei oder vier den Damen, die sie auszeichnen wollten, in die Wanne warfen, und wer kann sich nicht das

holdselige Wirrsal denken, als die feinen Mädchen aus dem Etschlande die kleinen Haie an ihren frischen Gliedern hinschießen fühlten?

Wandern wir nun durch das mittlere Gebäude, das den Wohnort der bessern Leute mit dem der mindern verbindet, so finden wir zu ebener Erde die Gemeinbäder der letztern, wo in geräumigen Verschlägen die beiden Geschlechter getrennt sind. Da geht in großer Eile und Geschäftigkeit der Chirurg von St. Pankraz umher und applicirt Aderlässe, Schröpfköpfe und Blutegel. Da sah ich zuerst ein Nonsberger Kindlein, das in einem winzigen Wännchen lag, während die Mutter italienische Wiegenlieder in seine Ohren summte, wobei die vorübergehende Bademagd murrend schalt: Dem Kindlein da ist das Wasser auch viel zu stark und die Mutter gibt keine Ruhe, bis es zu Tod gebadet. Ultnerwasser ist nämlich keines, mit dem man spielen darf. Wenn die Leute in die Wannen gestiegen, werden die Thüren der Verschläge geöffnet und den Besuchern Zutritt gestattet. Da liegen sie dann alle reihenweise zugedeckt in ihren Särgen, während ihnen zu Häupten die Befreundeten sitzen. Die deutschen Landleute benehmen sich auch in dieser Lage sehr ruhig, die italienischen Weiber verursachen dagegen großen Lärm, und wenn eine aus ihrer Wanne heraus ein kräftiges Witzwort entsendet, so erhebt sich ein sinnverwirrendes Gelächter. Es ist ziemlich dunkel in diesen Räumen. Aus den Ritzen einer Nebenkammer schimmerte Licht; plötzlich sprang die Thüre auf und drinnen zeigte sich, zauberhaft beleuchtet von der kleinen Lampe, ein bildschönes, halbenthülltes Landmädchen. Mir fielen die Augen zu bei diesem verbotenen Anblick — unter einem Schrei schnappte auch das Pförtchen ein und ich suchte erschreckt den Ausweg aus dem nicht geheuern Orte. Ich kam in einen langen Gang,

auf den die Wohnzimmer der mindern Gäste herausgehen. Auch hier sind unter Tags, da die winzigen Fensterlücken wenig Licht gewähren, die Thüren offen. Da sieht man manche arme Seele, die gewiß nicht der Sommerluft wegen sich hiehergeschleppt — etliche sitzen vor den Schwellen, um die frische Luft zu athmen, andere liegen todtenbleich, grabgerecht in den Betten. So muß sich zuweilen ein frommer Badegast auf den Tod bereiten, während die böhmischen Walzer lebenslustig in sein Sterbekämmerlein schallen. Ein junges Mädchen aus Salurn war da schon in der sechsten Woche gliederkrank, konnte sich nicht rühren, lag aber freundlich und geduldig auf ihrem Ruhebett. Eine Bauernmaid, deren Theilnahme sie gewonnen, saß bei ihr und las aus der Legende vor. Ich machte auch meinen Krankenbesuch und stillte gerne die Neugier, wo ich denn zu Hause sei. Pater Florin, der greise, milde Capuciner aus Lana löste mich bei ihr ab. Darauf stieg ich wieder in den lebhaften Hof hinunter. Ein alter, ärmlicher Bauersmann mit schneeweißen Haaren lag dort auf einem Sack an der Sonne, todesmüde. Er schloß die Augen — ich glaubte für immer — doch erwachte er an meinen Schritten, blickte mich an und lispelte: Wo bleiben Sie? Neben dem alten Bauer saß regungslos ein junger, verwelkten Ansehens, stille Entsagung im Gesichte. Auf seinen grünen Hosenträger war ein rothes Herz gestickt, das ein Pfeil durchbohrte. Sollte das etwas zu bedeuten haben? Solche bedauernswerthe Gestalten sah ich noch mehrere, jedenfalls genug um bestätigt zu finden, daß nicht jeder Mensch im Gebirgslande ein Riese an Körperbau und Kräften sei.

Diese Behauptung ließ sich weiter belegen aus den Erscheinungen hinten im hölzernen Hause, wo die mindern Leute Mittag- und Abendmahl halten und in den Zwischenzeiten etwa ein Gläschen trinken. Gleichwohl besteht

selbst da eine bedeutende Minderheit aus Gästen, die das Wasser nur so nebenbei gebrauchen. Hier kommen dem Belehrungslustigen auch jene Sprachgrenzbauern in den Wurf, welche da oben über dem Grate zu Unser Lieben Frau, Laurin und Proveis sitzen, in den deutschen Dörfern, die sich auf den obersten Höhen des wälschen Nonsberges finden, alle in wenigen Stunden zu erreichen, denn alsbald jenseits des Bergzuges, der die rechte Seite des Ultnerthales bildet, fängt das italienische Val di Non an. Die Bewohner dieses Hinterhauses leben sehr einfach und prunklos. Es ist angenehm zu bemerken, wie ihrem sparsamen Treiben auch von der Wirthschaft nichts in den Weg gelegt wird, wie die Preise selbst sehr billig sind und wie ihnen alle Listen nachgesehen werden, mit denen sie des Wirthes Vortheil zu umgehen suchen. So bringen die meisten ihre Mundvorräthe selber mit und nicht allein diese, sondern auch die Geschirre, um sie zu kochen. Gleichwohl sind die Kellnerinnen, die hier walten, nicht minder artig und dienstbeflissen, als die im Vorderhause, und geben den armen, kranken Leuten zu ihrer Noth noch manches gute Wort und manchen unbezahlten Zuspruch. Es wird hier, wie in andern tirolischen Bädern, jeden braven Mann die Wahrnehmung erfreuen, daß der Wirth nicht an den Dürftigen reich werden will, daß alle Speculation auf den Pfennig des Armen fern gehalten ist. Betrachtet man nun noch die liebevolle Aufnahme und Pflege, so erscheinen diese Anstalten im Lichte jener frommen alten Stiftungen, die zum Besten der leidenden Menschheit gegründet worden, und stechen so in ihrer schlichten Volksthümlichkeit recht wohlthuend ab von jenen vornehmen Luxusbädern am Rhein, wo man französische Gauner ihre grünen Tische aufschlagen und die lieben deutschen Landsleute ausziehen läßt.

Wenn man übrigens hört, daß in Tirol und Vorarl-

berg über einhundert und zwanzig Bäder sind und Zuspruch finden, so darf man letzteres nicht allein den Kranken und Leidenden zuschreiben, sondern, wie schon öfter angedeutet, ebensowohl einer Sitte, die das ganze Sommerleben des Landes gestaltet, der Sitte nämlich Haus und Hof in den heißen Thälern auf einige Wochen zu verlassen und an einen kühlern Ort in die Sommerfrische zu gehen. So streben denn alle, der Edelherr, der Bürger und der Bauer in die Höhe, in die reineren Lüfte der Alpen. Die reichen Bozner hat dieses Streben veranlaßt, auf der Hochebene des Rittens jene lustbarlichen Sommerstädte zu gründen, die wir auch schon besucht haben. An andern Orten weiß man andere Freistätten, vielleicht ein eigenes Landhaus im Gebirge oder eine Unterkunft bei gastlichen Verwandten oder auch bei einem ehrlichen Bauern, der sich auf Sommerfrischler eingerichtet hat. Für alle andern aber, denen die Gelegenheit mangelt, in dieser Weise ihre Lust zu büßen, sind die Bäder die herkömmlichen Sommerfrischen. Da genießt der Landmann seine Ferien und wenn er einmal aus dem Hause ist, wird auch dem Knechte bald etwas fehlen, was ihn ins Bad treibt, und vielleicht auch der Dirn und der Unterdirn. Deßwegen ist die Armuth in den tirolischen Bädern eben so zahlreich vertreten, als der Reichthum, und drum gibt es auch eigene Lotterbäder, nämlich Bäder für arme Leute. Ein Bäuerlein, welches nicht einmal den Zutritt zu diesen Anstalten erschwingen kann, verzichtet aber immer noch nicht auf seine Sommerlust. Ein solches geht vielmehr in die Hochalpen, sucht die Heuschopfen auf und legt sich da ins Heu. Es vergräbt sich tief in das weiche Lager und geräth dabei in starken Schweiß, der unendlich heilsam sein soll für bäuerliche Schäden, für Gicht und Gliederschmerzen. Vor allem andern Heu ist seiner Heilkraft wegen jenes auf dem hohen Schlern oder

Bozen berühmt, und wird deßwegen auch manche Wallfahrt nach diesem Berge angestellt. Man sagt von solchen Pilgern: sie gehen „ins Heu liegen."

Als wir einmal vom Ritten aus einen Zug auf den Hornberg machten, begegnete uns in der kühlen Alpenhöhe, weit ober dem letzten Bauernhause, eine zahlreiche Familie, Vater, Mutter, Söhne und Töchter, mit Proviantsäcken, Schüsseln und Pfannen beladen, die fröhlich bergab stiegen und uns erzählten, jetzt seien sie acht Tage im Heuliegen gewesen und hätten viel Kurzweil und Recreation gehabt.

Dieses Sommerfrischleben, verbunden mit den mercantilen Wanderungen der Thälerer, verleiht denn auch dem Lande Tirol in der warmen Jahreszeit einen eigenthümlich zügigen, nomadischen Charakter. Da gehen die Oberinnthaler „ins sogenannte Schwabenland," die Passeierer nach Italien oder mit Früchten nach Bayern, die Grödnerinnen durchstöbern auf allerlei Handelschaft das Land, die Zillerthaler und viele andere deßgleichen; die Wirthe aus Nordtirol fahren ins Etschland um Wein; mächtige Güterwagen wandeln in langen Reihen den Brenner auf und ab und selbst die Lahninger geben einen reichen Beitrag zum bunten Straßenleben. Ferner zieht der Adel auf noch bewohnte Schlösser, der Bürger reist in die Höhe zu seinem hergebrachten Ruhesitze oder Curort, der Bauer verliert sich in sein „Badl," die Taglöhner, die Hirten gehen auf die Almen ins Heuliegen, die frommen Seelen treiben andächtige Wallfahrt nach dem Weißenstein, nach der Mutter Gottes zu Trens, zu Absam, nach unzähligen andern Gnadenbildern. So ist ein großer Theil des Volkes auf der Wanderschaft und darum sind um diese Zeit alle Stellwagen so voll und alle Wirthshäuser so belebt. Kommen nun noch wie in neuern Jahren, die Schwärme deutscher und englischer Reisender hinzu, so erklärt sich zur Genüge, warum das stille Alpenland im Sommer sehr laut und lebendig ist.

XVII.

Gröden.

1842, 1843.

Gröden und Enneberg, die seltsamen Thäler, so wildfremd in ihren abenteuerlichen Berggestalten, wie in der Sprache und der Art der Bewohner, üben in neuerer Zeit einen mächtigen Reiz auf wißbegierige Reisende. Ehemals blickte der eilige Romfahrer, wenn er am stolzen Schlosse zu Trostburg vorüberzog, wohl gleichgültig in den engen Bergriß, aus dem der Grödnerbach herausstürzt, ohne zu ahnen, wie interessant das Land dort drinnen ist; jetzt aber nimmt sich schon mancher die Mühe, hineinzuklettern, um da für Geognosie oder Ethnographie zu sammeln. Es ist daher räthlich, den Leser auch dahin zu führen.

Eines Tages im Augustmonat 1842 zog ich mit einem Gefährten vom Selrainer Wirthshause auf dem Ritten fort. Wir sprangen den steilen Fußsteig hinunter, der von der Hochebene nach Atzwang führt. Damit waren wir in einer Stunde wieder aus dem nordischen Pflanzenwuchs in das Land der Rebe und der Feigen gekommen. Und in der That herrschte hier im engen Thale eine drückende Hitze und wir betrachteten mit bedenklichen Augen den jähen Berghang, der gleich über dem Eisack

emporstieg und uns gerade so hoch hinaufführen sollte als wir so eben heruntergekommen waren, nämlich in die Hochebene von Völs und Seis, die dem Ritten in gleicher Erhabenheit gegenüber liegt.

Nachdem wir eine Zeitlang in der kühlen Stube des Wirthshauses ausgerastet, gingen wir über die Brücke und stiegen mühselig den steinigen Bergweg hinan. Endlich standen wir auf der Höhe von Völs, den weißgrauen Schlern über uns, rechts und links Höfe und Dörfer, Wiesen und Felder, auch Wald und Dickicht, und wenn wir uns rückwärts wendeten, so sahen wir, nur durch die tiefe Schlucht des Thalweges getrennt, den weißen Villenhaufen von Klobenstein und das schöne Hochland des Rittens. Auf dieser Höhe liegt ein ganzes Landgericht, welches zu Castelrutt seinen Sitz hat.

An den Ausläufern des Schlern zogen wir hin und kamen in den Hauensteinerwald, aus dem die Burg dieses Namens in zerrissenen Mauern aufragt. Sie war ehedem der Sitz Oswalds von Wolkenstein, des ritterlichen Dichters, und hier starb er auch im Jahre **1445**, des irdischen Lebens müde. Zu Neustift bei den Chorherren ward er begraben. Sein schöner Denkstein steht im Hofe des Domes zu Brixen. Herr Oswald führte ein vielbewegtes Leben. Als Knabe lauft er mit drei Pfennigen den Ritterschaaren nach, erscheint dann als Koch, Pferdeknecht, Schiffsjunge und Kaufmann, später als gefeierter Held und Sänger, den Königinnen ehrten und schmückten, als Freund, Rath und Gesandter des deutschen Kaisers, aber auch in verderblichem Streite mit seinem Landesfürsten, Herzog Friedrich, als ein Verfolgter und Geächteter, der in der Fremde Rettung sucht. Auf seinen Reisen und Kriegszügen kam er „gen preußen, littwan, tartarey, türkey, über mer gen frankreich, lampart, yspanien," wobei er „frantzöisch,

morisch, katlonisch und kastilian, teutzsch, latein, windisch, lampertisch, reuschisch und roman, die zehn sprach" hat gebraucht. Auch eine Kreuzfahrt ins gelobte Land und einen Zug gegen die Hussiten überstand er glücklich. Von seinen Liedern finden sich drei Handschriften, eine im Museum zu Innsbruck, die andere zu Wien, die dritte zu München bei einem seiner Enkel. Der Text der Lieder scheint in der letzten von des Sängers eigener Hand geschrieben zu sein. Vorne ist sein gleichzeitiges Bildniß, ein rundes kräftiges Gesicht, mit breitem Munde, doppeltem Kinne, einäugig, mit leisen Spuren von Narben um den Mund. Hellbraune reichliche Haare umgeben es. Ueber seine Dichterweise und ihren Zusammenhang mit den poetischen Leistungen seiner Zeit fehlt noch eine Arbeit. Auf keinen Fall mochte es passend sein, ihn, wie Beda Weber gethan, „den großen Geistesverwandten Homers" zu nennen. In stillen Mondnächten will das Volk noch jetzt die Klänge seiner Harfe aus Hauensteins öden Mauern heruntersäuseln hören.

Seitdem hat Beda Weber Oswalds Gedichte herausgegeben (Innsbruck 1847), doch kann diese Ausgabe selbst sehr bescheidenen Ansprüchen nicht genügen. In neuester Zeit hat sich Professor Zingerle kritisch mit dem Dichter beschäftigt. (Beiträge zur älteren tirolischen Literatur. Wien 1870.) Ferner ließ Beda Weber 1850 eine Biographie des Helden erscheinen unter dem Titel: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. Auch Hermann Schmid schrieb einen Roman: Friedel und Oswald, so daß „der letzte Minnesinger" jetzt historisch und poetisch schon ziemlich illustrirt ist.

Uebrigens hat sich in Tirol auch schon lange vor Oswald von Wolkenstein ein reiches poetisches Leben entfaltet. Im dreizehnten Jahrhundert haben hier namentlich Herr Liutold von Seben, der Burggraf von Lienz, Herr Walter von Metz, der von Rubein und noch

andere Herren ihre Lieder gesungen. Neuerlich hat selbst der bedeutendste Dichter jener Zeit, Walther von der Vogelweide, in Tirol seine langgesuchte Heimath gefunden. Die Gedichte Ortnit, Hug- und Wolfdietrich sind sicherlich an der Etsch entstanden. König Laurin, auch eine tirolische Zwergensage, ist schon früher erwähnt worden.

Nicht weit von Hauenstein liegen noch andere gebrochene Burgen, Saleck und Aichach, und das Dorf Seis, in weißen steinernen Häusern breit auseinander gelegt. Eine halbe Stunde aufwärts geht nunmehr ein schlängelnder Pfad zwischen Fichtenwald unter dem Schlernkofel hin auf das Bad Ratzes zu, wo wir unsere Nachtherberge nahmen.

Bad Ratzes liegt 3885 Fuß über dem Meere, versteckt in einer waldigen Rinne, die der Seiserbach durchströmt. Hinter dem Bade verliert sie sich bald im Hochgebirge. Die nächste Umgebung hat auf ebenem Plane wenig Reiz, in der Höhe ist sie gewaltig und erhaben, denn der Schlern streckt seine himmelhohen Köpfe zum schwindelnden Anblick empor. Ratzes ist übrigens ein sehr besuchter Badeort und mit allen angemessenen Behaglichkeiten ausgestattet. Zwei anständige Häuschen mit vielen kleinen Kammern versehen, sind aus Stein erbaut, ein drittes, das dahinter steht, ist von Holz. Auch hier ist für ärmere Leute durch mäßigeren Tisch und billigere Herberge besonders gesorgt. Die reichern Gäste führen dasselbe nahrhafte Leben wie zu Ulten, was der Abendimbiß, dem wir beiwohnten, klar bezeugte. Vorher wurde in der Kapelle von einem Geistlichen der Abendsegen gebetet, wobei Reich und Arm erschien. Der Tiroler will die Uebungen der Andacht, an die er zu Hause gewohnt ist, selbst als Gast im Bade nicht missen. Die hiefür nöthigen Priester sind immer vorhanden, da auch die Geistlichen ihre Sommerfrischen am liebsten in den Bädern zubringen. Diesen Abend waren ihrer sechs an

der Tafel und saßen oben auf; dann kamen ein paar Familien aus Bozen, dann die beiden Herren aus Bayern, dann etliche junge Leute von uns unbekannter Herkunft — in allem etwa dreißig Personen und eigentlich nur der Rest der Gesellschaft, die im vorigen Monat drei- und viermal zahlreicher gewesen. Der bekannteste darunter ist der Mondscheinwirth von Bozen, der hier schon viele Jahre her seine Sommerfrische hält, und deßwegen auch bei seiner Ankunft mit knallenden Böllern empfangen wird, eine Ehre, um die ihn schon mancher beneidet haben soll. Nach allem, was wir an andern Orten gesagt, ist es wohl überflüssig, auch hier wieder von freundlichem Empfang und liebreicher Sorgfalt der Wirthsleute zu sprechen.

Was das Wasser betrifft, so sprudeln hier zwei Quellen. Die eine davon führt Eisen, die andere Schwefel. Erstere entspringt westwärts eine halbe Stunde ober dem Bade, die andere auf der östlichen Seite in schauerlicher Wildniß. Beide werden durch hölzerne Röhren ins Badehaus geleitet, dort getrunken und in mannichfachen Leiden zu Bädern benützt.

Sehr anziehende Mittheilungen über Bad Ratzes finden sich in dem Programm des Bozener Gymnasiums vom Jahre 1863. Der Verfasser ist Pater V. M. Gredler, ein einfacher Franciscaner, aber ein Mann von überraschender Gelehrsamkeit und in den Naturwissenschaften nicht weniger bewandert, als in der Kunstgeschichte. In der Umgebung von Ratzes haben sich mancherlei Erzeugnisse alter tirolischer Kunst erhalten, die aber wohl wenig beachtet werden, weil sie in den Dorfkirchen der Nachbarschaft versteckt sind. Namentlich hebt Pater Gredler die aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Wandgemälde am Katharinakirchlein zu Eicha hervor, die er den besten ihrer Zeit gleichstellt. Auch Prösels, „das herrliche Prösels," eine schöne, neuerlichst wieder etwas restaurirte Burgruine, ist nicht weit entlegen. Die

Hauptsache in jenem Programme bilden aber die naturwissenschaftlichen Beobachtungen.

Am andern Morgen stiegen wir auf die Seiser Alm. Die Seiser Alm ist eine ungeheure Wiese, die gegen Castelrutt, gegen Gröden und gegen das Fassathal sich ausstreckt, zehn Stunden im Umfange hat und in ihrer Art einzig ist in Tirol. Sie hat einen berühmten Namen; zumal in Bozen und auf dem Ritten hörten wir viel Schönes von dieser Alm erzählen, die bei dem Gang auf den Schlern gewöhnlich mit besucht wird. Ihre Höhe ist wechselnd, doch nirgends unter fünftausend Fuß.

Von Ratzes aus führt ein gepflasterter Saumweg hinauf, angenehm zu gehen, bald durch offene Wiesen, in denen Bauernhöfe stehen, bald durch finstern Wald. In einer Stunde mag man auf der Höhe sein.

Ehe wir noch das Blachfeld selbst betraten, zeigten sich einige Tannen am Wege. Bei diesen hielt ein wälscher Knabe aus Fassa, welcher zu Bozen Aprikosen und Birnen eingekauft und dann die schwere Last auf dem Rücken herauf getragen hatte, um an den Mähdern auf der Alm und zufälligen Wanderern sein Gewinnstchen zu machen. Er schien sich zum Nutzen seines Handels die deutsche Sprache schon vorlängst eigen gemacht zu haben und wußte ganz gut damit umzugehen. Wir ehrten seine Betriebsamkeit dadurch, daß wir uns alle Taschen mit seiner Waare füllten, worüber er große Freude und Dankbarkeit zu erkennen gab.

Und nun traten wir auf die Alm, auf die liebliche Alm, die nach allen Seiten leicht hinan stieg, und im Frühthau glänzte stundenweit — eine wellenförmige Fläche, überall mit Sennhütten und Scheunen bedeckt, hin und wieder durch einen Fichtenhain unterbrochen, überall von unsichtbaren Bächlein durchrieselt, jetzt als zur Zeit der Heuernte weit und breit voll Mähder und

Mähderinnen, die in langen Reihen nach einander hinarbeiteten. Von nah und fern umschließen wilde Berge die grüne Ebene, der Schlernkofel zunächst, der aber hier ein ganz anderes Ansehen hat, da die beiden Wassergüsse den Leib des Unthieres fast völlig verdecken; über das Grödnerthal hin steigen beschneite Dolomiten auf.

Die Seiser Alm gehört zumeist den Bauern von Castelrutt und ist für sie eine Quelle reichlichen Einkommens. Im August ziehen sie mit dem ganzen Hauswesen herauf, um das Gras zu schneiden. Das rege Leben zu solcher Zeit so hoch oben über den Thälern ist höchst anziehend und belohnt gewiß für den ohnehin sehr bequemen Aufstieg. Wir hielten bei einer Schwaige eine längere Rast, um dem Mittagmahl der Mähder beizuwohnen. Es fand sich der Herr, ein ansehnlicher Bauer, dazu ein, und der Knechte und Mägde waren es etwa ein halbes Dutzend. Darunter auch ein junger Wälscher, d. h. ein Grödner aus St. Christina, der daher gesandt worden, um nebenher beim Mähen deutsch zu lernen. Bald ließen sich alle zum Tischgebet auf die Knie nieder. Das Essen wurde in großen Schüsseln aufgetragen und auf dem Rasen liegend eingenommen; sehr anständig und unter heiteren Tischgesprächen. Und zur selben Zeit, als sie vor unserer Schwaige beim Mahle lagen, lagen auch nah und fern mehrere hundert Mähder auf dem Rasen, um Mittag zu halten. Die Nahrung muß bei der anstrengenden Arbeit kräftig sein und daher auch hier, wie im Etschland, fünf Mahlzeiten des Tages. Wenn die Sonne hinuntergesunken, wird das Abendmahl eingenommen, und dann gehen alle schlafen, das Gesinde im Stadel, wo es auf dem Heu sehr weich und warm sich ruht, der Herr in der Schwaige, wo ihm ein Bett bereitet ist. Der Bauer, bei dessen Mahl wir saßen, gab gerne Antwort auf unsere Fragen. Von ihm erfuhren wir zum Beispiel, daß der Lohn der

verdingten Arbeiter ein Gulden und dreißig Kreuzer ist für die Woche. Ein Hauptreiz der schönen Erntezeit auf der Seiseralm war ehemals das Sonntagessen. Da mußten nämlich vertragsmäßig verschiedene leckere Gerichte aufgesetzt und dazu nach Bedarf auch Wein gegeben werden. Dieß Mahl reichen indessen heutzutage nur noch drei oder vier Bauern in derselben Weise, wie vor Altem, mit Fleisch und Krapfen und Zubehör; die übrigen zahlen ihren Leuten lieber zwei Zwanziger in Geld dafür.

Nun bestiegen wir auch die Höhe von Puflatsch, am Rande der Alm, wo sie gegen Castelrutt abfällt. Allda ist eine erhabene Aussicht über viele Gebiete des mittäglichen Tirols, freilich nur die Hälfte von jener, die auf der Höhe des Schlerns einzuholen ist. Aber die Nonsberger Gebirge und der Ortles, die Ferner im Oetzthal und im Stubai geben sich die Hand zu einem prächtigen Reigen um das Etschland, und in seinen Tiefen ist der Gang des Stromes weit hin zu verfolgen bis in die blauen Gegenden von Wälschland.

Von Puflatsch geht's wieder steil hinab im Runste eines Baches gegen Gröden. Ehe dieß aber erreicht wird, zeigen sich noch weite Feldungen, in welchen am jähen Abhange zerstreut die Häuser von Pufels liegen. Pufels ist auf dieser Seite das erste Dörfchen, wo die kauderwälsche Sprache erklingt, die auf der ganzen Erde niemand mehr spricht, als die dreitausend schnitzelnden Grödner. Wir hatten uns schon lange gefreut, sie einmal an ihrem eigenen Herde zu belauschen, und daher beschlossen wir auch, in Pufels eine ausgiebige Rast zu halten und schleunigst noch einige linguistische Studien zu unternehmen, um nicht ganz unvorbereitet in die Hände der fremdzungigen Grödner zu fallen.

Die Häuser sind hier zumeist von Stein, aber mit hölzernen Scheunen verbunden. Sie zeigten sich zu

jetziger Jahreszeit auf allen Seiten mit Garben verkleidet, die in eigenen Gestellen zum Trocknen aufgesetzt waren und so in der warmen Abendsonne eine goldene Tapete bildeten. Im Dörfchen herrschte tiefe Stille und wir fanden selbst am Wirthshause die Thüre verschlossen. Doch gelang es, durch die Scheune einzudringen und auf diesem Wege endlich auch die Wirthin zu erschreien, die im Speicher mit ihren Vorräthen beschäftigt war. Sie sprach deutsch, wie es die Grödnerinnen sprechen, d. h. immer mit einem wälschen Rückhalte und mit großem Anstoß am R. Es wurde ihr eröffnet, daß wir geschwind noch grödnerisch zu lernen gedächten, ehe wir ins Thal hinunterstiegen und über diese Absicht, so wie über die Eilfertigkeit, mit welcher wir sie betrieben, fing sie herzlich zu lachen an. Wir blieben gleichwohl fest bei unserm Vorsatze und hielten fürs beste, uns zuerst mit ihrer Bibliothek bekannt zu machen. Wir fragten also, ob sie keine grödnerischen Bücher habe, was sie freundlich bejahte. Sie ging darauf an einen hübschen Schrank und holte ein schönes Buch heraus in schwarzen Saffian mit goldenem Schnitt gebunden. Dieß schlugen wir hastig auf, fanden aber nichts anderes, als ein italienisches Gebetbuch, gedruckt zu Trient oder Bassano. Ja, habt ihr denn nicht etwa ein Buch in der Sprache von Gröden? Nein, sagte sie, anders kann man unsere Sprache nicht drucken, als so wie da — mit welchen Worten sie eigentlich ganz in ihrem Rechte war. Nachdem also auf diesem Wege nichts zu erreichen, so versuchten wir's auf mündlichem und baten sie, uns das Vater Unser zu dictiren. Auch dieß that sie mit großer Bereitwilligkeit, aber wir hörten schon an den ersten Worten, daß hier zu Lande das Gebet des Herrn in italienischer Sprache verrichtet werde und ersparten uns die Mühe, es nachzuschreiben. Dagegen fragten wir die Frau, ob sie denn nicht auch grödnerisch zu

beten wisse, sie aber antwortete, das grödnerische Vater Unser sei längst abgeschafft und nur einige alte Männer führten's noch im Munde, die andern beteten es alle „klugwälsch." (Klugwälsch heißen nämlich die Grödner und Enneberger, wenn sie deutsch sprechen, das Italienische. Diesem entgegensetzt ist der deutsche Name für ihre Sprache, die sie sonst ladin nennen, krautwälsch.)

Wir sprachen so einige Zeit hin und her ohne sonderliche Ergebnisse für die Wissenschaft, bis ihr plötzlich ein Gedanke einfiel, der unserem Unternehmen sehr förderlich wurde. Sie lief nämlich in ein Nachbarhaus und kam mit einem Jungen zurück, einem Jungen von vierzehn Jahren, mit Namen Johann N. N., den sie uns mit den Worten vorstellte: Der kann euch lehren die Sprach' von Gardena besser als ich. Und in der That war der Knabe dem Geschäfte sehr gewachsen, da er ein Pufelser von Geburt, bei Verwandten in Bozen des Schulbesuchs wegen eingestellt, gegenwärtig nur zur Sommerfrische im Geburtsort verweilend, der deutschen Sprache vollkommen mächtig und in grammatischen Dingen leidlich erfahren war. Johann N. N., unser Lehrer, setzte sich also auf einen Stuhl, dem gegenüber wir ein Seidel Wein für ihn aufstellen ließen und somit begannen die Forschungen in der Sprache von Gherdeina. (Gröden ist der deutsche Name, Gardéna der italienische, Gherdeina der ladinische.)

Unser ernsthaftes Geschäft wurde sehr heiter und unter vielem Lachen betrieben. Der Junge so gut als die Wirthin war Anfangs der Meinung, es liefe alles nur auf einen leeren Spaß hinaus, da sie bis dahin noch von keinem vernünftigen Menschen gehört, der sich mit der Grödnersprache im Ernst beschäftigt hätte. Und wenn's ihnen schon lustig vorkam, daß wir uns mit ihrem Krautwälsch einen Spaß machen wollten, so schien es ihnen fast noch komischer, als sie sahen, daß es wirk-

lich der bitterste Ernst sei. Auch kam es vor, daß wir zu lachen anfingen, wenn der Junge eben aufgehört hatte, denn da er nur das Deutsche schulgerecht zu behandeln wußte, aber das Grödnerische nie von dieser Seite betrachtet hatte, so dünkten ihm oft die einfachsten Dinge räthselhaft und manchmal übersetzte er das, was wir ihm vorgesagt, ganz fehlerhaft, so daß wir selbst als seine Verbesserer auftreten mußten, was ihn öfter ganz verblüffte. Indessen wurde ihm bald eine Hülfe und uns, da wir den Blick für alles Schöne offen hielten, eine angenehme Augenweide. Wir hatten nämlich kaum eine halbe Stunde mit einander gearbeitet, als des Knaben Schwester hereintrat, ein Mädchen von sechzehn Jahren und von schöner Gestalt, mit römischem Gesichtsschnitte und feurigen Augen. Sie trug das Köpfchen unverhüllt und die reichen schwarzen Haare waren nach der Landesart in Flechten um die Stirne und Schläfe gelegt, ein zierlicher Reif um das ernste liebliche Gesicht. Ihr Eintritt unterbrach die Forschungen auf eine kleine Weile, aber da wir bemerkten, daß sie darüber roth wurde, fuhren wir wieder emsig fort. Auch dauerte es nicht lange, bis sie näher kam und sich hinter den Stuhl ihres Bruders stellte und abermals über eine kleine Weile begann sie selbst mit sprachzuforschen. Sie war in Meran in die Schule gegangen, hatte dort etwas deutsche Bildung genossen und zeigte sich bald nicht weniger lehrreich, als ihr Bruder. Insbesondere nahm sie sich des weiblichen Geschlechtes an, das der andere bisher gar nicht berücksichtigt hatte, ja ich glaube, daß gerade diese Vernachlässigung sie gereizt und getrieben hat, sich in der Linguistik zu versuchen. Wir hatten nämlich eben gefragt: Was heißt: ich bin gegangen — und darauf hatte Johann geantwortet: ie son git. In diesem Augenblicke aber öffnete sie ihren lieblichen Mund und ließ zum erstenmale ihre süße

Stimme erklingen und sagte in schüchterner Weise ergänzend: Und wenn's ein Weibsbild ischt, so sagt sie: ie son gita.

Nach ein paar Stunden schlossen wir die Untersuchungen, da es Abend werden wollte und noch etwa eine Stunde nach St. Ulrich, dem Grödner Hauptort, vor uns lag. Nachdem wir allen dreien für ihre Bemühungen herzlich Dank gesagt hatten, eilten wir bergabwärts. Oben indessen hatten wir auch gelernt, wie es auf ladinisch lautet, wenn man fragt: Wie weit ist es denn von hier nach St. Ulrich? Dieß heißt also: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei? Urteschei (Urticetum, Nesselwang) ist nämlich der grödnerische Name von St. Ulrich. Diese Phrase übten wir so lange ein, bis wir sie mit voller Geläufigkeit zu Tage bringen konnten. Wir freuten uns aufrichtig, als wir alle Schwierigkeiten überwunden hatten, und nahmen uns auch gleich vor, sie bei erster Gelegenheit zu benützen.

Wir waren also kaum etliche hundert Schritte von Pufels entfernt und hatten eben eine zahlreiche Familie bemerkt, die weit drinnen im Felde mit der Gerstenernte beschäftigt war, als wir beide zu gleicher Zeit über die Stoppeln hinriefen: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei? Kaum waren die rauschenden Worte verklungen, als sich Vater und Mutter und die Kinder, so wie auch die Knechte und die Mägde schleunigst aufrichteten und uns sprachlos anstarrten. Hierauf wiederholten wir den Ruf; aber nunmehr, da sie gewahrt hatten, daß wir landesfremde Wanderer seien, brachen sie alle in ein schallendes Gelächter aus und schrien uns verschiedene Anzüglichkeiten zu, die wir sämmtlich nicht verstanden. Wir ließen uns indessen durch diese Begegnung nicht abschrecken, sondern machten vielmehr gleich wieder einen Versuch. Da traf es sich nämlich,

daß wir an einer jähen Halde hinschritten und unter uns im Gerstenfelde einen Mann bemerkten, der langsam gegen uns heraufstieg und eine breite Garbe über dem Haupte trug, so daß er uns nicht ersehen konnte. Wir riefen also wieder: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei? worauf er laut und vernehmlich sprach: mezza ora. Diesen hatten wir also wirklich berückt und dadurch fanden wir uns reichlich belohnt für die kurze Mühe, die wir auf die Erlernung des Grödnerischen gewendet hatten; ließen uns auch nicht irre machen, als der Mann bald darauf den Steig betretend, seine Last von sich warf und uns deutsch nachrief, er wisse doch, daß wir keine Grödner seien.

Ein Jahr lang hatte ich den Spruch im Kopfe behalten, und als ich zum zweitenmale über Castelrutt ins Grödnerthal ging und beim Weiler Rungaditsch vorüber kam, fiel er mir wieder ein. Damals sah ich im Vorbeigehen einen Knecht hinten im Heustadel stehen und rief zu deutsch: Wie weit noch nach St. Ulrich? Der Knecht in seinem grödnerischen Hochmuth aber that, als verstände er nichts und arbeitete lautlos fort. Dadurch empfindlich sann ich auf Rache und nach ein paar Schritten, als das Stadelthor mich verdeckte, rief ich laut: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei? worauf der Knecht wie ein angeschossener Keuler herausstürzte, weil er's für Teufelsspuck hielt, daß der fremde Pilger, der so eben vorüber gezogen, in der Zunge von Gröden rede. Als er mich nun aber voll stummen Erstaunens betrachtete, sagte ich: „Gehe nur wieder hinein, o Knecht, und da du deutsch verstehst, so warte künftig nicht mehr, bis dich die Fremden in der Sprache von Gröden anreden, welche im gelehrten Deutschland niemand erlernen kann, weil alle literarischen Hülfsmittel, insbesondere Grammatik und Wörterbücher vollkommen fehlen." — Da der Knecht aus dieser Rede nicht klug

werden konnte, so zog er sich, ohne ein Wort zu sagen, gedemüthigt in seinen Heustadel zurück.

O du liebes Thal von Gröden, was sahst du so freundlich aus im Abendsonnenstrahl! Weiße kleine Häuschen mit goldenen Fensterchen und weiße große Häuser mit goldenen Fenstern hockten so heimlich auf den grünen Halden herum und zwischen den Wiesen reiften wieder goldene Kornfelder. Und zwischen Wiesen und Kornfeldern rauschte der Bach, und über dem Bach, über Häusern, Wiesen und Kornfeldern dunkelte der Wald und über der Anmuth des Thales dräuten, obwohl jetzt rosenfarb angeschienen, die geisterfarben gespenstischen Schrofen, die ja einmal insgesammt vor langen Tagen glühend aus der Erde gefahren sein sollen. Jetzt sind sie zwar schon seit geraumer Zeit wieder abgekühlt und es verbrennt sich keiner mehr den Finger daran, aber noch stehen sie da wie dazumal und züngeln titanisch keck gegen den Himmel und strecken ihre erstarrten Nadeln hochmüthig in den Aether.

Nunmehr zogen wir durch eine tiefe Schlucht hinab ins große Dorf der Schnitzler, an dessen ersten Häusern uns ein alter, blinder Bettler auf spanisch um eine Gabe ansprach. Während wir uns darüber verwunderten, begann er englisch zu reden; als wir ihm in diese Sprache folgten, flüchtete er sich ins Französische und aus der Langue-d'oui ins Italienische und zuletzt sprach er holländisch und deutsch. Das hatte er alles auf den Fahrten gelernt, die er in bessern Jahren als Kriegsmann gethan haben wollte. Nicht alle Grödner werden reich in der Fremde und der arme Mann scheint's nie gewesen zu sein. Jetzt einmal saß er gerade gegenüber einem hohen Hause, das ein anderer Grödner erbaut hat, der vor mehreren Jahren mit Hunderttausenden von Thalern aus Valencia, aus demselben Lande zurückgekehrt ist, in dessen Mundart der arme Lazarus am Wege von den Fremden Almosen heischt.

In St. Ulrich (3800 Fuß) war am Matthäustage, dem 21. September 1843, großer Markt und im Wirthshause zum Rössel waren alle Bänke voll zechender Grödner, welche viele schweinerne Rippchen und geräucherte Schnitzeln aus der Küche an sich zogen und überhaupt viel aufgehen ließen, was den jungen Wirthsleuten schöne Hoffnung für die Zukunft zu geben schien.

Die jungen Wirthsleute bestanden aus einem Grödner und einer Klausnerin, worunter man jedoch nicht etwa eine Einsiedlerin, sondern eine Tochter der kleinen Stadt Klausen, welche draußen am Eisack liegt, verstehen wolle. Er war ein hübscher junger Mann, der aber seine Wanderjahre zumeist in Italien verlebt hatte und nur gebrochen deutsch sprach, sie war eine schöne Frau, die aber kein grödnerisch verstand, auch nicht italienisch. Daher mußte auch ihr Gatte alles deutsch mit ihr verhandeln. Es mag eine wehmüthige Empfindung sein für einen liebenden Ehewirth, wenn er alle die süßen Gefühle der Flitterwochen der jungen Gattin nur radebrechend mittheilen kann, so daß sie immer doppelt lächeln muß, einmal selig über den Ausdruck seines liebenden Herzens und zugleich auch ironisch über die jämmerlichen Schnitzer, die in seinen Ergießungen mit herumschwimmen. Die Anwesenden waren übrigens sämmtlich in Feiertagskleidern. Die Tracht der Männer ist nahezu städtisch; die der Mädchen wenig unterschieden von der am Lande; nur in der Fatzelhaube liegt ein Merkzeichen, denn draußen sieht sie einem Zuckerhute ähnlich, hier aber einer langgezogenen Birne. Sie ist dunkelblau und oben darauf liebäugelt ein hellblauseidenes Schleifchen. Alles sprach grödnerisch, wie sich von selbst versteht, bis auf ein paar fremde Viehhändler, die zum Markte hereingekommen waren.

Die ersten verlässigen Nachrichten über die Beschaffenheit dieses Bergländchens und seiner Einwohner gab J. Steiner,

der Pfleger zu Castelrutt, im zweiten Bande des Sammlers für Geschichte und Statistik von Tirol, der 1807 zu Innsbruck erschien. Diese Mittheilungen sind die Quelle für alle anderen geworden, die seitdem über das Grödnerthal geschrieben haben, und nach diesem Herkommen erlauben auch wir uns, daraus zu nehmen, was für unsern Zweck ersprießlich scheint.

Der Urheber der Bildschnitzerei in Gröden „und so der größte Wohlthäter seines vaterländischen Thales," Johann de Metz, wurde zu Schuaut bei St. Ulrich geboren. Im Jahre 1703 fing er an, Bilderrahmen zu schnitzen, und da er mit dem Verdienst zufrieden, richtete er auch seine Söhne und andere junge Leute dazu ab. Die ersten Erzeugnisse dieses Kunstbetriebs waren einfache, halbovale Stäbe, wie sie noch an alten Kupferstichen zu gewahren sind. Allmählich wurden sie etwas verfeinert und nach dem Geschmack der Zeit mit Laub und Muscheln geziert. Später begann man auch Figuren, zu Weihnachtskrippen, Crucifixe, Heiligenbilder und allerlei Spielzeug für Kinder zu schnitzen.

Nunmehr kam es aber darauf an, den Absatz zu sichern. Einige Leute rüsteten sich und gingen mit der Krachse nach Italien, andere zogen nach Spanien und es gelang so gut, daß fast alle diese armen Händler reiche Kaufherren wurden. Und als sie so weit waren, schien es ihnen Verzagtheit, mit ihren Puppen und Hanswursten innerhalb der Säulen des Hercules stehen zu bleiben. In den siebenziger Jahren des letzten Jahrhunderts ließ sich Peter Wellponer in Mexico nieder und später begaben sich andere Grödner sogar nach New-York und Philadelphia.

Aber die Schnitzwaarenhändler hatten nach und nach ersehen, daß sich auch in andern Artikeln durch Fleiß und Betriebsamkeit viel gewinnen lasse, und so handelten sie denn bald in allem, was etwas einzubringen versprach.

Anfangs hatte dieser erweiterte Verkehr wenig Einfluß auf ihre Verhältnisse zur Heimath, denn die wandernden Hausirer hielten noch lange für gut, von Zeit zu Zeit ins Thal zurückzukehren, und wenn sie im Alter von ihren Land- und Meerfahrten auszuruhen gedachten, so setzten sie sich an den häuslichen Herd von Gherdeina und kauften dort kleine Landgüter, die wegen der großen Nachfrage auf ungeheure Preise stiegen. Aber je mehr sich die Geschäfte ausbreiteten, desto hinderlicher zeigte sich diese Gewohnheit, und so kam es, daß sich immer mehrere im Auslande niederließen. So entstanden schon im fünften Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts seßhafte Grödner Handlungen zu Pavia, zu Ancona, zu Perugia, zu Neapel und zu Lissabon, deren Häupter nur zuweilen noch in Gröden erschienen, etwa auch aus Eitelkeit, um den Nachbarn zu zeigen, was für große Herren sie geworden. Die Anzahl dieser auswärtigen Firmen stieg aber in dem Maße, daß Pfleger Steiner deren über einhundertundfünfzig zählte, die sich in Deutschland, in Frankreich, in den Niederlanden, in Italien, Spanien, Portugal und in Amerika aufgethan hatten. Diese Grödner Handlungen übten nun überall den löblichen Gebrauch, nur junge Leute aus der Heimath zu Gehülfen zu verwenden, die dann wieder auf eigene Rechnung sich aufthaten und abermals etliche Jünglinge von Gardena sich verschrieben. Ueberdieß galt auch die Sitte, daß ein Grödner, wo er sei, diesseits oder jenseits des Oceans, nur eine Grödnerin heirathen dürfe, und in Anbetracht dieser Umstände äußert denn Steiner die Vermuthung, daß zu seiner Zeit die Anzahl der im Heimathlande lebenden Grödner nur ein Drittel des gesammten, aus dem Thale stammenden Volkes betrage.

Was nun die Gegenwart betrifft, so sind die Verhältnisse erheblich umgestaltet und die grödnerische Propa-

ganda ist ganz verkommen. Der Verschleiß der Schnitzerei liegt jetzt nämlich in den Händen der wenigen Verleger, die alle handelsmäßige Vermittlung mit den auswärtigen Kunden besorgen, während die übrigen zu Hause bleiben. Diese Verleger sind wohlhabende Leute und gehen mit der Zeit voran; sie haben tüchtige Schulbildung genossen und verschiedene Sprachen gelernt, stehen daher ihren Geschäften mit aller Weisheit vor und bestreben sich, sie so schwunghaft als möglich zu betreiben. Allerdings sind dadurch die ehemals freien Schnitzer zu unfreien Fabrikarbeitern heruntergesunken und ganz und gar in die Macht ihrer Brodherren verfallen. Der allgemeine Wohlstand ist daher sehr herabgekommen, da Schnitzeln so wenig als das nebenher geübte Spitzenklöppeln mehr zu Vermögen hilft und das Grundeigenthum wegen zu großer Bevölkerung ungemein zerstückelt ist. Die Grödner fühlen das auch sehr wohl und wünschen die alten Zeiten zurück, wo der Jüngling noch auf eigene Faust nach Spanien und Italien wanderte und im Alter als reicher Mercatante in die Heimath zurückkam, um den Rest der Tage in ruhigem Wohlleben auszuschlürfen.

Diese Erscheinung ist jetzt sehr selten geworden; die auswärtigen Grödner Herren, zumal jene, die schon in der Fremde geboren sind, haben, wie die Lechthaler, ihr einsames Thal schon lang vergessen. Als Ausnahme gilt es daher, daß vor mehreren Jahren jener unbekannte Mann in seinen Fünfzigen aus Spanien kam, sich durch die Sprache als Grödner auswies und ein großes Haus erbaute. Er heirathete schnurstracks ein schönes Grödner Mädchen, zeugte in aller Eile noch zehn Kinder und lebt jetzt als angesehener Familienvater zu Urteschei.

Eine Gefahr, die der Schnitzerei von Gröden täglich näher tritt, ist die Abnahme des brauchbaren Werkholzes. Als solches wurde ehedem ausschließlich die Zirbelkiefer,

Pinus cembra, verwendet, die da in großen Schlägen aufwuchs. Allmählich haben aber die fleißigen Hände ganze Wälder weggeschnitzt und erst als es zu spät war, überzeugte man sich, daß in der Gestalt dieser kleinen Pudel und Pferde, der zierlichen Puppen und Hanswurste die bedeutendsten Forste ins Ausland gewandert waren. Jetzt ist große Noth an Holz und die jungen Waldungen, die man zur Abhülfe des Mangels wieder künstlich angepflanzt, können nicht recht gedeihen, weil ihnen die Weidegerechtigkeiten immer hindernd im Wege stehen, würden auch bei dem langsamen Wuchs des Baumes erst im nächsten Jahrhundert ausgiebig zu benützen sein. Für manche Gattung von Schnitzwerk hat man daher schon angefangen, das weniger geschmeidige Fichtenholz zu bearbeiten, allein es bleiben noch immer viele Sorten, die nur aus dem feinen Zirbelholz geschnitten werden können. Dieses wird denn also mit schwerer Mühe aus dem nächstgelegenen Enneberg oder dem Villnößerthale über die Jöcher hergeholt. Schon Steiner ahnte die kommende Gefahr und rieth durch Cultur und Schonung des Zirbelbaumes bei Zeiten vorzukehren, aber seine Warnungen sind unbeachtet geblieben.

Dieses Schnitzeln also beschäftigt in Gröden Mann und Weib. Außerdem hat sich das schwächere Geschlecht noch einen eigenen Verdienst erkundschaftet, nämlich das Spitzenklöppeln, welches von jungen Mädchen, von erwachsenen Frauen und von abgelebten Weibern gleichmäßig betrieben wird. Die Waare ist etwas rauher Art und schickt sich eigentlich nur für das Tiroler Landvolk. Der jährliche Reingewinn, der sich aus dieser Industrie ergibt, wird von Steiner auf 25,000 fl. angeschlagen.

Mit den geklöppelten Spitzen und mit sonstigem kleinem Zeug, was sie sich unterwegs noch beilegen, insbesondere mit übergebliebenen Resten der Bozner

Lager, die ihnen gerne zu mindern Preisen überlassen werden, ziehen nun die frommen Grödner Mädchen mutterseelenallein im Lande Tirol herum und treiben Handelschaft. Schön wie sie sind, haben sie die Männer für sich, und ihr ehrbarer Lebenswandel gewinnt ihnen auch das Zutrauen der Frauen. Dabei haben sie gerade so viel erlaubte Schlauheit, so viel liebliche Geschwätzigkeit und so viel bescheidene Aufdringlichkeit, als zu ihrer Handelschaft nöthig ist. Manche sammeln sich mit der Zeit ein kleines Vermögen und vermählen sich nach ihrer Wahl in der Heimath; andere aber erreicht der Liebesgott auf dem Wege. Ja, manche junge Grödnerin hält oft plötzlich ein junger Mann vom Weiterziehen ab, indem er ihr auf die treuen Augen hin seine Hand reicht, zärtlich bittend, sie möge von ihren Irrfahrten abstehen und lieber sein häuslich Ehebett bereiten. Daher findet man denn weit zerstreut in deutschen und wälschen Thälern die Frauen von Gröden als Wirthinnen oder Krämerinnen, fast immer in hohem Ansehen. „Sie ist eine Grödnerin," hört man oft von Stadt- und Landleuten mit einem Ausdruck sagen, als enthalte dieses Wort alles, was sich von Ehrenhaftigkeit und löblichem Wesen einer Hausfrau berichten läßt. Nicht ganz so hoch stellt der deutsche Nachbar die Männer von Gröden. Er läßt ihnen zwar die Ehre des Fleißes, der Sparsamkeit, der Anlage für Handelschaft, behauptet aber, in allem andern sei der Grödner beschränkten Verstandes, sein Ideenkreis sehr enge, sein Bildungstrieb sehr kümmerlich. Bei solchen Urtheilen dürfen uns vielleicht die Engländer einfallen, von denen man ja auch gesagt hat, sie seien nicht geistreich, brächten aber zu allen Dingen, die sie unternehmen, gerade so viel Verstand auf, als sie dazu brauchten.

An jenem St. Matthäustage war also Markt, aber da es schon Abend geworden, so hatte der Handelsver-

kehr bereits aufgehört. Wir suchten daher eine berühmte Schnitzlerin auf, die in einer kleinen hölzernen Hütte nicht weit vom Marktplatze wohnt. Es ist eine Frau in mittleren Jahren, mit mehreren Kindern gesegnet, wahrscheinlich eine Wittwe, denn von ihrem Manne war nicht die Rede. Auf einem schmalen Tischchen lagen ein halbes hundert Schneide und Stemmeisen und dazwischen zahllose Holzblöckchen, wovon die einen noch ganz unbearbeitet, die anderen schon vorbereitlich zugeschnitten waren. Es überraschte uns, wie da mit wenigen Zügen schon das Naturell der künftigen Bestie angedeutet war — wie der aufwartende Pudel, der schleichende Fuchs, der kampfgierige Löwe zwar noch roh, aber doch so lebhaft sich darstellten. Auch die Auswahl war sehr groß, denn es fanden sich auf dem Tischchen fast alle weltläufigen Quadrupeden, zahme und wilde. Wir verlangten nun einen Hund geschnitzelt zu sehen, und kaum hatten wir's ausgesprochen, als sich die Frau niedersetzte, nach einem Blöckchen griff, in dem der treue Pudel schon leibte und lebte und nun ihre Messer arbeiten ließ, immer wechselnd zwischen großen und kleinen, spitzigen und runden. Dabei begleitete sie ihre Thätigkeit mit einem leisen Monologe und lispelte in unbewußter Sprachmengerei deutsch, italienisch und grödnerisch durcheinander. Nach einigen Minuten war der Pudel fertig und kostete einen Kreuzer.

Die Frau schien übrigens sehr begabt zu sein, denn sie hatte erst vor vier Jahren zu schnitzeln begonnen und war darin so weit gekommen, als irgend jemand im Thale. Und während die andern Nachbarn Jahr aus Jahr ein das Nämliche schnitzeln, ja die meisten ihr ganzes Leben lang nur immer dieselbe Gattung von Figuren liefern, hat sie sich neue Bahnen gebrochen und schon verschiedene gute Ideen ausgeführt. So z. B. schnitzelt sie alle Tiroler Volkstrachten, wie sie jetzt

noch in alterthümlicher Pracht bei Hochzeiten erscheinen, recht nett und zierlich; färbt sie auch sehr fleißig, so daß sie höchst niedlich in die Augen fallen. Die Figürchen haben guten Absatz und deßwegen sahen wir auch gerade nur drei Muster vorhanden, die Tracht von Pusterthal, von Zillerthal und von Gröden. Ich kaufte mir einen Pusterer in seiner würdigen schwarzen Hochzeitsjacke und eine Pusterin in dem faltenreichen gelben Rock und habe sie auch beide unversehrt nach Hause gebracht. Mein Brautpaar kostete mich übrigens nicht mehr als zehn Kreuzer.

Lieber wäre es der Künstlerin freilich gewesen, wenn wir einen von den beiden Kaisern gekauft hätten, die sie als ihre Meisterstücke vorzeigt, entweder den Kaiser Ferdinand oder den Kaiser Napoleon. Diese gehörten zu jener feinern Gattung von Schnitzereien, die mit fünf bis zehn Gulden bezahlt werden. Es sind ungefärbte Figuren, etwa einen halben Schuh hoch, in denen die Zeichnung zwar hie und da etwas mangelhaft ist, die Ausführung jedoch viel Fleiß und Geschick verräth. Gleichwohl hatten wir billige Zweifel, ob die Schnitzlerin der Imperatoren ihre Mühe belohnt finden werde; denn der eigentliche Habitus war weder beim einen noch beim andern getroffen. Napoleon hatte zu viel von Ferdinand und Ferdinand zu viel von Napoleon, ja eigentlich unterschieden sie sich nur durch die Uniform. Das that uns alles sehr leid, denn die Schnitzlerin glaubte in ihren Kaisern das Höchste geleistet zu haben und hoffte, sie recht theuer verkaufen zu können.

Von da gingen wir in ein anderes Schnitzlerhaus, wo drei alte Leute, zwei Männer und ein Weib, arbeitend beisammen saßen. Das Weib, das vierundachtzig Jahre zählte, schnitzte noch rüstig und machte sehenswerthe Hunde; die beiden andern verfertigten lauter Hähne. Alle drei hatten tiefe Narben an den Händen, denn bei aller Ge-

wandtheit fährt doch mancher Stich ins Fleisch, und einer von den Greisen hatte sich in früheren Jahren sogar einen Finger weggeschnitzt. Hier wie in andern Häusern waren ganze Körbe voll solcher Spielsachen zu sehen.

Endlich besuchten wir auch einen der Verleger, Herrn J. B. Purger, der in einem schönen Hause Wohnung und Schnitzwaarenlager hält. Hier sahen wir, was wir bisher nur in Körben gewahrt, in ganzen Gemächern nach Tausenden aufgespeichert oder auf lange Rahmen gestellt. Wir meinten, es würde wohl einige Zeit hergehen, bis dieß alles unter die Kinder dieser Welt vertheilt sei. Herr Purger aber sagte, das leere sich oft in wenigen Tagen durch ein paar Versendungen und gerade in diesem Jahre sei die Nachfrage so groß, daß aller Fleiß der Schnitzler kaum hinreiche sie zu befriedigen. In einer der Vorrathskammern standen große halbmannshohe Heiligengestalten, die für Kirchen und Kapellen geschnitzt werden. Die Taxirung dieser Figuren ist überraschend einfach. Herr Purger legt seinen Maßstab an, nimmt die Zolle ab und sagt auf der Stelle bei Groschen und Kreuzer, was der Heilige werth ist. Sie sind ziemlich wohlfeil — um etliche Kronenthaler kann man schon einen recht anständigen Schutzpatron mit nach Hause tragen. Zu bemerken ist übrigens, daß sie unbemalt sind und die Kosten für die nachgängige Malerei und Vergoldung übertreffen die der Schnitzarbeit ums Doppelte und Dreifache.

Zuletzt zeigte man uns eine Sammlung von feinen Figuren, wie die beiden Kaiser bei der Schnitzlerin waren, von jenen künstlichen Arbeiten, die gleichsam die Cabinetsstücke der Grödner Schnitzlerei ausmachen. Die einfachen Thalleute speculiren dabei auf die Sympathien aller Nationen. Für den Landsmann gibt's einen Kaiser Ferdinand und Kaiser Franz, für die Engländer eine

Königin Victoria, für die Franzosen einen Napoleon und Herzog von Reichstadt; den Preußen wird ein alter Fritz geboten und den engern Freunden des Tirolervolks ein Andreas Hofer. Auch Pfeifenstopfer und Nadelbüchsen werden gefertigt, auf deren Kuppe sich eine liebliche Sennerin oder ein herzhafter Gemsenjäger oder sonst eine hübsche Figur zeigt. Die hochbüstige Königin von England mit Talar, Krone und Scepter, gerade wie ich sie das Jahr zuvor bei Herrn Lang in Ammergau gesehen, brachte mich zu der Frage, wie diese Uebereinstimmung zu erklären sei, worauf mir der Verleger sagte, die Leute von Ammergau hätten in der Erfindung etwas voraus und das, was sie neu an den Tag gefördert, werde jeweils beschickt, um hier nachgeschnitzt zu werden.

Die Sprache der Grödner hat schon zu mancher seltsamen Hypothese Veranlassung gegeben. Zuerst verhandelte Hormayr in der Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol etwas ausführlicher über dieses Idiom und lieferte damals auch ein Vocabular, das aber sehr unkritisch abgefaßt ist. Er meint, jene Sprache sei weder dem Deutschen, noch dem Italienischen ähnlich, während doch die Verwandtschaft mit letzterem beim ersten Blick in die Augen springt. Anziehend ist nebenbei die Nachricht, daß der Rechtsgelehrte Bartolomei aus Pergine ein Verzeichniß grödnerischer Wörter der berühmten etruskischen Akademie zu Cortona mitgetheilt und diese in der Sprache von Gherdeina die alttuskische und sogar assyrische, hebräische und, was sehr begreiflich sei, griechische Stammsylben zu finden geglaubt habe.

Säuberlicher ist Pfleger Steiner mit dieser Sprache umgegangen. Er konnte zwar die nahe Verwandschaft mit dem Italienischen nicht verkennen, doch gelang es ihm auch nicht, sich jener Hypothesen zu enthalten, die damals umliefen. „Warum, sagt er, sollten wir nicht

das Völkchen der Grödner für Abkömmlinge und Ueberbleibsel des alten Volkes der Rhätier und ihre Sprache für einen freilich nicht unverdorbenen Dialekt der rhätischen Sprache halten? In dem von jeder Heerstraße abgelegenen Gröden konnte sie sich um so leichter erhalten, als dieß Thal wahrscheinlich noch nie von fremden Kriegsvölkern überzogen worden ist."

Dasselbe was J. Steiner, der Pfleger von Castelrutt, für die Sprache seiner ladinischen Gerichtsholden gethan, unternahm später J. Th. Haller, der gewesene Landrichter zu St. Vigil, für das Idiom der Enneberger. Seine lehrreiche, obgleich ohne linguistische Einsicht geschriebene Arbeit findet sich in den Beiträgen zur Geschichte u. s. w. von Tirol und Vorarlberg. Der Landrichter von Enneberg verfolgt die Bahn des Pflegers von Castelrutt; auch er glaubt, daß die Enneberger und Grödner sich einer Sprache rühmen können, die im Wesentlichen die Sprache ihrer Urväter, der alten Rhätier tuskotyrrhenischen Stammes, sein und im Alterthum vor allen Sprachen lateinischen Ursprungs den Vorzug gehabt haben dürfte.[1])

Je mehr sich nun in den letzten Decennien die deutschen Philologen, welche die Urgeschichte Italiens bearbeiteten, mit den etruskischen Räthseln beschäftigten, desto gespannter wurde ihre Aufmerksamkeit auf diese Alpensprachen, die man als die Töchter, daher wohl als die Schlüssel zu der mit sieben Schlössern verriegelten Sprache des alten Etruriens zu betrachten gewohnt war. Niebuhr ging daher, als er seine römische Geschichte schrieb, nicht achtlos an dem Ladin von Gröden vorüber, aber er bestärkte nur die alte Ansicht. Später nahm auch Ottfried Müller mit großer Erwartung Hormayrs Geschichte

1) Uebrigens ging der Wahn, die alte Sprache der Tusker lebe noch im rhätischen Hochgebirge, von Graubünden aus. (S. Herbsttage in Tirol S. 115.)

Tirols zur Hand, allein die Sprache der Grödner, die er daraus kennen lernte, schien ihm nicht so fast tuskisch, als vielmehr ein französischer Jargon zu sein. So blieb ihm nur die Hoffnung, daß in irgend einem Thale Graubündens oder Tirols noch ein Rest der alten rhätischen Sprache und in ihm das Werkzeug zur Entzifferung tuskischer Schriftdenkmäler entdeckt werden möge. Diese Hoffnung ist aber sicherlich vernichtet; denn wenn sich auch eine kleine Anzahl jetzt noch unbestimmbarer Wörter in dem Vorrath der ladinischen Mundarten findet, so glauben wir doch nicht, daß sich diese vielleicht rhätischen Wasseräderchen zu einer Quelle vereinigen werden, die ein ausgiebiges Schöpfen zuließe.

Weil sich die Thäler von Gröden und Enneberg gegen das deutsche Sprachgebiet hin öffnen, so meinten schon manche ihren Romanismus auf eine besonders feine und künstliche Art erklären zu müssen. Sie behaupteten daher, die Urväter der Ladiner seien Flüchtlinge aus den römischen Mansionen am Eisack und im Pusterthale gewesen, die sich bei der Völkerwanderung in diese Berge gerettet, oder sie stammten von militärischen Colonien her, welche die Römer zur Verbindung jener festen Plätze in diese Thäler geführt. Die eine dieser Hypothesen ist aber so unnöthig wie die andere. Als nämlich die Römer Rhätien unterjocht hatten, ließen sie sich in dem eroberten Gebirgslande in eben dem Maße nieder, wie in andern besiegten Ländern, und in wenig Jahrhunderten war ihre Sprache, wie in Spanien und Gallien, zur allgemeinen erhoben. Als die Deutschen in das Land drangen, setzten sie sich zunächst nur in der Thalsohle, an den Straßen fest, die ihre Verbindung mit Italien sichern mußten, und an diesen Heerwegen war es zuverlässig, wo auch zuerst die deutsche Sprache Wurzel faßte. Was nicht auf diesem ihrem Zuge lag, widerstand der Germanisirung gewiß noch

lange Zeit, und es sind vielleicht noch keine fünfhundert Jahre, daß in Stubai, auf den Höhen des Wippthals und an jenen, die dem Eisack entlang nach Bozen zu laufen, romanisch gesprochen wurde. Auf den Halden von Gufidaun, im Thale von Lüsen und Villnöß und an der Mündung des Grödnerbaches bis hinab nach Vels geschah dieß sicherlich noch später. Wenn nun zu einer gewissen Zeit in allen Theilen des dicht bevölkerten Rhätiens romanisch gesprochen wurde, so haben sich die Thäler von Gröden und Enneberg, die jetzt allerdings als die äußersten Vorposten wälscher Zunge erscheinen, in jenen Jahrhunderten nicht am Rande, sondern mitten im Herzen des romanischen Sprachgebiets befunden. Demnach waren sie also auch zu besagter Zeit in durchaus gleichen Verhältnissen mit der übrigen rhätischen Bevölkerung, standen den Römern gerade so ferne oder so nahe, als diese, und deßwegen erscheinen denn auch alle Voraussetzungen, die sie in eine engere ausnahmsweise Beziehung zum ehemals herrschenden Volke bringen wollen, als grundlos.

Die Grödner und die Enneberger sind also wie die Romanschen in Graubünden Abkömmlinge der alten Rhätier, welche zu ihrer Zeit lateinisch gelernt und diese Sprache zu weiterer Verarbeitung ihren Enkeln hinterlassen haben. Daß diese damit nicht gerade ganz aufs Italienische hinausgekommen sind, ist auch nicht schwer zu erklären. Beide Thäler sind nämlich von den angrenzenden italienischen Landschaften durch hohe Jöcher geschieden, und da diese immer wälschen Herren gehorchten, so standen jene, welche deutschen Dynasten untergeben waren, auch in keiner politischen Verbindung mit Italien.

Manche Erscheinungen, welche Ottfried Müller veranlaßten, von einem französischen Jargon zu sprechen, kommen in den oberitalienischen Dialekten ebenfalls vor und sind überhaupt der ganzen Familie der nord-

romanischen Idiome eigen. Daß viele deutsche Wörter aufgenommen worden, wie denn das Wort für die Hauptbeschäftigung des Grödners selbst ein deutsches ist, nämlich snizlè, erklärt sich aus der Nachbarschaft.

Wie ihre Sprache nun aber auch klingen mag, die Grödner lieben sie sehr innig. Es ist übrigens nicht allein Gewohnheit, was sie ihnen werth macht, sondern auch die lebendige Ueberzeugung, daß sie in ihr ein großes Gut besitzen. Wir haben oben erzählt, daß der Zug der Grödner, als sie zu wandern begannen, anfangs in romanische Länder ging, nach Italien und Spanien. In diesen Ländern war es, wo die rührigen Aelpler zuerst gewahrten, welch vorzügliches Idiom ihnen das Heimathsthal mit auf die Reise gegeben. In wenigen Wochen waren sie im Stande zu Neapel und zu Cadix sich verständlich zu machen und andre zu verstehen. Deßwegen sind sie auch fast etwas stolz auf ihr Krautwälsch und wollen überhaupt zu Hause kaum eine andere Sprache aufkommen lassen; so daß deutschen Frauen, welche ausnahmsweise in das Thal hinein heirathen, am Ende nichts anders übrig bleibt, als sie mit Geduld und Ausdauer zu erlernen. Es gibt sogar Beispiele, daß Eltern, die aus Gröden stammen, aber längst im Ausland angesessen sind, ihre Kinder zunächst in der Grödnersprache erziehen, so daß diese sie geläufig sprechen, ohne je das Thal gesehen zu haben. Uebrigens findet auch die deutsche Sprache gebührende Würdigung. Die Kinder werden gewöhnlich auf ein paar Jahre zum Schulbesuche nach Klausen oder Bozen geschickt, die erwachsenen Jungen und Mädchen aber, die bis dahin säumig gewesen, dingen sich bei deutschen Bauern ein, um ihnen ihr bestes Tirolisch abzulernen. Rechnet man nun die Nähe des deutschen Gebietes und den vielfältigen Verkehr mit demselben hinzu, so ist es leicht erklärlich, daß unsere Sprache in dem Thale allenthalben verbreitet ist, daß sie besser oder

schlechter fast jedermann zu sprechen weiß. Allerdings machen sich die Grödner im Italienischen bälder heimisch als im Deutschen, und daher ist es ihnen auch in der Regel geläufiger, als dieses.

Auf seltsame Weise wird in diesen Thälern der Schulunterricht betrieben. Die Kinder lernen lesen und schreiben, aber nicht ladinisch, welches ja keine Schriftsprache, sondern deutsch und italienisch. Sie werden so weit gebracht, um Texte in diesen beiden Sprachen herunterlesen und nach Angabe schreiben zu können, wissen aber nicht, was das bedeutet. Die Lehrer trachten zwar, ihnen so viel als möglich von dem Verständniß beizubringen, aber wie sie selbst gestehen, hat dieß nur im Italienischen einigen Erfolg. Am meisten Sorgfalt wird billigerweise auf Verdeutlichung des Katechismus gewendet, dessen Sprache italienisch ist. Wenn nun die Jungen und die Mädchen später in deutsches Gebiet oder nach Italien wandern, so beginnen sie erst einzusehen, warum sie so lange Jahre in der Schule gesessen. Jetzt lernen sie allmählich die Bedeutung der mannichfachen Phrasen kennen, die ihnen aus beiden Sprachen noch im Kopfe geblieben und allmählich kommen sie auch darauf, was die schönen Geschichten alle sagen wollten, die sie in den Tagen der Kindheit stundenlang herunter lesen mußten.

In den Kirchen wird zumeist italienisch gepredigt; nur zuweilen auch deutsch. In neuerer Zeit finden sich einzelne Geistliche, welche sich bemühen, das Italienische der größern Verständlichkeit wegen zum Grödnerischen herabzuziehen oder dieses zu jenem hinaufzuheben und so predigten sie denn in einem italianisirten Gardena. Als Seelsorger werden keine deutschen Priester hier verwendet, und auch reine Italiener sind nicht ganz passend. Dagegen erscheinen die geistlichen Herren von Enneberg vollkommen tauglich und auch die von Buchenstein und

Fassa, wo ein Dialekt gesprochen wird, der den Uebergang aus dem Ladinischen ins Italienische bildet, können sich in kurzer Zeit ganz heimisch machen. Diese vier Landschaften, Gröden, Enneberg, Buchenstein und Fassa bilden daher eine abgeschlossene geistliche Sprachprovinz, welche ihre Seelsorger ausschließlich nur aus ihren Landsleuten erhält.

Bemerken wir schließlich, daß jetzt die meisten Grödner Familien nicht deutsche, aber germanisirte Geschlechtsnamen führen. Ursprünglich pflegte man sich mittelst der Präposition de nach den angestammten Höfen zu nennen und daher das adelige Aussehen dieser Namen. Und doch ist jener Johann de Metz, gesegneten Andenkens, der die Bildschnitzerei in Gröden eingeführt, eigentlich nur ein Bauer vom Metzer oder Mitter Hof gewesen, ohne alle Ansprüche auf Adel und Ritterschaft. In neuerer Zeit hat man dieß vornehme de fast durchgängig aufgegeben, dafür hinten an der Namen ein deutsches er gesetzt und auch sonst noch einige Veränderungen angebracht, die dem deutschen Nachbar die Aussprache mundgerechter machen können. So sind die de Pecei (vom Tannenwald, peceto) jetzt Pitscheider, Petscheider, Patscheider oder Bettscheider geworden, die de Larcenei (vom Lärchenwald) Lartschneider, die de Sotruf (unter dem Bach) Sotriffer, die de Val bona (vom guten Thal) Wellponer, die al Doß (auf dem Bühel) Aldosser, die de Costa (von der Leiten) Kostner, die de Colle (vom Hügel) Koller u. s. w.

In Enneberg ist es so ziemlich derselbe Fall, doch machen sich die Leute daselbst auch wenig Bedenken, einen doppelten Namen zu führen, und mancher der in seinem Heimathsort da Saß oder da Punt genannt wird, ist in den Acten des k. k. Landgerichts zu St. Vigil nur als Steiner oder Brucker bekannt.

Indessen sind wir auch wieder zur Wanderschaft bereit. Klausnerin und Grödner, die jungen Eheleute,

machen, wie es Anfängern ziemt, bei all der guten Bedienung billige Zeche. Demnach auch wohlgewogener Abschied und auf die Bitte ein andermal, wenn man des Weges sei, wieder einzusprechen, die huldvollste Bejahung. Nach diesem greift man zum Stocke, schüttelt jede Hand, die dargeboten wird und begibt sich auf den Weg ins Thal hinein, über das Joch nach Kolfuschg, welcher in die Abtei und nach Enneberg führt.

Schöner, kühler Sommermorgen, thauige Matten, freundliche Lichter in der wechselnden Thalsohle! Im nächsten Dorf, kaum eine Stunde weit, wird wieder zugesprochen, um wenigstens eine flüchtige Bekanntschaft mit den Leuten von St. Christina zu machen. Im Wirthshause finden sich ein paar gesprächige Trinker, die wir aber nicht verstehen, und dann wieder eine Erscheinung wie zu Pufels auf der Höhe, nämlich die Bäckertochter von Urteschei, ein gar schönes Mädchen, hoh und hehr gewachsen, mit den lieblichen Wangen von Gröden, reinlich und schmuck in dunkle Farben gekleidet. Die Jungfrau sah so gebildet und vornehm aus, als wenn sie nicht nur italienisch, sondern auch französisch sprechen könnte, trug aber einen Korb voll Brod auf dem Rücken und geberdete sich so unschuldig und so einfach, als wenn ihr noch niemand zu wissen gethan hätte, daß sie eine grödnerische Schönheit sei. Wir richteten einige Fragen an das Mädchen und darauf gab sie uns bescheiden und artig deutsche Antwort. Dann, nachdem die Wirthin mit dem Gelde für die Semmeln hereingekommen war und es ihr in die Hand gegeben hatte, zählte sie es nach, schob es ein und ging mit ihrem Tragkorb wieder um ein Haus weiter. Soll nach Aussage der Wirthin ein vorzügliches Mädchen sein, brav, sittlich, gottesfürchtig und was sich sonst noch alles von einer Jungfrau rühmen läßt.

Von St. Christina gelangt man bald zum Schlosse Fischburg, das auf den hohen Matten des Thales liegt. Dasselbe hat ein sehr friedliches Aussehen und gleicht eher einem weitläufigen Maierhofe, als einer jener trotzigen Vesten an der Etsch. Freilich wurde es auch erst um 1620 erbaut. Es ist durch Schenkung des Grafen Leopold zu Wolkenstein Eigenthum der Gemeinden St. Christina und St. Maria geworden, dient deren armen Mitgliedern als unentgeltliche Wohnung, steht aber dem gänzlichen Verfall sehr nahe. Weiter drinnen liegt noch ein Dörflein, das eben genannte St. Maria, und links von diesem geht ein Thälchen ein zwischen himmelstürmenden Dolomiten. Darin sind an der schroffen Wand des hohen Stabiakopfes die angeklebten Trümmer der Burg Wolkenstein zu sehen, die ehemals nur durch eine aus dem Felsen gehauene Treppe zugänglich war. Hier in dem wilden verlornen Winkel, in dem unzugänglichen Horst steht die Burg, deren Namen so viele wackere Ritter und Herren trugen und in deutschen wie wälschen Landen bekannt machten. In ältesten Zeiten gehörte die Veste den edlen Maulrappen und von diesen ging sie im dreizehnten Jahrhundert an die Herren von Villanders über. Konrad von Villanders, Burggraf zu Seben, nannte sich 1325 zuerst von Wolkenstein. Unter dieser Benennung blüht das Geschlecht noch jetzo in zwei reich entfalteten Zweigen. In den Tagen Herzog Friedrichs mit der leeren Tasche hielt sich Oswald von Wolkenstein öfter selbstverbannt in dieser seiner Veste, um den Lauf der Zeiten abzuwarten. Oswald von Wolkenstein war überhaupt ein halber Grödner, denn auf der nahen Trostburg geboren, verlebte er einen guten Theil seiner Knabenjahre unter den Bauern von Gherdeina. Auf seinen Ritterfahrten nach Italien, in die Provence, nach Spanien und Portugal fand er, wie es den spätern Schnitzlern ging, daß alles,

was in jenen Ländern geredet werde, nichts anders sei, als ein verschieden ausgetragenes Grödnerisch. Mit dieser Sprache kam er auch in Aragonien recht gut durch und die schöne Königin scheint er gar wohl verstanden zu haben, als sie ihm mit Händlein weiß ein Ringlein in den Bart band und dazu die Worte sprach: Non may plus disligades.[1]) Seine Ritterzüge lassen sich wie ein Vorbild ansehen, das er den Grödnern für ihre Schnitzlerfahrten aufstellte, und wenn nicht drei volle Jahrhunderte verronnen wären von der Zeit, wo er aus den wälschen Landen zurückkam, bis zu den Tagen, wo die ersten Bilderkrämer aus seinem Thale dahin gingen, so könnte man sagen, an ihn knüpfe sich die Ueberlieferung, wie gebahnte Wege der Eingeborne von Gardena dort allenthalben finde.

Der Langkofel (Sass lung 9751 Fuß) ist ein schrecklicher Fels, der eine ungeheure Dolomitenzunge gen Himmel streckt. An seinen Wänden hängt kein Grashalm, viel weniger könnte da eine Gemse klettern. Auf dem Haupte trägt er eine weiße Decke. So unerklimmbar er von dieser Seite dasteht, so ist ihm doch von hinten beizukommen und man findet mehr als einen Grödner, der von dort oben herunter in sein liebes Thal geschaut haben will. Bis jetzt hatten wir

1) Non may plus disligades, zu deutsch: Bindet es nicht mehr los! Der Anfang des Gedichtes lautet:

Ain künigin von Arragon was schon und zart,
dafür ich kniet, zu willen raicht ich ir den bart,
mit hendlein weis band sie darein ain ringlin zart,
lieplich und sprach: non may plus disligades!
Von iren handen ward ich in die oren mein
gestochen durch mit ainem messin nädelein,
nach ir gewonheit sloß sie mir zwen ring darein,
die trug ich lang und nennt man sie: raicades.

ihn vor uns gesehen, aber nunmehr trat er zur Seite, denn wir wanderten das Grödner Joch hinauf, jäh und steil eine lange Zeit, bis es oben in hügeligen Wiesen endet. Eine verlassene Sennhütte stand am Wege und in ihrer Nähe etliche junge Zirbelbäume.

Nicht weit von der Sennhütte war auch die Wasserscheide, wo die Bächlein sich sondern und die einen gegen Abend rinnen ins Thal von Gröden und die andern gegen Morgen in die Abtei. Da sah ich noch einmal in die Alpenlandschaft hinunter, aus der ich heraufgestiegen war, in das bilderreiche Thal von Gardena. Was für eine stille Kraft, dachte ich, wohnt in dem alten rhätoromanischen Volke, das aus seinen Bäumen Millionen herausschnitzelte und seinen Namen bis in die neue Welt trug! Und doch, wie bescheiden und einfach, wie gutmüthig und menschenfreundlich sind diese Aelpler geblieben! Und während ich dieß so in Gedanken hin und her drehte, entfuhren mir wieder die unvergeßlichen Worte: Tang longsch ie'l pa da tlo fin a Urteschei.

Wer sich nun auf die andere Seite dreht, der ist auch nach dem Schlern und dem Langkofel noch überrascht, wenn er über das Thal der Abtei hinaus die gezackten Firsten des Kreuzkofels gewahrt, der an ungethümer Zerrissenheit mit allen seinen Nachbarn wetteifert. Auch auf seinen Spitzen lag ein weißer Mantel; an seinen steilen Wänden hatten sich einzelne Schneefäden angehängt. Unten im grünen Thale aber standen zwischen breiten Gerstenfeldern Kolfuschg und Corvara, zwei niedliche Dörfer, doppelt freundlich anzusehen in der fürchterlichen Bergwildniß.

Im Jahre 1868 gegen Ende Septembers bin ich auch wieder einmal ins Grödnerthal gekommen. Man braucht jetzt nicht mehr über Castelrutt oder Laien auf heißen Pfaden hineinzu-

klettern, vielmehr steht jeden Abend zu Waidbruck an der Eisenbahn, eine Postkalesche, in welcher man „ganz eben" d. h. immer sachte ansteigend nach St. Ulrich fährt. Es ist nämlich, zunächst auf Betrieb des Herrn J. B. Purger, Bürgermeisters und Spielwaarenhändlers, eine Straße durch die Schlucht des Grödner Baches getrieben und zum Theil gesprengt worden, welche in leichten drei Stunden hinein, in der Hälfte der Zeit herausführt. Sie wurde am 26. October 1856 unter großen Feierlichkeiten eröffnet. Seitdem ist auch eine gute Schrift über das Grödner Thal erschienen (Gröden, der Grödner und seine Sprache. Bozen 1864), deren ungenannter Verfasser der Herr Beneficiat Vian in St. Ulrich ist. Herr Vian eröffnet sein Werklein, bezeichnend genug, gerade mit der Beschreibung jener Feierlichkeiten, denn auch er fühlte lebhaft, daß der Tag, der das Thal der Welt erschloß, für dieses eine neue Aera begonnen habe und immer unvergeßlich bleiben werde. Das Schriftchen ist sehr belehrend und enthält eine Anzahl Aufrichtigkeiten, die wohl nicht jeder sagen möchte.

Um aber auf mich zurückzukommen, so war ich damals allein in der Kalesche und fuhr so bis zum neuen Zollhause, gleich hinter Waidbruck, wo, wie der Kutscher sagte, noch ein Herr einsitzen würde. In der That zeigte sich auch dort ein solcher und zwar ein geistlicher, welcher sofort aufstieg. Wir gaben uns bald zu erkennen — der neue Fahrgast war eben der Verfasser des erwähnten Buches, der Herr Beneficiat Vian, was mich sehr erfreute. So fuhren wir denn emsig plaudernd dahin durch den düstern Tobel neben dem stürzenden Bache und kamen allmählich nach St. Ulrich. Ich kehrte wieder im Rössel ein, wo ich die Wirthsleute, den Grödner und die Klausnerin, noch bei frischem Leben und in guter Gesundheit traf, umgeben von fünf blühenden Kindern, vier Mädchen und einem Knaben. Sie meinten sich noch an mich zu erinnern und ich meinerseits brauchte nur in mein Buch zu schauen (welches ich freilich nicht bei mir hatte), um mir auch ihr Gedächtniß wieder aufzufrischen. Der Empfang war daher sehr warm, aber die Stube war sehr kalt, was ich unter solchen Umständen auch schon anderswo zu rügen wagte.

Bis das Essen aufgetragen wurde, nahm ich das Fremdenbuch zur Hand, das einen reichlichen Besuch ausweist. Zumal Engländer sind in großer Zahl eingeschrieben. Sie rühmen vielfach das aufmerksame und artige Wesen des Herrn Lordschneider und seiner Familie. Der Rösselwirth schreibt sich nämlich Lordschneider, ein Name, der aber nicht von Lord und schneiden, sondern, wie das oben angeführte Lartschneider, von laricinetum, larcenèi, abzuleiten und mit Lärcher zu verdeutschen ist. Den Weitpreis unter den Gästen schien mir ein Herr Siegewart Wallach, Kaufmann aus Melbourne in Australien ansprechen zu dürfen.

Andern Morgens besuchte ich den Herrn Purger, den Verleger, den ich auch schon Anno dreiundvierzig kennen gelernt. Dieser verdienstvolle Mann ist jetzt ein munterer Sechziger. Sein Vater ist von dem nahen St. Peter eingewandert, er selbst aber schon in St. Ulrich geboren. Er führte mich in seinem großen und schönen Hause herum, durch alle drei Stockwerke bis unter den Speicher und wies mir seine unermeßlichen Vorräthe. Die Grödner haben die feinere Schnitzkunst jetzt so ziemlich aufgegeben und arbeiten hauptsächlich in ordinärer Waare für den vierten Stand. Doch sind alle Lager voll und das Geschäft gibt den Verlegern noch immer ein angenehmes Erträgniß. Dagegen ist das ehemals geübte Spitzenklöppeln fast gänzlich eingegangen. Spitzenklöppeln heißt fè (fare) zandli d. i. Zahnl, Zähnlein, frz. dentelles.)

Nachher stattete ich dem Herrn Beneficiaten einen Besuch ab. In seinem Büchlein hat er der Welt die erste Grammatik der Grödnersprache verehrt und jetzo ist er mit einem grödnerischen Wörterbuch beschäftigt. Ob es im Drucke erscheinen wird, ist freilich zweifelhaft, denn die Herausgabe seiner ersten Schrift hat dem Verfasser eine bedeutende Einbuße verursacht, was nicht anders als abschreckend wirken kann.

Herr Vian gibt die Zahl der Grödner nach der Zählung von 1864 auf 3493 Seelen an. Uebrigens nehme die Bevölkerung, weil jetzt so viele Auswanderer nicht mehr zurückkehren, fortwährend, wenn auch langsam, ab. Erfreulich sei, daß die Grödner,

welche in der Fremde ihr Glück gefunden, auch in unseren Zeiten ihr Heimathsthal nicht vergessen, vielmehr ihr Gedächtniß durch allerlei Stiftungen aufrecht zu erhalten suchen. So stiftete Herr Johann Aldosser in Lissabon 1837 eine achttägige Andacht zu Pufels, Herr J. P. Peratoner Banquier zu Florenz, mit 12,600 Gulden ein geistliches Beneficium zu St. Ulrich und noch viele andere Auswärtige thaten sich in ähnlicher Weise hervor; doch kommen diese Stiftungen alle der Kirche oder den Armen zu statten; an die Schule scheinen die Gröbner nicht zu denken, obschon anzunehmen wäre, daß ihnen auf ihrem Lebensgange die Vortheile eines guten Unterrichts besonders klar vor Augen treten müßten.

Pfleger Steiner schätzte den Werth der jährlich abgesetzten Schnitzwaaren auf 44,000 fl. Vian beziffert ihn auf 145,000 fl., wovon aber die Kosten des Holzes, der Farben, des Leims u. s. w. abgezogen werden müssen. Uebrigens bedauert er, daß die Grödner mit Welt und Mode auch jetzt noch nicht fortschreiten und immer die alten Dinge zu Tage bringen. Was der Vater schnitze, schnitze auch der Sohn und der Enkel. Man sehe nur auf Quantität, nicht auf Qualität der Arbeit. Auch die im Jahre 1825 errichtete Zeichnungsschule trage wegen vernachlässigten Besuchs und wohl auch wegen unzweckmäßiger Methode des Unterrichts nicht die erwünschten Früchte.

In neuerer Zeit haben sich die Grödner selbst auf die Poesie verlegt und mehrere längere Gedichte verfaßt, welche auch gedruckt worden sind. 'Lvödl mutt und la vödla mutta, Elegien eines alten Junggesellen und einer alten Jungfer, hatten sich eines durchschlagenden Erfolges zu erfreuen. Ueberdieß hörte ich, daß die Schnaderhüpfel schon seit Menschengedenken in Uebung seien. Mein Gewährsmann wußte mir leider nur eines anzugeben, welches sich zwar nicht durch poetischen Werth auszeichnet, das ich aber doch mittheilen will, weil es das einzige ist, das mir zu Gebote steht. Es lautet:

La luna florasch
do pizza de sass long;

la muttans da deseng
ha 'l venter turond.

La luna florasch
do pizza de sass platt;
la muttans da deseng
dà la causa Curat.

was ins Deutsche übersetzt etwa lautet:

Jetzt geht der Mond unter
Dort hinterm Saß lung,
Und die jetzigen Mädeln
Werden alle ganz rund.

Jetzt geht der Mond unter
Dort hinterm Saß platt,
Und die Mädeln behaupten,
Schuld ist der Curat.

Unter den jetzt lebenden Grödnern ist namentlich Dominik Mahlknecht hervorzuheben, der berühmte Bildhauer, der in seinem eigenen Hause zu Paris, Rue de Babylon, wohnt. Seine Werke zieren Europas erste Sammlungen. Auch Herr Peter Nocker, ein Holzschnitzer aus St. Christina, der jetzt zu München lebt, erfreut sich großer Anerkennung.

Endlich mag noch bemerkt werden, daß im Jahre 1869 der Langkofel von Herrn Waitzenbauer aus München und ein andermal von Herrn Paul Grohmann aus Wien erstiegen worden ist. Daß die Grödner selbst früher schon die höchste Spitze erklettert haben sollten, wird jetzt stark bezweifelt.

Der Besuch des Grödner-Thales kam seither immer mehr in Aufschwung und eine vielseitige Literatur ist entstanden, welche die Eigenthümlichkeit des Völkchens behandelt. Der Ausflug ab Waidbruck ist lohnend, zumal in allen Ortschaften gute Gasthäuser zu finden sind.

XVIII.

Enneberg und Buchenstein.

1842, 1843.

Wir sind im letzten Capitel bis auf das Grödner Jöchel gekommen und gehen nunmehr bergabwärts in das Thal der Gader, in welchem gegen siebentausend Ladiner wohnen.

Kolfuschg, das zu deutsch Schwarzenberg heißen würde (col, fusc), blieb links zur Seite liegen. Wir schritten gegen Corvara zu, das letzte Dorf im Enneberger Land, mit weitzerstreuten Häusern, mit Kirche und Wirthshaus, am Rande eines Wildbaches gelegen. Die Gegend ist voll guter Alpenweiden, liegt aber zumeist bis Georgi unter dem Schnee. In der alten Kirche ist ein gothischer Altar und ein schönes altes Bild darauf, die Enthauptung der heiligen Katharina vorstellend. Als den Meister dieses Bildes nennt man bald Tizian, bald einen unbekannten Schüler Albrecht Dürers; wenns aber von einem der beiden sein muß, ist's gewiß eher von letzterem. Die anders Denkenden, und dazu gehören die meisten Leute des Thales, behaupten aber, der venetianische Maler sei durch schlimmes Wetter auf einer Winter-

reise in Corvara aufgehalten worden und habe da den Einwohnern dieses Andenken hinterlassen.

Auf dem Kirchhofe sind lauter neuere Inschriften in italienischer Sprache; nur eine ältere aus dem vorigen Jahrhundert ist deutsch und bezeichnet das Grab eines Herrn von Prack, aus einem Geschlecht, das in früheren Zeiten in Enneberg ebenso angesehen war, als die Ritter von Wolkenstein im Gröden.

Dem Bache nachgehend gelangten wir nach Stern, einem Weiler, der in der Landessprache la villa heißt. Es steht das Schloß Rubatsch am Wege, ein großes, festes Haus, in einem Umfang von hohen Mauern. Die Edlen von Rubatsch sind aber schon lange weggezogen und jetzt wohnt in den ritterlichen Gemächern ein schlichter Bauersmann. Gegenüber der Burg Rubatsch, auf der linken Seite des Weges, steht ein anderes Haus, groß und stark gebaut, ehemals ein Sitz der Kolzen, jetzt ebenfalls in den Händen eines bäuerlichen Herrn. Ein ansehnliches gothisches Portal ziert den Bau. Im Grödnerthale hat alle Maurerei den Charakter von gestern her; die Häuser scheinen alle neu und frisch; in Enneberg aber tritt das Alte überraschend hervor und der Wanderer trifft auf mächtige Thorbogen, auf spitzbogige Fenster, auf ragende Erker, die er hier wohl kaum erwartet hat.

Eine halbe Stunde von Stern liegt la Muda, die Stelle eines Dörfchens, das vordem sechs Häuser zählte, aber im Jahre 1821 durch einen Bergbruch zu Grunde ging, der vom östlichen Mittelgebirge sich ablösend, langsam ins Thal herniedersank, einen fünfhundert Klafter breiten Schuttdamm aufwarf, sofort auch den Gaderbach anschwellte und dadurch den Sompuntersee entstehen ließ, der aber in den nächsten zehn Jahren wieder verlief.

Unterdessen ist der spitze Kirchenthurm von St. Leonhard aufgetaucht und um ihn herum zeigen sich große dreistöckige Häuser, auf grünen Auen zerstreut. Die

Gebäude scheinen vielen Wohlstand zu verrathen, und wenn die Badioten arm sind, wie kaum zu läugnen, so lassen sie dieß wenigstens an ihren Häusern nicht vermerken. Allmählich hatten wir die ersten erreicht und bald setzten wir uns bei Herrn Johann Franz Dapunt im Wirthshause jenseits der Kirche zur Rast.

Wir sind also in St. Leonhard oder wie man in der Thalsprache sagt Badía. Diesem wälschen Namen entspricht denn wieder der deutsche, Abtei, welcher davon rührt, daß das Gebiet vor Zeiten der ehemaligen Abtei zu Sonnenburg im Pusterthale unterthänig war. Uebrigens gilt der Name Badia im gewöhnlichen Gebrauche für das ganze innere Thal, etwa von der Pontatscher Schlucht angefangen, und die Einwohner dieser Landschaft heißen daher auch Badioten. Sie sind große Viehzüchter und der Fleiß wie die Aufmerksamkeit, die sie diesem Erwerbszweige schenken, wird hochgerühmt. In ihren Ställen soll eine Reinlichkeit herrschen, wie man sie in ihren Stuben umsonst sucht, und die Sorgfalt für ihr Vieh soll jene für ihr menschliches Hauswesen weit überbieten. Was die andern Eigenschaften der Badioten und der Enneberger insgesammt betrifft, so zeichnen sie sich durch ungemeine Gutmüthigkeit, Geduld und Genügsamkeit aus. So arbeitsam und sparsam wie der Enneberger, sagt Herr J. Th. Haller, ihr gewesener Landrichter, so duldend und zufrieden, so fromm und sittlich, so voll Zutrauen und Achtung gegen Seelsorger und Obrigkeit, so offen für Belehrung uud bereit zum Gehorsame dürfte der Landmann nicht leicht anderswo wieder zu finden sein. Freilich ist schwer zu errathen, wie damit Proceßsucht, Mißtrauen und Mangel an Gemeinsinn zu vereinigen, was ihnen doch auch in bewährten Büchern vorgeworfen wird. In den Familien waltet patriarchalisches Leben. Vater, Söhne und Schwiegertöchter mit zahlreichen Geschwistern und Kindern theilen friedlich Tisch

und Wohnung. Seine heimathliche Sittlichkeit und Ordnungsliebe verläßt den Enneberger auch nicht, wenn er auswärts im Hause oder im Heere dient; er ist ebenso treu im Gesinde als brav im Kriege. Jenes milde, fast süßliche Wesen habe ich allererst an dem guten Wirthe von St. Leonhard, dem genannten Herrn Dapunt, für mich abgenommen und zwar schon das einemal, als ich im Jahre 1842 des Weges kam. Damals hatte er gerade einen reisigen Schuhmacher und andere Arbeit im Hause, ließ sich aber dadurch nicht hindern, recht artig und leutselig zu sein, während die Wirthin und die Magd daneben mit Krapfenbacken für die Kirchweih beschäftigt waren und Topfen wie Spinat in die weichen Fladen legten. Diesesmal dagegen schien der sanfte Wirth mit seinem singenden Vortrag sehr trübe gestimmt und als wir im Abenddunkel die reinliche Stube betraten, begann er noch, ehe das Licht erschien, mit folgenden Worten zu sprechen: „Ach, heut bin ich so traurig! Die Pusterer haben mir zwei Vettern erschlagen!" Dieß war wenigstens zur Hälfte wahr, denn am Tage zuvor, an St. Matthäus, des Apostels Fest, hatte es im Wirthshaus zu Saalen, welches am Ende des Thales liegt, schlimme Händel gegeben zwischen den deutschen Pusterern und den wälschen Söhnen von Enneberg. Zwei der letztern hatten vor allen die Nachbarn in Schimpf und Ernst hart mitgenommen. Die Pusterer aber, nach badiotischer Angabe ihrer fünf oder sechs, liefen den beiden, als sie heimwärts gingen, den Weg ab, überfielen und schlugen sie, bis sie für todt liegen blieben. Der eine, ein fröhlicher Junge, der die Zither schlagen und dazu schöne Lieder singen konnte, der kam auch nimmer zum Leben, der andere aber erholte sich langsam wieder und wurde gerettet. Dieß ist ungefähr die Geschichte, die im Herbste des Jahres 1843 großen Eindruck im Pusterthale machte

und mit verschiedenen Zusätzen und Abänderungen, je nachdem ein Deutscher oder ein Wälscher sie erzählte, vielfältig besprochen wurde. Die Enneberger sahen darin einen neuen Beweis des feindlichen Sinnes der Pusterer, wußten nur Gutes von den zwei Landsleuten zu sagen, und hatten keine Entschuldigung für das gräßliche Verbrechen; die deutschen Bauern an der Rienz aber meinten, es sei nicht so arg, da die beiden Verunglückten dieselben zwei übermüthigen Wälschen gewesen, die schon so viele Händel angestiftet und überall gerne mitgehalten, wo es zu Stößen gekommen. Nur die deutschen Mädchen gedachten mit Wehmuth des einen der Jungen, der so „fein" gewesen, die Zither so schön zu spielen gewußt und so liebliche Lieder gesungen.

Es ist bekannt, daß aus den Bergen von Enneberg und Fassa jene Bewegungen hervorgingen, welche die Geologie zu einer neuen Wissenschaft gemacht. Hier pilgerte einst Leopold von Buch mit Hammer und Tasche herum und nannte, seiner ungeahnten Ausbeute froh, diese Thäler den Schlüssel zur neuern Geognosie. Seitdem sind diese Wildnisse ein Wallfahrtsort für alle geworden, die die Geschichte des Erdballs studiren wollen. Bekannt ist ferner, daß die Landschaft von Badia in ihren Eingeweiden einen Reichthum kleiner Versteinerungen „von wunderbarer, allen Gesetzen der bisherigen Petrefactenkunde spottender Eigenthümlichkeit" enthält. Es ist auch dieß wieder ein wundervoller Zug der unerschöpflichen Natur des Landes, die, so wild und schauerlich in ihrem Zorn, doch ewig beflissen ist, den armen Menschen zu Hülfe zu kommen und ihnen neue Quellen des Wohlstandes zu öffnen, die dort, wenn der Bergsegen versiegt, Heilwasser auffinden läßt, hier statt der Zirbelbäume die Pectiniten und Ammoniten zu Ehren bringt. Es war Wunders genug für die ungelehrten Badioten, als die ersten Fremden nach jenen steinernen

Dingerchen zu fragen begannen, die bisher unbeachtet am Wege gelegen, und diese Seltenheiten gern mit Gold aufgewogen hätten, wenn sie ihnen die gutherzigen Aelpler nicht vorher schon geschenkt. Auch jetzt noch hegen diese ihre geheimen Zweifel über die Vernünftigkeit der Leute „die die Steine aufklauben und das Geld wegwerfen.“ So hat sich denn aus dem Verdachte über den gesunden Menschenverstand der Petrefactenfänger, der nichts desto weniger aufblühenden Ahnung einer mystischen, dem Auge der Eingebornen unsichtbaren Kostbarkeit dieses scheinbaren Trödels und der Voraussetzung großer Reichthümer auf Seite der wißbegierigen Pilger ein seltsamer Handelsbetrieb gebildet, der allerdings zu ungeschlacht ist, als daß er sich lange so halten könnte. Die einheimischen Sammler gehen nämlich in die Berge von Campill und St. Cassian, wo die Versteinerungen oder Curetsch (coralles, Korallen?), wie sie in der Thalsprache heißen, in unzählbarer Menge zu finden sind, füllen einen Zuber davon und bringen ihn mühsam nach Hause. Nun ist's begreiflich, daß sie das kostbare Kleinod, das der Liebhaber einem Edelsteine gleich schätzt, von den alltäglichsten Erscheinungen nicht unterscheiden können, und da sie gleichwohl schon erfahren, daß nicht eines ist wie das andre, und überdieß gehört haben, daß mancher listige Reisende an den eingehandelten Schätzen in der Welt draußen das Hundertfache gewonnen, da ihnen alles dieß den Kopf verwirrt, so sind sie mit ihrem Thesaurus in großer Verlegenheit. Sie fürchten immer, der fremde Kenner möchte ihnen die schönsten Stücke mit arglistiger Gleichgültigkeit herausnehmen, sie mit etlichen Groschen zufrieden stellen, und dann nichts überlassen, als ausgesuchte, werthlose Waare. Um dieß zu verhindern und um also mit den guten Exemplaren auch die werthlosen bezahlt zu erhalten, sind sie nun auf den Ausweg verfallen, ganze Kufen in Bausch und

Bogen zum Verkaufe auszubieten, und dafür verlangen sie fünfzig bis achtzig Gulden Conventions-Münze.

Diese kunstlose Praxis hätte aber die einfachen Steinklauber von St. Leonhard leicht in sehr schlimmen Leumund bringen können, da sie dieselbe auch an Herrn A. Petzholdt, dem reisenden Geognosten aus Sachsen, und seinem anonymen Gefährten zu üben wagten.

Diese waren kurze Zeit vorher bei Herrn Dapunt wohl zwei Stunden lang anhaltend mit der Auswahl von Petrefacten beschäftigt gewesen und hatten schon das Einpacken der ausgesuchten Exemplare, die etliche Loth wiegen mochten, theilweise beendigt, als sie auf die Frage nach dem Preise unter Lächeln die Antwort erhielten, daß sie achtzig Gulden Conv.-Münze kosten und daß es gleich sei, ob man den ganzen Vorrath oder das Wenige behalte, was ausgesucht worden. Es wurde dem Wirthe bemerkt, daß er dieß hätte eher sagen sollen und für die ausgesuchten Stücke ein Gebot von zehn Gulden gelegt — offenbar mehr als sie werth waren. Er aber ergriff mit großer Ruhe die Petrefacten, schüttete sie in den Kasten zu den übrigen und mischte sie ihnen sogleich zu, mit den Händen alles sorgfältig durcheinander knetend, bei welcher Mißhandlung so schöner und zarter Gebilde er den Reisenden näher ans Herz griff, als durch die höhnische Zurückweisung ihres Geldes.

Natürlich wurden alle weiteren Unterhandlungen abgebrochen. Die Reisenden schieden in gerechtem Zorne, während des Wirthes lächelnde Miene dieselbe blieb. Gleichwohl möchten wir hier weniger Böswilligkeit als jene fromme Einfalt sehen, die nicht recht weiß wie sie mit ihren Schätzen daran ist, und da Herr Petzholdt in der guten Absicht, die Nachkommenden vor der Arglist dieses wälschen Wirthes zu sichern, eine förmliche Warnung hat ergehen lassen, so finden wir uns gleichermaßen zur Beruhigung künftiger Reisender veranlaßt, diese

Warnung wieder außer Wirksamkeit zu setzen, denn Johann Franz Dapunt hat vielleicht gerade seit jener Begegnung seine frühere Handelspolitik entschieden aufgegeben. Mein Begleiter, der sich auch um Petrefacten kümmerte, fragte nämlich alsbald darnach und da erschienen sie denn in Kasten und Mulden und auf hölzernen Tellern, und es zeigte sich, wie damals, die freundliche Bereitwilligkeit des Wirthes. Und als jener nach sorgfältiger Auswahl gerade vierundzwanzig Stücke sich gesammelt hatte — darunter vielleicht auch manches Exemplar, das Herr Petzholdt erlesen — und nach dem Preise fragte, sagte der Badiote mit lächelnder Miene: Stück für Stück einen Kreuzer! und so bezahlte jener also vierundzwanzig Kreuzer Reichs-Währung ungefähr für dasselbe, wofür Dapunt damals achtzig Gulden Conventions-Münze verlangt und Herr Petzholdt zehn Gulden geboten hatte. So wird's nunmehr in allen Fällen gehalten; nur werden jetzt wahrscheinlich die Pilgrime nichts Besseres zu thun wissen, als sich über diese anspruchslosen Preise recht kindlich zu verwundern, und dann wird vielleicht Dapunt in seinem Kopfe neuerdings irre werden und frische Tücken aussinnen, um die Petrefactensammler recht höhnisch zu ärgern. Von der Zeit an, wo er seine wälsche Praktik aufgegeben, bis zum heutigen Tag scheint er allerdings mit der Wissenschaft und ihren Vertretern im Frieden gelebt zu haben. Er weiß von vielen Herren zu erzählen, die ihm Curetsch abgekauft und behauptet, sein Gasthof gerathe in immer höhern Schwung, da die Zahl der Reisenden alle Jahre zunehme. Insbesondere gedenkt er mit Liebe des Herrn Professors Klipstein in Gießen, der schon manche Woche bei ihm zugebracht und ihm manchen schönen Gulden zu lösen gegeben.

Uebrigens wollen wir nicht verheimlichen, daß der Bäcker zu St. Leonhard, der ebenfalls mit Curetsch

handelt und der den genannten Reisenden nicht einmal seine Versteinerungen zeigen wollte, ehe sie nicht den Kauf des ganzen Vorraths zugesagt, welch „dummes und brutales Ansinnen" diese sogleich zum Weggehen nöthigte, daß dieser Bäcker noch immer auf seinem albernen Begehren besteht. Der erschien, als er vorbeigehend die Curetsch im Wirthshause klappern hörte, an jenem Abende auch vor unserm Angesichte und meinte, seine Versteinerungen wären erst die rechten und um die Kleinigkeit von fünfzig Gulden gebe er uns ein ganzes Faß. Auf diese sinnlose Rede brachen wir aber in ein schallendes Gelächter aus und schlugen ihn dadurch in schimpfliche Flucht. Wir hatten schon an Reise-, Hand- und Tagebüchern genug zu tragen und wußten nicht entfernt wie ein Faß in unserm Reiseranzen unterzubringen.

Ueber die Sprache von Enneberg wollen wir hier nur eine Nachlese halten. Der Enneberger scheint seinem Idiom weit weniger zugethan, als der Grödner. Unsere Sprache, heißt es, ist uns nur hinderlich; kommen wir hinaus zu den Deutschen, so verstehen wir nichts, mit den Wälschen haben wir wenig zu thun und auch in der Schule kann man nichts Rechtes lernen. Die Erklärung dieser Stimmung liegt in den Verhältnissen des Thales selbst. Die Enneberger haben nie, wie die Grödner, große Handelsfahrten in romanische Weltgegenden unternommen. Die Nützlichkeit ihres Idioms konnten sie daher nie recht einsehen, wohl aber fiel ihnen dessen Unverständlichkeit in deutschen Landen und bei den deutschen Gerichtsverhandlungen zu St. Vigil sehr fühlbar auf und es ist daher nicht zu verwundern, daß sie überhaupt der Meinung sind, es wäre viel besser, wenn sie alle von Kindsbeinen an deutsch sprächen. Die Männer thun dieß auch zum größten Theil, aber die Weiber sind nicht alle doppelsprachig.

Die Sprache von Enneberg ist übrigens nicht allent-

halben eine und dieselbe, wie die von Gröden, sondern theilt sich wieder in verschiedene Mundarten, welche jedoch unter eine Hauptabtheilung fallen. Die örtliche Grenze bildet der Maròbach, der bei Zwischenwasser in die Gader fällt. St. Vigil und Enneberg gehören daher zur einen Familie, die übrigen Orte des Thales zur andern. Beide gehen nach den Versicherungen der Eingebornen weiter auseinander, als man es bei dem kleinen Umkreis des Sprachgebiets und bei der gegenseitigen Nähe der Gemeinden wohl erwarten sollte. Als Schiboleth wird das Wort bezeichnet, welches lieb bedeutet (ie t'è tra tschang, ich habe dich sehr lieb — in Grödnersprache). Dieses lautet in der Abtei tschong, in St. Martin jong, in Wälschellen jang, in Enneberg jenn. Wo das Wort herkommt, ist noch nicht enträthselt.

Das Klima von Enneberg insgesammt ist kalt, der Winter lang, Sommerreif und frühzeitiger Herbstfrost kommen häufig vor, in Folge davon Mißwachs und schlechte Ernten — alles kein Wunder, wenn man bedenkt, daß St. Vigil im Rauthal 3681, St. Leonhard sogar 4182 Wiener Fuß über dem Meere liegt. Die Feldwirthschaft des Thales gehört daher nicht zu den gewinnreichen, und was der kühle Sommer und der kalte Herbst verschont, das geht zuweilen noch durch Bergbrüche zu Grunde. St. Leonhard selbst liegt auf solchem Schutte, ja es läßt sich gleich von dem ganzen Thalgebiete sagen, daß wie Unterägypten ein Geschenk des Nils, so die fruchtbare Scholle hier ein Geschenk der Schrofen ist. Solche Erdabsitzungen sind noch immer zu befürchten. In manchen Revieren ist der Boden bis auf den heutigen Tag noch nicht zur Ruhe gekommen, klafft und öffnet sich, wirft dicke Wülste auf, trägt ganze Felder hin und her und vermuhrt Wald und Wiesen, so daß mehr als einem Hofe der sichere Untergang

vorauszusagen ist. Die jetzigen Dörfer sind zum Theil auf Schuttablagerungen erstanden, welche frühere Ortschaften überdeckt haben. Bebaut wird die Scholle übrigens mit dem größten Fleiß und die Arbeit ist ebenso beschwerlich als z. B. in Stubai, wo wir schon davon gesprochen haben.

Von St. Leonhard aus erreicht man nach zwei Stunden St. Martin, wenige aber ansehnliche Häuser auf grüner Anhöhe über dem Bache gelegen, mit großer Kirche. Auch dieses Dörfchen steht auf einem eingebrochenen Berge, der vor vierhundert Jahren die alte Niederlassung sammt ihrer Kirche begrub. Noch jetzo findet man im Boden häufig Menschengerippe und auf dem Pereswalde hob man aus dem Schutte die kleine Glocke, die nun im Kirchenthurm hängt. Im Wirthshause machte ich kurze Rast umd begann wieder Sprachstudien zu treiben. Hier erfuhr ich, daß die Ladiner die Italiener insgesammt Lomberdsch heißen, die Lombarden.

Oberhalb St. Martin liegt das Schloß Thurn an der Gader, ansehnliches zweistöckiges Haus mit wehrhaftem Thurme, von kleinem Buschwerk lieblich umgrünt. Es war einmal der Sitz eines kleinen Gerichtes, das bis zum Untergange des heiligen römischen Reiches dem Bischof zu Brixen gehörte; angeblich ein übergebliebenes Stück der Grafschaft im Pusterthal, welche Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1091 dem getreuen Bischof Altwin verehrte. Jetzt ist der Lärm des Gerichtes aus den alten Mauern gewichen und heutzutage sitzen nur zwei friedliche Bauern in dem Schlosse. Die andern Dörfer des Thales gehörten, außer Kolfuschg, das dem wolkensteinischen Gerichte Gufidaun untergeben war, dem Frauenstifte zu Sonnenburg, das draußen im Pusterthale liegt.

Die Unthertauen des Stiftes und des Bisthums hatten der Lasten genug zu tragen. Grundzins, Zehenten,

Kuppelfutter, Wasserprügel, Robot, Jugendzins, Rauchfangzins und wie diese fröhlichen Dinger alle heißen, waren in solcher Reichlichkeit über sie ausgelegt, daß ihnen kaum der dritte Theil von den Früchten ihres Fleißes übrig blieb. Aber auch ihr Leben war nicht allzeit in Sicherheit, denn wenn die Frauen von Sonnenburg mit dem Bischof von Brixen oder seinen Rechtsnachfolgern des Gerichts zu Thurn wegen Stöße hatten, so gingen sie meist an den gequälten Ladinern aus. Ein großes Unheil brach z. B. im Jahre 1460 herein, als Nicolaus von Cusa, Cardinal und Bischof zu Brixen, die Stiftsfrauen von Sonnenburg, wie schon früher erzählt, mit dem Kirchenbann belegt, die Aebtissin Verena von Stuben ihrer Würden entsetzt und über alle Gilten, Gefälle und Einkünfte des Klosters die Sperre verhängt hatte, weil sich jene der von ihm versuchten Visitation und Klosterreform nicht unterziehen wollten. Die gebannten Stiftsfrauen achteten aber in diesem Jahre nicht viel auf den Fluch der Kirche und forderten von ihren Zinsbauern die Abgaben wie vorher. Die treuen Ladiner kümmerten sich auch nicht um die Wirrniß, sondern zahlten ihren guten Gerichtsfrauen, was sie sonst gezahlt hatten. Nun kam aber Herr Gabriel von Prack, des Bischofs Schloßhauptmann in Buchenstein, schwang sein Schwert über sie, ließ ihrer fünfzig niedermetzeln und nach des Cardinals Befehl die Leichname den Vögeln der Luft zum Fraße aussetzen. Der Ritter von Prack gewann dadurch Ablaß seiner Sünden und einen vergoldeten Becher als Geschenk vom hochwürdigen Kirchenfürsten.

Es war ein altes Herkommen, daß die neuerwählte „gnädig gebietende“ Aebtissin sich von den stiftischen Zinsbauern huldigen ließ. Auf dem freien Platze zu St. Vigil vor dem Gerichtshause wurde eine Bühne aufgeschlagen und dort trat die Gebieterin, umgeben

von den Frauen des Stifts und den Amtleuten, vor ihre Getreuen und ließ sie schwören, „ihrer rechten und natürlichen Erbfürstin und Frau" gehorsam und gewärtig zu sein. Die Bauern auf der andern Seite verlangten dann von der Aebtissin Versicherungen, daß sie nicht mit neuen Lasten bedrückt werden sollten und geriethen dabei, wenn jene nicht mit ehrlichen Versprechungen zu Tage wollte, in großen Ungestüm, so daß seit dem Jahre 1732 die Huldigung lieber gänzlich unterlassen wurde. Dem Sonnenburgischen Gerichte Enneberg zu St. Vigil waren übrigens seit uralten Zeiten vier Männer mit dem Ehrentitel: Missier beigegeben, als Stellvertreter der Gemeinden Enneberg, Wengen, Abtei und Corvara sowie zur Besorgung der innern Verwaltung. Die Rechtshändel wurden vor die öffentliche Schranne gebracht, welche nach alten Gewohnheitsrechten entschied, die im sechzehnten Jahrhunderte schriftlich aufgezeichnet worden sind.

Ueber dem Wasser bei St. Martin liegt der kleine Weiler Picolein, etliche zierliche Häuser, darunter zwei ehemalige Ansitze und eine Capelle. An deren Wänden sind auf großen Tafeln die Wunder des heiligen Antonius angemalt: rechts die, welche er bei Lebzeiten, links jene, so er nach seinem Tode verrichtet hat — ein halbes Hundert recht sehenswürdiger Darstellungen. Unter den erstern ist auch die Fischpredigt nicht vergessen, bei welcher die Geschwader der Fische, die in Reih und Glied sich aufgestellt, die naiven Häupter zum Wasser herausstrecken um das Wort Gottes zu vernehmen; unter den letztern hat mir besonders die Geschichte gefallen, wie der heilige Antonius einem bedrängten Factor aus der Noth hilft. Derselbe Factor, der seinem Herrn tausend Gulden schuldig gewesen, diese jedoch wieder bezahlt hatte, wurde nach dessen Tode noch einmal darum angefordert, weil der Verstorbene vergessen hatte,

die Heimzahlung im Handlungsbuch vorzumerken. Er rief nun St. Antonium um Hilfe an, und der Heilige schaffte sie auch dadurch, daß er den todten Herrn, welcher verdammt war, vor die Pforten der Hölle beschied, um nachträglich die Quittung zu unterschreiben. Da steht nun, während die lebenden Erben im Comptoir disputiren, in der Ferne die Hölle offen und der arme, zu seinen Lebzeiten so vergeßliche Mensch, splitternackt und rothgesotten wie ein Krebs, stellt am Eingang der Unterwelt die Urkunde aus, im Beisein des heiligen Antonius, des Factors und eines gluthäugigen Teufels, der mit der Feuergabel als Schildwache daneben paradirt.

Von Picolein steigt das Sträßchen in die Höhe und zieht dann oben an der steilen Halde des Plaiesberges hin, bis der Pilger auf der Höhe über Zwischenwasser, wo der Raubach in die Gader stürzt, aus dem Dunkel des Waldes hervortritt und jählings eine wundervolle Aussicht vor sich hat, zumal wenn er noch ein Stück über den Weg hinaufklettert. Da sah ich rechts ins Rauthal, wo aus der unbewohnten Wildniß gigantische Felsmassen, roth und blau, schier senkrecht aufstiegen. Die Häuser von St. Vigil steckten in blaulichem Duft, durch den sich der Rauch der Schornsteine keck emporwand. Allenthalben erhoben sich steile Anhöhen, und über sie hin zogen mit Roß und Pflug die ackernden Landleute bis an die Wälder hinauf, die ihre langen Schatten über diese Vorberge warfen. Auf einsamer Höhe liegt St. Maria, „die Pfarre,“ mit schönem gothischem Kirchthurm und ein paar bedeutsamen Häusern. Auf einer andern nahen Halde, rings umgeben von steilen Kornfeldern, prangt die Burg Asch, das Stammhaus der Ritter von Prack. Und wieder nicht weit von Asch zeigen sich auf steiniger Wand die Kirche und Häuser von Plaiken. Ueber dem allem aber, hoch oben an das steile Gehänge, wo breite Ackerflächen mit finstern Wäl-

dern wechseln, ist Kirche, Widum und Wirthshaus von Wälschellen hingeheftet. Ueber diesem Dörfchen steht roth und weiß, zerrissen, zerklüftet, und überhängend der Col de la Vedla, der Berg der Vettel, ein grauses dolomitisches Ungethüm, das aber vom Peutlerkofel, der hinten im schönen Seitenthälchen von Untermoi aufschießt, an Höhe und Wildheit noch übertroffen wird. Das sind die Ansichten, die jene Höhe über Zwischenwasser in der Nähe bietet, eine farbenreiche Mischung, aber fast etwas ins Wilde schlagend, da die freundlichen Auen und Felder gegen die Schrecken der Dolomitgebilde nicht aufkommen können. Eben deßwegen ist's eine erfreuliche Zuthat, daß der Blick auch an dem Gaderbach hinausgeht und über den rothen Thurm von Ohnach ins Hügelland des Pusterthales fällt. Und über den Hügeln steigen die Berge des Pusterthals empor und über diesen tauchten in schneeweißem Mantel die Ferner auf, die hinten im Zillerthale liegen. Die sanften breiten Formen dieser Kette wirken beruhigend auf den Beschauer, den die jähe, unheimliche Art der Enneberger Hörner aufgeregt hat. Wenn er da mehrere Tage in Gröden oder Abtei gesessen, so verbindet sich damit vielleicht auch eine leise Freude wieder in ein Land zu kommen, das ihm heimathlicher ist, aus den rauhen Thälern, welche die ladinischen Dolomiten umlagern, in die zahmern, welche die schneeigen Gipfel deutscher Berge beschließen.

Bedauerlich war es, daß wir nicht Zeit hatten, nach Enneberg oder St. Maria hinüber zu steigen, um nach dem Tanzstadel, dem „Pajung“ zu fragen, der zur Zeit, als Haller schrieb, noch vorhanden war. Es war ein uralter Gebrauch in den rhätischen Alpen, daß sich jede Gemeinde ihr Tanzhaus erbaute, welches zugleich als Dingstätte diente. Ein Nachklang der alten Tanzlust hat sich noch bei den Hochzeiten erhalten. Verwandte

und Nachbarn werden dazu in großer Anzahl geladen und es wäre sehr feindselig die Ladung auszuschlagen. Auch Seelsorger und Richter dürfen nicht fehlen, und an sie ergeht ein feierliches Aufgebot zum Mahle. Die Hochzeiten werden meistens im Winter gefeiert und so gleiten die Gäste in prächtig bespannten Rennschlitten heran, mit Geschirr und Zeug, das wegen seiner Kostbarkeit als Familienkleinod vom Vater auf den Sohn vererbt wird. Nachdem die Trauung in der Kirche vorüber, geht der Zug ins Wirthshaus zum Tanze. Dort warten die mit Kränzen und weißen Schürzen geschmückten Mädchen schon vor dem Thore auf die Jungen, welche sie wählen und zum Tanze führen sollen. Gerade so wird's bekanntlich auch in Bayern, im Gebirge wie in der Ebene gehalten und gilt nirgends als eine Versündigung gegen den Anstand. Ueberhaupt scheint der Tanzstadel in Enneberg und alles was damit zusammenhängt, ein deutsches Gewächs zu sein, das vom Pusterthale aus in die ladinische Luft hineinrankte.

Von Zwischenwasser geht das Sträßchen wieder steil in die Höhe und führt nach Pelfrad, dem Wirthshause, welches die Gränze der ladinischen Sprache ist. Der nächste Weiler ist Saalen, auch mit einem Wirthshause versehen, in welchem damals der Streit entstand, welcher den Tod des zitherkundigen Ennebergers zur Folge hatte. In Saalen ist alles pusterthalisch, Sprache und Art der Leute, wie auch die gelben Röcke mit dem breiten schwarzen Querbande, und die spitzigen, breitgekrämpten Hüte, welche die Weibsbilder tragen. Doch kehren wir jetzt wieder in die Abtei zurück, um über Valparola nach Buchenstein zu wandern.

Es war ein schöner Abend, als ich von St. Leonhard auf dem hohen Ufer des Gaderbaches zumeist über Wiesen hin nach St. Cassian ging. Links stand die lange senkrechte Wand des Kreuzkofels, der von der

untergehenden Sonne beschienen, wie eine glühende Himmelsmauer aus den grünen Abhängen aufstarrte. Eine saubere Dirne war meines Weges, konnte mir aber sehr wenig mittheilen, da sie nur dürftig deutsch sprach. Sie suchte sich deßwegen zu entschuldigen und schien diese ihre Ungeübtheit als etwas zu betrachten, was ihr bei ihrem Alter — von siebzehn Frühlingen nicht ganz gut anstehe.

In St. Cassian fand ich sehr angenehme Aufnahme beim Curaten. Er ist ein geborner Enneberger und einer von jenen ehrenwerthen Männern, die sich mit Forschungen über ihre Muttersprache beschäftigen. Deßwegen legte ich auch mit meinen, obwohl sehr kurz gefaßten Kenntnissen im Ladin viele Ehre bei ihm ein. Das anregende Gespräch, in das wir darüber geriethen, hielt uns bis gegen eilf Uhr beisammen.

Zu St. Cassian und zu Wengen haben sich Sagen von den vorzeitlichen Wilden erhalten. An beiden Orten findet sich nämlich ein Bach, den die Eingebornen Rü de gannes[1]) nennen, den Bach der Wilden. Diese Urbewohner hielten sich laut der Ueberlieferung in Wäldern und Felsenklüften auf dem Kreuzkofel zusammen, ohne Gesittung und fast ohne Sprache. Wildbret, Kräuter und Wurzeln und was sie etwa von den christlichen Nachbarn empfingen, war ihre Nahrung. Nur bei der grimmigsten Kälte, oder wenn Hungersnoth unter ihnen eingerissen war, kamen sie zu den höchst gelegenen Häusern herab, wärmten sich am Feuer,

1) Genau genommen ist gannes der Name der weiblichen Wilden, denn die Männer heißen salvangs. Der Name Ganna spielt auch in der altdeutschen Mythologie. (S. Deutsche Mythologie von Jacob Grimm S. 375.) Schneller leitet ganna von aqua, aquana ab. Daß diese „Wilden" ein Volk gewesen, welches in unsern Landen vor dem Einzug der caucasischen Race gehaust, hat Rochholz fast überzeugend dargethan. Argovia, Aarau 1867. V. S. 291.

nahmen die Gaben, um die sie nie baten, und entfernten sich eilfertig wieder, ohne je eine Nacht unter Dach zu bleiben. Sie beleidigten niemand, rächten sich aber grausam, wenn sie selbst beleidigt wurden. Da wir einmal an unheimlichen Dingen sind, so mag ferner erwähnt werden, daß sich in Enneberg jetzt noch ein Berggeist findet, welcher Orco genannt wird. Er ist bösartig und gefürchtet. Verschiedene Mähren von ihm sind bei Staffler nachzulesen. Ueberhaupt scheint das Sagenwesen hier noch in blühendem Zustand zu sein. Die Norken oder Lorken des Etschlandes sind, wie schon oben S. 94 gesagt, sprachlich ebenfalls Abkömmlinge dieses Orco, sind aber nicht bösartig, sondern haben ganz und gar die Natur unsrer gutmüthigen Wichtelmännchen angenommen.

Also von St. Cassian weiter schreitend, der Alpe Valparola zu, bewundern wir zuerst die schönen, gemauerten, zweistöckigen Höfe, die hier herum auf den Bergwiesen stehen, und vertiefen uns dann immer mehr in die Alpengegend, die sich gegen den Fuß des Joches hinzieht. In einer Stunde sind wir bei den Trümmern der alten Hochöfen, die ehemals hier betrieben, aber schon vor langer Zeit aufgegeben worden sind, da man es für vortheilhafter hielt, die Wälder abzuschwenden. Demnach stehen jetzt nur noch geschwärzte Mauertrümmer traurig in dem lichten Föhrenhaine, und wo ehemals die Knechte früh und spät den Brand genährt, da herrscht zur Zeit die tiefste Waldeinsamkeit.

Nicht weit dahinter liegt eine Alm, wo mehrere Hirten aus dem Pusterthale ihre Sommerfrische halten. Die Hütten sind geringer Art, aus Balken kunstlos zusammengelegt. Einer der Sennen nahm mich gastlich auf, gab mir Milch und Käse und sträubte sich nach einem allmählich erlöschenden Herkommen eine Bezahlung anzunehmen. Glücklicherweise war er ein Raucher, so

daß ich ihm durch ein paar Cigarren meine Dankbarkeit bezeigen konnte.

Von dieser Niederlassung geht der Weg steiler aufwärts durch den Wald und dann über freie Wiesen auf das Joch, welches in einer Stunde zu erreichen ist. So leicht man auch hinauf kömmt, so ist es doch oben so jochartig als irgendwo.

Zu beiden Seiten Dolomitenwände, zwischen diesen schöne Auen, mit Edelweiß bewachsen, und eine prächtige Aussicht. Rückwärts geht sie ins Thal der Abtei, wo die Gemeinde St. Cassian im Stillen blüht, überragt vom Kreuzkofel, eingeschlossen von düstern Felsen, zwischen denen das Auge gleichwohl hinausfindet bis auf die Zillerthaler Schneeberge. Gegen Mittag aber breitet sich vor dem Blicke eine Dolomitenwirthschaft aus, wie sie kaum ärger zu finden. Wer sich hier noch vor dem letzten Schritte auf das Joch das freundliche Thal von St. Cassian betrachtet, das trotz seiner rauhen Umgebung so milde abgeglättet, bebaut, mit Häusern besetzt, mit seiner weißen Kirche geziert ist, dann aber, das Auge voll von dieser grünen Lieblichkeit, auf die Wasserscheide tritt und gegen Mittag schaut, der muß fast erstarren ob dieser schauerlichen Wildheit. Da ist über die ersten Flächen des Abhangs weg weit und breit kein Halm mehr zu sehen, aber überall bis in die fernste Ferne hechelmäßig aufgeschossene, schroffe, senkrechte Zinken und Hörner, aus denen sich wieder andere, schwarze, ungethüme Stifte hervorschieben und sich kreuzschnabelartig über einander legen — alles anzusehen wie Masten, Planken und Latten aus dem Schiffbruch einer Welt. Von Wiesen und Feldern keine Andeutung, noch weniger von Häusern. Es vermehrt den feierlichen Ernst der Landschaft, daß sich etwas unter dem Joche auch noch die Aussicht auf ein Schneefeld einstellt, das zur Rechten aufzieht, weiß, schön und still.

Abwärts geht es zunächst durch dünnes Gehölz, das mit vielen großen und kleinen Felsstücken durchwirkt ist, dann aber eben und glatt über Wiesen, bis man zuletzt in einsamer Gegend vor dem Schlosse Buchenstein anlangt. Dieß ist eine herrliche Burg, innerlich zwar verlassen und verödet, aber äußerlich noch ganz in alter Würde. Sie steht neben dem Thalwege und ist auf einen vereinzelten schroffen Felsenblock seltsam hingemauert, so nämlich, daß sie gegen Norden eine schöne Fronte hat, während auf der Südseite das Gestein fast bis in die Mitte des Gebäudes hinaufreicht. Eine Ringmauer zieht sich um dessen Fuß herum und der Zugang zu dem Hauptthor geht über einen tiefen Graben. Hat man die Burg betreten, so führt rechts eine Treppe zum Verließ, links die große Stiege ins Schloß. Zuerst kommt man an die Pforte der Capelle, die zwar halb verfallen ist, aber noch manches Ueberbleibsel alter Zier zu schauen gibt. Eine andere Treppe führt zu einer eisernen Thüre, hinter der eine innere Zugbrücke den Weg zur Wohnung des Schloßhauptmanns bildete, so daß sich ein hartnäckiger Befehlshaber noch in seinen Wohnzimmern vertheidigen konnte, wenn die Burg schon über war.

Die Herrschaft Buchenstein kam im Jahre 1091 an das Bisthum Brixen. Die Bischöfe gaben sie dann verschiedenen Edeln zu Lehen und traten erst im Jahre 1426 wieder in den unmittelbaren Besitz. Seit dieser Zeit bis zum Jahre 1803, wo das Hochstift säcularisirt wurde, zählt die Chronik der Burg fünfundvierzig Schloßhauptleute auf, darunter Männer aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes. So lange solche Insassen darin walteten, mag sie wohl sehr wohnlich eingerichtet gewesen sein. Auch die Bischöfe klopften in unruhigen Zeiten oft unerwartet an des Schlosses Pforte und überwetterten da, bis die Luft zu Brixen wieder heiter

war. Seitdem aber der letzte Schloßhauptmann ausgezogen, hat man die Burg ihrer besten Geräthschaften und ihres Archivs beraubt, letzteres wie es scheint zerstört, und das Gemäuer der langsamen Vernichtung hingegeben. Bei den Eingebornen heißt es Castel d'Andraz und gehört jetzt der Familie Faber im nahegelegenen Cernadoi, welche das Gebäude sammt den dazu gehörigen Grundstücken unter der bayerischen Herrschaft um 18,000 fl. gekauft hat. Man versichert, sie habe damit eine sehr gelungene Speculation gemacht, da vor ein paar Jahren 20,000 fl. allein aus verkauften Waldungen gelöst worden seien. Es ist übrigens fast seltsam, daß die Burg, obgleich sie schon weit drinnen in Wälschland liegt, noch einen so guten deutschen Namen führt und diesen auch auf die Gegend übergetragen hat. Der Adel dieses abgelegenen, durch keinen Fahrweg erreichbaren Hochlandes ist aber auch deutschen Ursprungs gewesen. So wird im Jahre 1296 eine Domina Agnesa vidua Conradi de Corte de Livina longa cum filiis suis Meinle, Wilhalm et Conrad erwähnt und es erhellt aus den Taufnamen der Kinder, besonders aus jenem Meinle, der wohl dem Grafen Meinhard von Görz nachgetauft ist, daß in der Familie deutsch gesprochen wurde. Auch unter den Pfarrern waren in älteren Zeiten viele Deutsche.

Das kleine Landgericht Buchenstein wird von dreitausend Aelplern bewohnt, welche von ihren wälschen und krautwälschen Nachbarn in Fassa, Gröden, Enneberg und Ampezzo Fodomi genannt werden. Man behauptet, dieser Name erkläre sich aus Feud'uomini, und beziehe sich auf die Lehensverhältnisse, in welchen die Buchensteiner früher zu den Bischöfen von Brixen standen. Sie selbst nennen sich nicht mit diesem Namen, hören ihn auch nicht gerne von andern. Wenn sie weiter über die italienische Gränze gehen, etwa nach Belluno oder

Feltre, so müssen sie sich gerade so gut wie die Grödner und Enneberger Tedeschi nennen lassen; ein Schicksal, das auch jedes Trientiners wartet, der nach Verona kommt. Ihre Sprache bildet den Uebergang aus den ladinischen Dialekten in jene Mundarten, die man dem Italienischen zurechnet, wie z. B. den Dialekt von Fleims oder den von Belluno, und insofern steht sie in gleicher Linie mit dem Idiome von Ampezzo, das gegen Aufgang an der neuen Straße von Pusterthal nach Italien liegt.

Allmählich nähern wir uns dem Dorfe Andraz, über hügeliges, seltsam verdrehtes Land, aus dessen Feldern noch manches Felsstück aufragt, das ein Castel d'Andraz ertragen könnte. Die Leute waren mit der Roggenernte beschäftigt, denn das Klima ist hier bei weitem nicht so rauh, wie enthalb des Joches in der Abtei. Das Dörfchen durchwandelnd betrachtete ich mit vielem Interesse, obgleich nur der Race wegen, die Mädchen, die an den Brunnen heute zahlreich wuschen, und bemerkte darunter manches blondhaarige Köpfchen und einmal unter einer Hausthüre drei Stumpfnäschen beisammen, wie man sie nur in Deutschland zu sehen gewohnt ist. Die Wohnhäuser unterscheiden sich nicht merklich von den in deutschen Thälern üblichen und sind zum Theil von Stein, zum Theil von Holz.

Der Weg geht hoch am Tobel hin, mit einer herrlichen Ansicht der Giuitta oder Civetta, eines ehrwürdigen Schrofens, der zerrissen und zerklüftet im Thale links emporsteigt, fast symmetrisch von beiden Seiten zur schöngestalteten Spitze hinaufziehend. Zu seinen Füßen liegt der See von Alleghe, hellgrün hervorblitzend zwischen dunkeln Wäldern, der erst 1772 durch eine Bergabrutschung geschaffen wurde. Zur rechten Seite dagegen fängt ein Ferner an aufzutauchen und entfaltet sich bald in voller Pracht. Es ist die Marmolata, links von der Etsch der südlichste der tirolischen Gletscher.

Darauf ist vor vierzig Jahren ein Geistlicher mit seinem Hündchen in eine Eisspalte gefallen und nicht wieder, weder todt noch lebendig, ans Tageslicht gekommen. Er liegt noch steif gefroren unten in der unzugänglichen, blauen Todtenkammer, und die verborgenen Fernerbäche sausen noch um das erstorbene Haupt, das sie einst in den schrecklichen Tod einlullten. Südlich vom Eisack- und Pusterthal ist kein Berg so hoch, wie die Marmolata, denn sie mißt 11,000 W. Fuß, ist auch bis jetzt noch selten erstiegen worden.

Buchenstein, das Dorf, die Pieve d'Andraz oder di Livinallongo, wie die Eingebornen sagen, der Sitz des Landgerichts, liegt gebieterisch auf dem Vorsprunge eines Abhanges, gegenüber von hohen bewaldeten Bergen, links die Aussicht auf die Giuitta, rechts der Blick gegen Varda hin, das in lieblich grüner Schlucht liegt. Mitten durch die Landschaft und gerade unter dem kleinen Dorfe vorbei zieht eine schauerliche stundenlange Kluft, durch welche der Cordevole strömt. Von ebenen Plätzen ist hier nichts zu sehen, überall steigende Felsen und schwarze Wälder. Nur die Halde um das Dorf prangt mit Wiesen und Kornfeldern, verliert sich aber oben hinauf in steilen Waldhang, gegen unten in jähem Absturz zum Wildbache. In dieser Tiefe ist ein schöner Wasserfall. Die Kirche hat einen alten, mit romanischen Säulenfensterchen gezierten Thurm, welcher sieben Glocken trägt, die einen besonders schönen Klang erschallen lassen, und zwar deßwegen, weil die Weiber einst ihre Ringe von Gold und Silber in die Glockenspeise geworfen haben sollen. Das Dorf besteht aus einem Dutzend Häuser, worunter drei Gasthöfe. Das besuchteste, ist das des Herrn Vinazer, der ursprünglich aus Gröden eingewandert ist und die Gäste nach Kräften und sehr billig bedient. Der Wein, der hier getrunken wird, kommt von Bassano, ist von guter, starker Beschaffenheit und einer dunkeln lockenden

Goldfarbe. Auf dem Platze steht ein großes, graues, alterthümliches Giebelhaus, das stattlichste des Dörfchens, mit Fenstergittern von oben bis unten; dieß ist der Ansitz der Sisti von Sisthofen. Man muß nämlich nicht glauben, daß Buchenstein, das abgelegenste Gerichtchen in ganz Tirol, nicht auch seine vornehmen Herren gehabt; denn da sind außer den Sisti von Sisthofen, den Grones von Gronsberg, den Herren von Varda und von Chizzali auch die Herren von Piazza erwachsen, die jetzt Grafen von Platz heißen. Der Ort ist der steilen Lage wegen im Winter aufs gefährlichste den Lahnen ausgesetzt und daher soll er seinen Namen, den man als Lavina longa erklärt, empfangen haben. Oft ist die Verbindung auf längere Zeit unterbrochen. Der Actuar, der in einem nur etliche hundert Schritte entfernten Dörfchen wohnt, ist vor drei Jahren durch einen Lawinensturz dermaßen von seinem Hause abgeschnitten worden, daß er acht Tage lang nicht mehr zu seiner Familie kommen konnte. Im letzten Jahre haben die Zeitungen wieder Aehnliches berichtet.

Eine andere Merkwürdigkeit des entlegenen Bergdörfchens ist, daß sich hier aus dem Mittelalter bis in die neuesten Zeiten eine Brüderschaft der Flagellanten erhalten hat. Die Verbrüderten haben sich wirklich, unbekümmert um den Lauf der Welt, noch bis in dieses Jahrhundert herein gegeißelt. Erst vor etwa zwanzig Jahren hat ein Pfarrherr diese andächtige Uebung eingestellt, dieweil sich Mißbräuche aufgethan und nicht immer fromme Geißelungen statt gefunden hatten.

XIX.

Abermals in Enneberg.

1870.

In Tirol sind während der letzten dreißig Jahre so viele Rigi oder Salven entdeckt worden, daß jetzt, wenn nicht jedes Dorf, doch alle Flecken und Städte hoch oben in den Lüften ein ihnen eigenthümliches Belvedere haben. Den Bruneckern ist das Spitzhörnle zugefallen, welches andere Kronplatz, die Wälschen aber, die dahinter wohnen, Plan de corones nennen. Die Aussicht auf dieser Höhe wurde in Bruneck öfter besprochen und namentlich von den Damen, welche hinaufgeklettert, so hoch gelobt und so dringend empfohlen, daß ich mich auch entschloß, die Besteigung zu unternehmen und Herr Professor Kluckhohn (†) aus München war so freundlich, mich zu begleiten.

Der Aufstieg gestaltet sich am bequemsten, wenn der Liebhaber den Berg umgeht, d. h. wenn er nicht von Bruneck an der Vorderseite hinaufklimmt, sondern ins Enneberg, nach St. Vigil hineinsteigt und die Höhe von hinten packt. Sie ist da viel viel weniger steil als auf der Seite, die dem Pusterthale zugewendet ist.

Die Enneberger, welche von den deutschen Nachbarn auch die Krautwälschen genannt werden, sind übrigens

ein besonderes Völklein und nennen sich Ladiner. Es ist zwar unter den Wissenden ein sehr abgetretener Gegenstand, aber da nicht jeder Leser zu diesen gehört, so müssen wir doch einige Worte über die Nationalität jener braven Leute voraussenden.[1])

Es ist gewiß, daß zur Zeit der Völkerwanderung ganz Rhätien die Sprache seiner Herren, der Römer, angenommen hatte. Wie durchdringend diese Romanisirung gewesen, zeigen am deutlichsten die zahlreichen romanischen Berg- und Alpennamen, welche noch heutzutage in den unbewohnten Wildnissen zwischen Brandenberg und der Scharnitz, an der bayerischen Grenze gefunden werden. Mit der Völkerwanderung drangen die Germanen ins Land, von Norden her die Bajuvaren und Sueven, von Süden her die Gothen und Longobarden. Seit dieser Zeit kam die deutsche Sprache auf und nahm der lateinischen eine Landschaft nach der andern ab. Doch ging die Germanisirung nur langsamen Schrittes vorwärts. Es ist wahrscheinlich, daß im vierzehnten Jahrhundert selbst noch in einigen Gegenden von Nordtirol, z. B. in Stubai, wälsch gesprochen wurde. Auch in der Gegend von Meran war der Landmann im dreizehnten Jahrhundert sicher noch nicht ganz germanisirt. Einzelne Thäler des Vinschgaues, welche an Graubünden grenzen, lernten erst im vorigen Jahrhundert deutsch. Jene Mundarten waren aber nicht italienisch, sondern gehörten, wie das noch erhaltene Romansch der Bündner, zur Familie der provençalischen Dialekte. In Tirol sind sie nun heutiges Tages alle verschollen bis auf die Idiome der Enneberger und der Grödner, welche beide zusammen man neuerlich zum Unterschiede von dem Ladin der Bündner die ostladinischen genannt hat. Das

1) Dieser Gegenstand ist zwar schon früher, namentlich im siebenzehnten Capitel, behandelt worden, doch wird eine kurzgefaßte Wiederholung auch hier nicht schaden.

Merkwürdige und Auffallende, was die beiden Thäler von Enneberg und Gröden dem Ethnographen bieten, liegt daher darin, daß ihre Bewohner, obwohl in steter Berührung mit dem Germanismus, da sich Enneberg gegen Pusterthal, Gröden gegen das Thal des Eisacks öffnet, und obwohl seit mehr als tausend Jahren unter deutscher Herrschaft und deutscher Gerichtssprache, dennoch Romanen geblieben sind, und daß sie, obwohl dem Einfluß der italienischen Sprache vielfach ausgesetzt, doch ihre eigene Mundart unabhängig bewahrt haben, so daß sich heutzutage der Italiener und der Ladiner nicht verstehen, während dieser mit seinen Sprachverwandten an den Quellen des Inns und des Rheins sich leicht verständigen kann.

Die Behauptung, daß einst das ganze Alpenland bis an die bayerische Grenze romanisch gesprochen habe, wurde in Tirol, als sie allmählich lauter hervortrat, mit großer Besorgniß aufgenommen. Es schien, als hielten es die verwegenen Ethnologen, die sie aufgestellt, heimlich mit den Italienern, welche ja die Grenzen ihres glückseligen Reiches schon längst bis an den Brenner vorrücken wollen. In neuester Zeit hat sich aber der Schrecken doch etwas gemildert, da man in Erfahrung gebracht, daß auch eine Menge deutscher Namen in Italien, zumal in der Lombardei, zu finden, so daß, wenn wir z. B. Montigel, Pontigel, Puntleit, Pardaun (monticulo, ponticulo, ponteletto, pratone) am Brenner herausgeben müßten, billigerweise Marengo, Ghislarengo, Pozzolengo, Gottolengo u. s. w. in Oberitalien uns zufallen dürften, da sie ganz deutlich deutsch-longobardische Ansiedlungen sind und ihre Namen nichts Anderes bedeuten, als unser Mehring, Geiselhöring, Pötzling, Göttling u. s. w.

Eines Nachmittags also, im letzten Herbste, wanderten wir von Bruneck in großartiger Landschaft nach St. Lorenzen, das wir früher schon besprochen. Hier wurde

uns ein Wirthshäuslein, das Rössel verrathen, das letzte Haus gegen Enneberg zu, wo der Postkarren eingestellt habe. Wollten wir nicht selber einsitzen, so gedachten wir, doch ihm unsere Ränzchen mitzugeben. Wir gingen also ins Rössel und trafen da eine muntere Wirthin, die uns allerdings bestätigte, daß die Post bei ihr eingekehrt, allein der Postillon sei jetzt im Markte — er habe die Madeln so viel gern und pflege daher bei seinen Freundinnen, so oft er komme, einen Umgang zu halten. Wir fügten uns in diese Eigenheit, ließen uns ein Seidel vorsetzen und warteten anfangs geduldig, allein da mit Sicherheit nicht abzusehen war, bis wann der Don Juan von St. Vigil wieder zu seinen Pflichten zurückkehren würde, so übergaben wir endlich unsere Reisetaschen der Wirthin und gingen auf dem Sträßchen weiter ins Enneberg.

Links liegt auf hohem Hügel die alte Veste Michelsburg, ein stolzer Bau, mit drei streitbaren Thürmen wehrhaft prangend, jetzt halbverfallen, doch noch bewohnt. In einer starken Stunde gelangten wir nach Saalen, dem letzten deutschen Wirthshaus. Da bin ich auch vor siebenundzwanzig Jahren eingekehrt, doch war's mir nicht, als ob sich viel verändert hätte. Nur zwei Töchter haben die lange Zeit benützt, um trefflich heranzuwachsen. Sie stehen jetzt im Beginn der Zwanziger und sind große, schöne Gestalten mit Gesichtern von tragischer Blässe, welche dunkles Haar umgibt. So, denke ich mir, müssen etwa vor tausend Jahren die Bräute der Nordlandsrecken ausgesehen haben! Man könnte die eine Chrimhild, die andere Brunhild nennen, obgleich sie wahrscheinlich Rosele und Trinele getauft sind. Sie schienen mir hier jedenfalls als die letzten deutschen Jungfrauen, als die letzten lebenden Marksteine des Germanismus, eine Art Vertrauensstellung einzunehmen, obgleich ihr Aeußeres nicht so fast an bajuvarische

Mädchengestalten erinnert, als vielmehr an die jungen Gothinnen im Burggrafenamte um Meran.

Nicht weit vom Wirthshause steht eine kleine rothe Kirche mit weißen Fensterrahmen. Hier soll einmal vor Zeiten die Mutter Gottes öfter in himmelblauem Kleide gesehen worden sein, und man baute daher ein Bethäuslein auf die Stelle, welche eine liebliche Aussicht in die grüne Tiefe, in das Thal der Gader, gewährt. Dort unten streckt ein niedliches Dörflein, Monthal genannt, seinen Kirchthurm gen Himmel. Einige bäuerliche Votivtafeln, welche in der rothen Capelle hängen und aus dem vorigen Jahrhundert stammen, zeigen übrigens deutlich, wie sparsam in dieser Beziehung die Landleute, oder wie selten jetzt auf dem Lande die guten Maler geworden, denn je neuer die Wallfahrtsbilder, desto schlechter sind sie.

Nachdem wir diese Bemerkung gemacht, begaben wir uns wieder in das Wirthshaus, wo die Wirthin eben anfing, Krapfen zu walken. Das Gespräch kam alsbald auf den Krieg und die gute Frau war sehr begierig, Neuigkeiten zu hören. Daß der Napoleon gefangen worden, hatte sie aber bereits vernommen und viel mehr wußten ihr auch wir nicht zu sagen. Die beiden Mädchen hörten aufmerksam zu und schmückten unser Gespräch mit patriotischen Glossen. Eine Zeitung scheint nicht gehalten zu werden hier im letzten deutschen Hause an der ladinischen Grenze. Die Leute meinen auch, die Zeitungen lügen so viel und halten für verlässiger, was man ihnen mündlich mittheilt.

Endlich kam der Postillon heran und hielt am Hause — ein stiller, gutmüthiger Bursche von fünfundzwanzig Jahren, mit treuen, ehrlichen Augen, aber sonst sehr schlichten Aussehens, das mir nichts weniger als unwiderstehlich schien. Den Don Juan von St. Vigil hätte ich mir anders gedacht! Ich erlaubte mir eine leicht verständliche Anspielung auf die Hindernisse,

die nach der Meinung der Wirthin unserem Zusammentreffen in St. Lorenzen entgegenstanden. Der Stich schien aber nicht zu schmerzen; Mathes dampfte ruhig fort und sagte nur halblaut: Ach, die Wirthin! — Es lag so ein harmloses Phlegma in seinem Wesen, daß ich unmöglich glauben konnte, er gehe in krautwälscher Tücke darauf aus, die germanischen Jungfrauen von St. Lorenzen zu bethören und ihre schwachen Stunden auszubeuten. Ehe ich ihm schlimme Absichten zuschriebe, möchte ich lieber annehmen, er mache nur deßwegen die Runde bei seinen Freundinnen, um mit ihnen über Glaubenseinheit, das unschätzbare Landeskleinod, über das Concil und des Heiligen Vaters Unfehlbarkeit zu plaudern.

Sein Karren bestand übrigens aus vier niedrigen Rädern und einem offenen Kasten darauf, der wie eine Schublade aussah. Jetzt war er auch voll Säcke und Schachteln, allein der diensteifrige Mathes meinte, er könne uns schon einen herrenmäßigen Sitz zurechtrichten. Seinem Talent gelang es auch, die Sachen so zu ordnen, daß wir uns zur Noth hineinbetten konnten, und um ihn nicht empfindlich zu machen, setzten wir uns wirklich auf den Enneberger Phaeton und fuhren, von seinem guten Rößlein wacker gezogen, wieder eine halbe Stunde weit, zum ersten ladinischen Wirthshaus, welches sich Pera Forada nennt. Die Deutschen sprechen den fremden Namen Pelfrad aus. Die Uebersetzung wäre eigentlich Klobenstein.

Das Sträßchen ist erst in diesem Jahrhundert angelegt und zieht immer an schauerlichen Abgründen hin, vor denen kein Geländer schützt. Auch kommt man im Wagen, wenn es bergan geht, sicherlich nicht schneller vorwärts, als wenn man zu Fuße wandert. Man muß an diese Beförderungsart gewohnt sein, um sie behaglich zu finden. Wir stiegen daher in Pelfrad viel lieber wieder aus, als wir in Saalen eingestiegen waren.

Das erste ladinische Wirthshaus, welches wir also in Pelfrad betraten, hebt sich von dem letzten deutschen in Saalen nur dadurch ab, daß hier jedermann das Krautwälsche als seine Muttersprache verehrt, während es den Wirthsleuten in Saalen ganz fremd und unbekannt ist. Der Germane, der am Saume des Ladinismus wohnt, gibt sich nämlich nicht die mindeste Mühe, mit dem wälschen Idiome vertraut zu werden, weil die Enneberger alle deutsch sprechen. Gar zu viel Werth scheinen diese aber auch nicht auf ihre alte Römersprache zu legen, denn wenn z. B. der Franzose sagt: parlez vous français? so sagt der Enneberger: baiest ladin — bellst oder billst du ladinisch? Demnach begrüßte uns auch zu Pelfrad die schöne Rosa im besten Pusterthaler Deutsch. Sie ist der Wirthin Töchterlein, trägt röthlich blonde, zierlich gelegte Haare, weiße Haut mit rothen Backen und ist eigentlich der reinste Gegensatz zu den bleichen, dunklen Nibelungen-Mädchen in Saalen. Es dünkte uns fast auffallend, daß gerade die erste Römerin, die hier die wälsche Grenzwacht hält, viel bajuvarischer aussieht, als die letzten deutschen Walküren.

In der Gaststube saß ein hochwürdiger Herr, der von innen heraus gekommen war, um in der Nähe einen Kranken zu besuchen und nunmehr bei einem Seidel rastete. Es war der Dechant „von der Pfarr," Herr Matthäus Declara, mit dem wir bald ein unterhaltendes Gespräch begannen. Er lud uns ein, ihn auf seinem Heimwege zu begleiten nnd so ließen wir denn unsern Mathes mit seinem Karren allein auf der Straße und gingen über gemächliche Bergwege nach der Pfarr.

Zur Rechten öffnet sich das Thal der Abtei, eigentlich kein Thal, sondern nur ein tiefer Riß, in welchem unsichtbar der Gaderbach herausströmt. Zu beiden Seiten steil aufsteigende, himmelhohe Berge, meist in Waldes-

grün gehüllt. Oben in schwindelnder Höhe hängt Wälsch-Ellen, eine Kirche, der Widum, das Wirthshaus und ein paar Höfe, alle schneeweiß angestrichen, so daß sie weit hinaus leuchten ins Pusterthal. Sie kleben wie die Vogelnester an der Bergseite und wer sie betrachtet, meint, sie könnten jeden Augenblick ein paar tausend Fuß hoch in den Gaderbach herunterstürzen.

Unterwegs kehrten wir auch in der alten Burg Asch ein. Hier saßen einst die Pracken, ein ritterliches Geschlecht, das seinerzeit in Enneberg viel von sich reden machte. Namentlich Franz Wilhelm von Prack, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, ist damals durch seine verwegenen Stücklein berühmt geworden. Jetzt gehört die Veste einem Landmann, wie so viele hundert andere tirolische Burgen und Edelsitze, deren einstige Herren verdorben oder ausgestorben sind. Die Burg Asch ist übrigens nichts weiter als ein festes, hochgiebeliges, mit vier Eckthürmen bewehrtes Haus. Von außen stellt sich dieß ganz ansehnlich dar; im Innern aber ist es schauerlich. Wer unten in die Halle eintritt, glaubt sich in einen großen Rauchfang verirrt zu haben. Die Wände sind schwarz, rußig und gähnen in bedenklichen Spalten. Mein Begleiter sagte auch, indem er neugierig Umschau hielt, mit lächelndem Munde: „Hier könnten wir uns gleich selchen lassen!“ Dabei herrscht eine solche Finsterniß, daß die Thüren der Gemächer oder die steinerne Stiege, die aufwärts führt, kaum zu erkennen sind. Auch in den Stuben zu ebener Erde waltet ewige Dämmerung, denn die festen Häuser dieser Art zeigen im Erdgeschoße meist nur enge Schießscharten oder kleine Gucklöcher. Etwas freigebiger sind die Fenster im oberen Stock verwendet, aber auch da mit starken eisernen Gittern geschützt.

Der Sohn des Hauses, der junge Herr Agreiter, an dem blau-weißen Halsbändchen leicht als Candidat

der Theologie erkennbar, führte uns freundlich in diesen Finsternissen herum. Oben im Eckthurm hat er sich auch sein eigenes Zimmerchen ganz niedlich hergerichtet. Es genießt einer prächtigen Aussicht und erhält durch mehrere Fenster auch helles Licht. Es ist mit Zirbelbrettern getäfelt, die wohl noch aus der Zeit der Pracken stammen, die aber jüngst erst umgekehrt, abgehobelt und frisch wieder aufgesetzt wurden. Man legt hohen Werth auf solche Täfelung, weil das Zirbelholz auch im Alter noch angenehm duftet und allem Ungeziefer siegreich widerstehen soll. Ich glaube selbst an diese Kraft, denn sonst wäre gar nicht abzusehen, wie ein reinlicher Mensch aus dem Bürgerstande, der sich an beißende Insekten nicht gewöhnen kann, in diesen alten feudalen Burgen auszuhalten vermöchte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß von der ehemaligen Ritterlichkeit keine Spur mehr übrig; kein Schild, kein Helm, kein Speer, kein Sporn. Dagegen hatte der junge Herr Agreiter einen neuen Bücherrahmen aufgestellt und an der Wand hing eine Guitarre, umgeben von den Photographien seiner Verwandten und Bekannten.

Sehr höflich verabschiedet, verließen wir die finstere Burg und kamen bald in die „Pfarr." Dieser Ort liegt fast 4000 Fuß über dem Meere und besteht nur aus einer uralten Kirche, der Wohnung des Dechants und einem großen Hause, das ehemals auch ein adeliger Ansitz gewesen, später aber ein Wirthshaus geworden ist. Er führt verschiedene Namen. Bei den Deutschen heißt er gewöhnlich „in der Pfarr." Andere nennen ihn Santa Maria, nach der Schutzpatronin der Kirche, die Ladiner kennen ihn als la plî, italienisch la pieve (die Gemeinde). Endlich soll es auch die Stelle sein, an der ursprünglich der Name Enneberg — früher Ennebergs, d. i. enet, jenseits des Berges — gehaftet und von der er sich weiter verbreitet habe. Heutiges

Tags bezeichnet dieser den ganzen äußeren Theil des Thales, den die Ladiner Marò, die Italiener Marebbe nennen. Der Enneberger gibt sich in seiner Sprache als Marou, feminin Maroura oder lieber noch als Ladin. Der innere Theil des Thales, dessen Grund- und Gerichtsherrschaft einst das Stift Sonnenburg gewesen, heißt, wie wir schon wissen, davon jetzt noch die Abtei oder Badia. Die Einwohner werden Badioten genannt. Da sie die gleiche Sprache sprechen, so geben auch sie sich für Ladiner aus; allein die Enneberger wollen dieß nicht genehmigen, sondern behaupten lieber, nur ihre Mundart sei die echte ladinische. Auch sonst scheinen sie sich für ein wenig besser zu halten als die Badioten, aber ich weiß nicht warum.

Die alte gothische Kirche zu Unserer lieben Frau, in welche uns der Herr Dechant führte, erfreut sich zwar eines majestätischen Spitzthurms, ist aber im Innern leider ganz modernisirt. Wäre dieses Notredame der Ladiner noch in dem Bestande wie vor dreihundert Jahren, so hätten wir hier wahrscheinlich ein sehr interessantes Museum ennebergischer Monumente, jedenfalls die Grabsteine der Pracken und anderer edler Herren; allein der neuerungssüchtige Clerus hat alle diese Alterthümer längst hinausgeworfen und die Kirche bietet jetzt gar nichts Sehenswerthes, als etwa die Wallfahrtsbilder der Welsberger. Diese, deren Heimath draußen im Pusterthale, ziehen nämlich alle Jahre am Christi Himmelfahrtstage mit fliegenden Fahnen nach der Pfarr, um ein Gelübde zu lösen, welches sie einst zur Zeit der Pest gethan. Damals, 1638, waren sie zur Nachtzeit über den Geiselsberg hereingewallt, in der Morgendämmerung angekommen und hatten die Pforte des Gotteshauses noch verschlossen gefunden. Die Wallfahrer gingen nun betend um die Kirche herum, brachten der Gottesmutter den ersten Morgengruß, und

siehe da, als sie wieder ans Thor zurückgelangt, hatte sich dieses von selbst geöffnet. Nach altem Brauche gehen die Welsberger auch jetzt noch nächtlicher Weile über den Geiselsberg, finden die Kirchenthüre, wie dazumal, verschlossen, ziehen um den Dom herum und sehen bei ihrer Wiederkehr die Pforte geöffnet, nur daß man jetzo annimmt, der Meßner habe sie aufgethan. Alle hundert Jahre aber bringen sie ein Gemälde zum Opfer, welches den ganzen Kreuzgang, also auch die Wallfahrer in ihrer jeweiligen Tracht darstellt. Jetzt sind drei solche Tafeln vorhanden, die der Freund der Volkstrachten mit Interesse beschauen wird.

Nach diesem gingen wir im Friedhofe umher und betrachteten die Grabmäler. Jene der Reichen sind von Stein und in deutscher Sprache, die der Aermeren sind auf Blech gemalt und italienisch. Da die Herren des Landes immer Deutsche gewesen, so ist begreiflich, daß die ländliche Aristokratie, die Beamten, die Chirurgen, Wirthe und Müller, das Deutsche sozusagen als eine vornehmere, als ihre Hofsprache betrachten und zu feierlichem Gebrauche lieber verwenden, als das Italienische, welches hier eigentlich nur das schriftmäßige Krautwälsch ist. Das Ladin ist bisher nur versuchsweise geschrieben worden.

Zu denen, die es versucht, ist übrigens auch Herr Dechant Declara zu rechnen, der mir alsbald, nachdem wir uns in der Pfarrstube zu einem Glas Wein gesetzt, ein Manusscript zum Geschenk machte, welches er selber ausgearbeitet. Es ist das Leben der menschenfreundlichen Notburg, der heiligen Köchin, die zu Eben liegt, welches er bei Gelegenheit ihrer Heiligsprechung 1862 aus dem Deutschen übersetzte. Die Uebersetzung ist dem hochwürdigsten Fürstbischof von Brixen (Prinzipe Veisco da Porsenù — dieß nach dem italienischen Bressanone) gewidmet, von letzterem auch mit einer Vorrede versehen

worden. Der Uebersetzer hat seiner Arbeit eine deutsch geschriebene „Rechtfertigung“ beigegeben, in welcher er sie als das erste Werklein im ladinischen Dialecte bezeichnet und bei der Schwierigkeit, diese ungebildete Mundart zu schreiben und schriftlich zu verwenden, um allseitige Nachsicht bittet. Dabei sagt er auch, obwohl die Sprache der Ladiner mit manchen fremden Wörtern vermischt sei — St. Notburg wird von ihm selbst fancella da paur, Bauerndirne genannt — so sei doch niemand berechtigt, sie, wie die Deutschtiroler thun, Kauder- oder Krautwälsch zu nennen, denn andere Sprachen seien auch gemischt. Nebenbei bemerkte ich mit Vergnügen, daß Herr Declara für sein Vaterland endlich den Namen gefunden, den man schon lange vergeblich gesucht. Ich selbst erwog einmal, doch mehr im Spaße als im Ernst, ob man Gröden und Enneberg zusammen nicht Nordlatium nennen könnte; Herr Dechant Declara gebraucht aber zum erstenmale das einfache und so nahe liegende Ladinien.

Krautwälsch ist übrigens so viel als Kauderwälsch, und aus diesem nur durch Versetzung des r entstanden. Ursprünglich war ein Kauderwälscher eigentlich ein Cahorswälscher, d. h. ein wandernder Hausirer und Geldwechsler aus der Stadt Cahors in der französischen Guyenne. Die Cahorsiner, zu Deutsch Gawerschen, Gawatzen, waren im späten Mittelalter als verschmitzte Geschäftsleute weit und breit, aber nicht sehr rühmlich bekannt. Das niedere Volk in Deutschtirol wendet jenen Ausdruck auch auf das Land der Enneberger an und nennt es die Krautwalsch. Die Krautwalsch gilt übrigens schon den Bauern am Eisack als ein ziemlich fernes, wenig bekanntes Hochland, in welches sich ohne Noth niemand einläßt. Gröden dagegen ist allen Landsleuten geläufig und die Grödner werden auch eigentlich von denen, die es genau wissen wollen, nicht zu den Krautwälschen gerechnet.

Herr Dechant Declara hat seinem handschriftlichen Titelblatte auch schon Druckort und Verleger beigefügt —: Brixen in der Weger'schen Buchhandlung; allein es scheint etwas dazwischen getreten zu sein, denn das ladinische Leben der heiligen Notburg ist noch nicht gedruckt, und wenn ein Verleger, der dieß liest, etwa Lust empfände, sich um das Werklein anzunehmen, so würde ihm der Verfasser ohne Zweifel gerne entgegenkommen.

Herrn Declara's Uebersetzung wäre, wenn sie im Weger'schen Verlage erschienen, wohl das erste gedruckte Buch der Ladiner, allein Manuscripte, glaube ich, sind schon mehrere vorhanden, wenn auch keines von großer Tragweite.

Die Seelsorger in Ladinien werden nämlich der Verständlichkeit wegen alle aus den Landeskindern genommen und geben sich, zumal in der endlosen Langeweile des Winters, gerne mit ihrer Muttersprache ab, versuchen auch, dieß und jenes schriftlich darzustellen. Schade nur, daß jeder auf eigene Faust arbeitet und daß ihnen alle Hülfsmittel fehlen. Was die Quellen der Wissenschaft betrifft, sind die abgelegenen Seitenthäler in Tirol fast wasserdicht zu nennen. Bis nach Ladinien hinein sickert selten ein Tropfen aus jenem Strom der Gelehrsamkeit, der so mächtig durch Innsbruck fluthet. Daß Friedrich Diez und seine Werke in Enneberg noch unbekannt, darf man vielleicht nicht auffallend finden, aber daß auch Christian Schnellers vortreffliche bahnbrechende Schrift „Die romanischen Volksmundarten in Südtirol,“ obgleich sie schon drei Vierteljahre früher erschienen, noch nicht bis in die Pfarre vorgedrungen war, mußte doch fast überraschen.

Das Pfarrhaus verlassend, begaben wir uns in den Pajung oder Tanzstadel. Dieser Pajung ist eine große sittengeschichtliche Merkwürdigkeit der Enneberger. Hier wurde nämlich ehemals unter dem Vorsitz einheimischer

Herren das öffentliche Gericht gehalten und viel später noch, so lange nämlich im Bisthum Brixen getanzt werden durfte, war hier auch an allen Feiertagen, die im Kalender stehen, öffentlicher Tanz, an welchem sich Jung und Alt aus der Nachbarschaft betheiligte. Es galt als ein Ehrenvorzug, bei solchen Tänzen den ersten Reigen zu eröffnen. Ein Mann des Vertrauens, welcher der Platzmeister hieß, war der Unterhaltung vorgesetzt. Seines Amtes war, die Spielleute zu bestellen, das Volk geziemend zum Tanze zu laden und über Ordnung und Anstand zu wachen. Ein großer Hut mit ungeheuren Flügeln, winzig kleinem Kopfe, reichlich bebändert und mit Troddeln geziert, war das Zeichen seiner Würde.

In älteren Zeiten, scheint es, sind allenthalben in den Alpenländern die öffentlichen Tänze im Gerichtshause oder vielmehr die Gerichtssitzungen im Tanzhause abgehalten worden. Auch im Bregenzerwalde saß der Landammann im Tanzhause nieder, um mit seinen Räthen Recht zu sprechen, und an anderen Orten geht dieselbe Ueberlieferung.

Der Pajung von Enneberg ist übrigens ein mächtiger Stadel von Holz, rechts und links mit weiten offenen Eingängen versehen. In der Mitte reicht eine Säule vom Boden bis zum Dach. Um diese herum bewegte sich einst der fröhliche Reigen; aber die Spielleute, die damals aufgespielt, und die Paare, die sich damals herumgeschwungen, sind schon längst in der bessern Welt. Uebrigens ist der freie Raum im Innern des Stadels jetzt durch mehrere Gemächer und Kammern, die eine spätere Zeit hineingezimmert hat, wesentlich verengert worden. Diese Räume dienen, um allerlei Bedürfnisse und Vorräthe der Gemeinde aufzubewahren. Auch die Dorfschule ist da untergebracht. Den Namen Pajung erklärt Schneller als eine Zusammenziehung aus pavejung = paviglione, Zelt, weil der Tanzplatz damals

mit Tüchern und Teppichen umhängt und aufgeputzt, also zeltmäßig zugerichtet war.

Unterdessen war der Abend eingebrochen und wir nahmen dankend Abschied von unserem Gastfreunde, der uns so artig aufgenommen. Wir hatten Eile, um St. Vigil noch zu erreichen, gingen daher raschen Schrittes in die Schlucht hinunter, welche la plî von la cort oder die „Pfarre" vom „Hof" trennt, stiegen dann zu letzterem wieder hinauf und fanden da etliche Häuser und eine Kirche, hatten aber keine Zeit, uns umzusehen, ebensowenig weiter drinnen den Edelsitz Rost zu betrachten, von welchem die Freiherren oder Grafen von Rost ausgegangen, und kamen gegen acht Uhr, schon in tiefem Dunkel, nach St. Vigil oder, wie die Enneberger sagen: al plan, auf die Ebene.

Hier ist's uns sehr gut gegangen. Der brave Mathes, der vorausgefahren, hatte nach unserem Auftrag ein Abendessen bestellt, welches ganz lobenswerth ausfiel und mit berechtigtem Vergnügen eingenommen wurde. Da St. Vigil auch ein Gerichtssitz, so erschien selbst der Herr Richter, um die Geselligkeit zu erhöhen, und mit ihm ein strebsamer kecker Student, ein geborner St. Vigiler. Bald waren wir wieder mitten in allerlei seltsamen Gesprächen über die tirolischen Völkerschaften, die mystischen Rhätier uud die geheimnißvollen Ladiner. „Ja," sagte der Student fast stolz und wegwerfend, „unsere Sprache! Da darf einer kommen! Ich z. B. heiße Elles Cases; außerhalb Enneberg weiß kein Mensch, was das bedeutet." — „Muß schon bitten," entgegnete ich, „das ist gerade so viel, als italienisch alle case, bei den Häusern; wollen Sie ihren Namen ins Deutsche übersetzen, so müssen Sie sich Hauser schreiben, oder gar Häusser, wie der berühmte Historiker von Heidelberg, wenn Sie vielleicht von ihm gehört haben." — „Saperlot!" rief Herr Elles Cases (der jetzt [1895] als Finanz-

beamter zu Innsbruck lebt) sehr überrascht," wer hat Ihnen das gesagt?" — „So gescheit bin ich selber," erwiderte ich mit einem Selbstgefühl, wie es mir nur in St. Vigil erlaubt schien. „Ich bin sogar eine kleine Autorität," fuhr ich fort, „wenn auch keine unfehlbare, und habe über diese Sachen schon einiges geschrieben, was aber in Tirol nicht gelesen wird und anderswo niemanden interessirt." Deß freute sich der Student, das heißt nicht darüber, daß meine gelehrten Schriften in Tirol nicht gelesen werden, sondern daß ich eine kleine, wenn auch nicht unfehlbare Autorität sei, wie es überhaupt den Ennebergern schmeichelt, wenn sich hie und da ein unbekannter „Sprachfex" herbeischleicht, um ihnen ihr Ladin abzulauschen. Leider trugen wir uns dießmal nicht mit solchen Absichten, da wir nur hereingegangen waren, um das Spitzhörnle zu besteigen, nicht um zu forschen. Ladinisch sprechen hatten wir auch auf dem ganzen Wege nur einmal gehört, als nämlich der Dechant im Vorübergehen ein paar Worte mit einem Bauern wechselte. Den ganzen Abend vernahmen wir keine Sylbe mehr und ebensowenig des andern Morgens, da wir außer den Wirthsleuten und unserem Mathes überhaupt niemanden zu sehen bekamen. Uebrigens hatte auch Herr Elles Cases noch nicht erfahren, daß das Schneller'sche Buch erschienen sei, obgleich er selbst Beiträge dazu geliefert zu haben behauptete.

Auch andere Eigenthümlichkeiten des Thales gaben uns zu reden. Enneberg ist bekanntlich das Eldorado der Geologen, die dort die schönsten Petrefacten und allerlei andere Erscheinungen, welche die Forscher reizen, zu finden wissen. In Enneberg ist die Haut der Erde noch sehr unruhig, fährt da und dort in die Höhe und treibt Beulen und Geschwüre, deren manche jedoch allmählich wieder einsinken. Es bilden sich dann Seen, welche Häuser und Menschen verschlingen, nach einiger

Zeit aber wieder spurlos verlaufen. Auch finden sich Bäche, die jährlich an einem bestimmten Kalendertag erscheinen und zur herkömmlichen Stunde wieder verschwinden.

In St. Vigil bestanden vor alten Zeiten zwei Kirchen, aber die eine wurde einst sammt dem Dorfe von einem Bergbruch verschüttet. Nach dem Gebetläuten ertönt auch jeden Abend ein wiederholter Glockenschlag, der die Einwohner erinnern soll, daß ihre Häuser auf den Gräbern ihrer Voreltern stehen und daß ihnen ein gleiches Schicksal täglich begegnen könne. In dem Walde, der den morschen Fels zusammenhält, darf kein Baum gefällt werden. Auch St. Martin, das weiter drinnen liegt, steht auf einem Bergbruche, der das frühere Dorf verschüttet hat; kurz, im wunderbaren Land Tirol ist das Enneberger Thal wohl das wunderbarste und geheimnißvollste.

Reich an Belehrung legten wir uns zu Bette, nachdem wir noch alle Vorsorge für die morgige Besteigung des Spitzhörnle getroffen hatten. Die Kellnerin versprach uns Fleisch, Brod und Wein bereit zu halten und unser Mathes war als Führer bestellt. Ich legte mich mit der Ahnung schlafen, daß aus der Partie wahrscheinlich nicht viel werden würde. Von Jugend auf habe ich nämlich nie Glück gehabt, so oft ich mich vermaß, einen Berg bloß der Aussicht oder der sündhaften Augenlust wegen zu besteigen. Auf dem Bozener Horn, auf der Brixener Blose, auf der hohen Salve traf ich immer nur bewölkten Himmel und nicht entfernt den Lohn, den meine Anstrengung verdient hätte. Darum hatte ich mir schon lang den Rath ertheilt, keinen Berg zu scheuen, der mir am Wege läge, aber auch keinen zu erklettern, nur um wieder herunterzusteigen.

Um halb fünf Uhr wurden wir geweckt. Es war kalt und finster in der Stube, aber sehr wohlig in dem warmen Pfühl. Ach, laßt uns noch ein wenig ruhen! — Doch nicht, sprach der Professor — wir könnten

leicht zu spät kommen. Ehe sich der Sonnenqualm über das Land legt, wird die Aussicht am schönsten sein! — Verließen also das warme Lager, schlüpften in die Kleider und gingen hinunter in die Gaststube. Unten war es, wie sich von selbst versteht, so kalt und finster wie oben, doch brachte die Kellnerin bald Licht und das Frühstück. Als wir dieß zu uns genommen, war es Tag geworden und wir gingen hinaus, um Rundschau zu halten. Ueber dem ganzen Gebirge lag ein durchsichtiger Nebel, der uns jedoch nicht bange gemacht hätte, aber am Col della Vedla (am alten Weiber Kofel) hing eine schwarze zerrissene Wolke, die ihre langen Arme und Beine wie eine Kreuzspinne auf- und abwärts streckte. Die ist gefährlich, sagte ich, und verkündet einen schlechten Tag. Mathes war auch schon da und zuckte als enchorischer Wetterkundiger zweifelhaft die Achseln. — Was ist zu thun? sagte der Professor. — Warten, sagte ich, bis sich die Sache aufgeklärt. — Aber unterdessen? — Nu, gehen wir in die Kirche. — Die Kirche ist aus dem vorigen Jahrhundert, reinlich aufgeräumt und abgestaubt, aber ohne alle Merkwürdigkeiten. Wir warfen auch einen Blick ins Dorf, das nur etliche zwanzig Häuser zählt. Die meisten schliefen noch, nur einige begannen ihre Augen, d. h. ihre Fensterläden aufzuschlagen. Uebrigens gewähren diese weißgetünchten Häuser alle den Eindruck einer großen, mit Fleiß und Sorgfalt überwachten Sauberkeit.

Bei Grenzvölkern, heißt es, findet man gewöhnlich die Untugenden der beiderseitigen Nachbarn. Die Ladiner, Enneberger und Grödner, sind eigentlich auch ein Grenzvolk, da sie mitten zwischen Deutschen und Italienern leben, allein bei ihnen trifft gerade das Gegentheil zu — sie können sich der Tugenden ihrer beiderseitigen Nachbarn rühmen, ohne deren Unfürme zu besitzen.

Den Italienern gleichen sie in ihrer Mäßigkeit und dem angenehmen Schliff ihrer Manieren, den Deutschen in ihrem stillen, sinnigen, gemüthlichen Wesen. Auch die Reinlichkeit in ihrem Gewande sowohl als in ihren Häusern ist ihnen mit den Deutschen gemeinsam. Sie wetteifern in diesen Stücken mit den Pusterthalern und bilden so einen stechenden Gegensatz zu den schmutzigen Wälschen und ihren unflätigen Wohnungen, wie sie schon in den nächsten Thälern gegen Süden zu finden sind.

So war es sechs Uhr geworden. Da wir um zwei Uhr in Bruneck sein sollten, weil wir zu Tische geladen waren, so schien es allerdings höchste Zeit, den Gang aufs Spitzhörnle, wenn überhaupt noch, jetzt zu beginnen. Die Luft war noch trübe, wenigstens gegen Westen hin, während sich von Osten her ein schöner Tag anzukündigen schien. Wir fragten wiederum unsern Mathes, der sich wiederum orakelhaft ausdrückte. Nun traten aber der Wirth und die Kellnerin in unsern Rath und sprachen entschieden für die Unternehmung. Dieses Votum schien so uneigennützig, daß ich mit seinem Einflusse sebst nicht entziehen konnte. Wir berichtigten also die billige Rechnung, Mathes nahm unsere Taschen und seinen Stock, zündete seine Pfeife an nnd nach freundlichem Abschiede von der Wirthschaft begannen wir unsere Reise.

Der Weg zieht lange bequem und ungefährlich aufwärts, zuerst an Höfen vorbei, dann durch einsame Wiesen oder helle Lärchenwälder, doch nicht an der Seite des Spitzhörnle, sondern vielmehr in einer Einsattelung, Furkl genannt (furcola = kleine Gabel), welche jenes von seinem nächsten Nachbar trennt. Nachdem wir etwa anderthalb Stunden gegangen, blieb Mathes stehen und sagte, jetzt brauchten wir keinen Führer mehr — auch sei es höchste Zeit für ihn, zurückzukehren, da er sonst nicht mehr in das Sonntagsamt käme. Das

Spitzhörnle sei der Berg, der uns gegenüberliege, und der, wie der Augenschein lehre, ganz leicht und gefahrlos zu besteigen, bei dessen Besteigung gar keine Verirrung möglich sei. Es war auch alles glaublich, was er sagte, und so beschlossen wir denn, die erste Station abzuhalten, eine Flasche Wein zu leeren und uns andere kleine Nachhülfen angedeihen zu lassen. Mathes in seiner Bescheidenheit wollte kaum einen Tropfen annehmen, noch weniger etwas essen — es sei viel zu früh für ihn. Fast mit Mühe bewogen wir ihn, uns Bescheid zu thun, und sagten dann dem wackern Burschen, der auch nur sehr mäßigen Trägerlohn verlangte, ein herzliches Lebewohl.

Wir gingen nun in einen waldigen Tobel hinunter, überschritten einen Bach und standen dann wirklich am Fuße des Spitzhörnle, welches aber weder ein Spitz, noch ein Horn oder Hörnle, sondern ein sehr breiter, langhingestreckter Bergrücken mit einem ganz flachen Giebel ist. Rechts und links waren lichte Wälder, in der Mitte ging bis zur höchsten Höhe eine Grasblöße hinauf und durch diese stürzte ein kleines Bächlein herunter. Unsere Weisheit hätte uns nun eigentlich rathen sollen, rechts oder links einen Weg im Walde zu suchen, wo der rauhe Boden und die Bäume selbst uns nicht hätten ausgleiten lassen, allein der grüne Streifen in der Mitte schien so einladend, daß wir alle Weisheit ganz beiseite ließen. Also rüstig die Grashalde hinan!

Anfangs ging's auch ganz gut, aber je höher wir kamen, desto steiler zeigte sich der Abhang. Die Sohlen hielten nicht mehr, das Gras wurde immer schlüpfriger und mich überkam ein Gefühl, als wenn ich ganz nahe am „Abscheipen" wäre. Unter Abscheipen versteht man aber jene unheimliche Gangart, mittelst welcher der Wanderer, der auf einer grasigen Halde ausgleitet, etwa

drei, vier, fünf Minuten in beschleunigtem Tempo bergab rutscht, wonach er dann unten zuweilen glücklich ankommt und sich besinnen kann, ob er heimkehren oder im alten Geleise hartnäckig wieder aufwärts klettern wolle, mitunter aber von der ganzen Partie keine Erinnerung mehr hat, weil er sich unterwegs das Genick gebrochen. In letzterem Falle sagt man einfach: Er hat sich verscheipt. Tröst' ihn der liebe Gott!

Um beiden Möglichkeiten auszuweichen, suchte ich nun das Bächlein zu gewinnen, dessen kleines Bette mit kleinen Felsblöcken ausgelegt war, so daß ich hoffen mochte, diese als Staffeln benützen und so von einem zum andern steigend die Höhe erreichen zu können. Ging also vorsichtig auf das Bächlein los, fand aber unterwegs, daß eine sumpfige Lache dazwischenlag, welche ohne Vermehrung der Fährlichkeiten nicht zu umgehen war. Ich schritt also unverwandt in den Morast hinein, rutschte aber aus und lag alsbald darinnen. Mein Gefährte konnte mir die Hand nicht reichen, da er selbst um Erhaltung seines Gleichgewichtes mühsam zu kämpfen hatte. Doch raffte ich mich bald wieder auf und wollte meinen Weg nach dem Bache fortzusetzen, fand dieß aber unmöglich, denn der kurze Zwischenraum, der mich von ihm trennte, zeigte sich noch abschüssiger, als die andere Halde. Also wieder zurück durch denselben kleinen Sumpf, den ich aber jetzt schon hinlänglich studirt hatte, um glücklich durchzukommen, worauf ich den nahen Wald zu erreichen trachtete. Dieß war jedoch nicht gar so leicht, da die Sohlen in dem schmutzigen Bad nur noch schlüpfriger geworden. Als mich aber der Fichtenhain in seine heiligen Schatten aufnahm, wars mir gerade, als wenn ich eine kleine Lebensrettung zu feiern hätte.

Die Selbstbetrachtung, die ich sofort anstellte, ergab, daß ich zwar nasse Socken erübrigt, am Leibe selbst aber kaum angefeuchtet war, da die dicken Hosen dem

Wasser trefflichen Wiederstand geleistet. Ganz nahe dabei war eine kleine verlassene Waldhütte, in welcher auch ein Herd, auf dem aber kein Feuer brannte. Doch bot sie angenehme Gelegenheit, die Socken zu wechseln und sonst noch zu ordnen, was aus dem Geleise gekommen war.

Wir stiegen nun in dem Fichtenwald ohne weitere Erlebnisse aufwärts und erreichten bald die Hochebene, die wir von unten auf als unser Ziel betrachtet hatten. Sie war es aber keineswegs, denn der oberste Theil des Berges staffelt sich in sanft geeigneten Flächen auf, deren eine die andere verbirgt, so daß die zweite erst sichtbar wird, wenn man bis an den Saum der ersten vorgegangen. Ueber diese drei- oder viermal wiederholte Täuschung wären wir gerne ungeduldig geworden, allein da es uns doch nichts geholfen hätte, so unterließen wir es lieber. Endlich, etwa nach einer halben Stunde hatten wir die höchste Stelle erreicht, den äußersten Rand, von welchem wir ins Pusterthal und auf Bruneck hinuntersahen.

Jetzt waren wir also oben, 7276 Fuß über dem mittelländischen Meere und nun sollte das Entzücken unverzüglich beginnen. Seit wir uns von dem guten Mathes getrennt, war aber der Himmel immer trüber geworden. Gegen Süden standen die Wolken zwar so weit oben, daß die Berge fast bis zu ihren Spitzen frei waren, allein die Sonne drang nicht durch und das ganze Hochland sah sehr blaß und leidend aus. Der Langkofel, der Peutler Kofel, die Marmolata, sie standen alle riesig und unheimlich vor uns, schauten uns aber so abgelebt und halbverstorben an, als wenn sie nächstens von der Schaubühne abtreten wollten. Ich hatte sie früher oft in so prächtiger Beleuchtung gesehen, daß sie mir jetzt mehr Mitleid als Bewunderung einflößten. Nur zwischen dem Schlern und dem Bozener Ritten

ging der Blick weit in die Ferne und konnte dort auf einem entlegenen Gebirgszuge mit Zufriedenheit ausruhen. Dieser stand in vollem Sonnenschein, war ganz schneeweiß und mit tiefen blauen Schatten durchzogen. Das muß die Gletscherkette des Monte Adamello sein, die in Wälschtirol zwischen dem Sulzberg (Val di Sole) und dem italienischen Val Camonica liegt.

Die nördliche Reihe, welche vom Oetzthal bis über den Glockner hinausstreicht, voll Schneefelder und Gletscher, aus denen der Venediger herrlich aufragt, war aber gar nicht zu sehen, und gerade auf diese stillen Eiskönige hatte ich mich am meisten gefreut. Nur die Vorberge des Pusterthales erschienen, und auch sie nicht einmal bis zur halben Höhe. Es war, als ob eine graue Schlafmütze über sie gezogen wäre, gerade bis auf die Augen herunter, nämlich bis auf die Dörfer, die weißen Kirchen und Häuser, die sich im Mittelgebirge hinziehen. So blieb uns denn kein anderer Trost, als die gedruckte Beschreibung wörtlich abzulesen, welche mir Herr J. G. Mahl, der strebsame Buchhändler von Bruneck, zum Abschied noch in die Tasche gesteckt hatte.

Sehr niedlich, wie zierlichst aus Holz geschnitzt, lagen dagegen Bruneck, sein altes Schloß und eine Menge Dörfer, Kirchen und Burgen weit unten im Thale zwischen Wald und Feld. Obgleich ohne Licht und Schatten war dieser Theil der Aussicht doch eigentlich das einzige Stück, an dem man sich erfreuen konnte. Aus einem der Ansitze im östlichen Theile der Stadt sahen wir auch ein feines dünnes Rauchwölkchen aufsteigen und wir verhehlten uns nicht, daß es wahrscheinlich mit dem Rehbraten zusammenhänge, der uns für Mittags verbindlichst in Aussicht gestellt war. Während wir nun da in die Tiefe schauten und uns erinnerten, daß wir um zwei Uhr schon unten bei Tische

sitzen sollten, fing es heroben zu schneien an, jedoch nicht stöbernd, sondern sparsam und rücksichtsvoll. Doch begann ein kalter winterlicher Wind über die Höhe zu blasen, der uns veranlaßte, auch die letzten Knöpfe an unsern Röcken sorgfältig zuzuknöpfen.

Ich begann halblaut zu phantasiren: Wären wir in St. Vigil bis sieben Uhr liegen geblieben, dann in die Kirche gegangen, hätten die Männlein und die Weiblein, ihren Wuchs, ihre Gesichter, ihre Trachten besehen, wären dann wieder zum Frühstück ins Wirthshaus zurück, wäre der Richter, der Herr Student, vielleicht mancher andere würdige Mann aus Ladinien dazugekommen, hätten wir bei einem Seidel Wein eine belehrende und anregende Unterhaltung gepflogen, einigermaßen in der ladinischen Sprache herumgeforscht nnd uns dann von unserm Mathes wieder nach Bruneck hinausfahren lassen, wer weiß, ob wir nicht ebensoviel gelernt und noch mehr Vergnügen erlebt hätten, als hier auf dem Spitzhörnle oder Platzkron oder Plan de Corones?

„Wir wären nur ausgelacht worden," entgegnete mein Begleiter.

„Das werden wir so auch, ich biete jede Wette an." —

Dieß hat sich auch so ziemlich bestätigt. Als wir in Bruneck erzählten, daß wir auf der Spitze gewesen, aber nichts gesehen hätten, wurden wir gerade so belächelt, als wenn wir nicht hinaufgestiegen wären. Auch die traurige Geschichte, wie ich ins Wasser gefallen, lockte niemand eine Thräne des Beileids ins Auge.

Nun ging's aber sehr schnell bergab, zunächst, bis wir wieder den Holzwuchs erreicht hatten, neben vielen langen und breiten Hecken von Alpenrosen und Wachholder dahin, dann durch Lärchen und Fichtenhaine, über Weiden und sumpfige Auen rastlos fort, bis wir eine bequeme Stelle entdeckt hatten, die uns zur Ruhe einlud. Da ließen wir uns nieder, griffen in die

Wandertaschen und hoben heraus, was von der ersten Rast auf der Furkl übrig geblieben war.

Während wir aber die letzte Flasche Wein leerten und Fleisch und Brod verzehrten, kam die Sonne in voller Bosheit aus dem Nebel heraus und begann mild und warm zu scheinen. Auch die Wolken auf der südlichen Seite hatten sich verlaufen und wenn es auf der nördlichen, die wir freilich da nicht sehen konnten, ebenso gegangen, so mußte jetzt eigentlich auf dem Spitzhörnle die schönste Aussicht sein. Sollten wir wieder umkehren, wieder anderthalb Stunden hinansteigen, um vielleicht, wenn die Zillerthalerferner doch noch im Nebel stacken, abermals getäuscht zu sein? Die Zillerthaler sind uns keineswegs sicher, sagten wir zu einander, ganz sicher aber kommen wir, wenn wir's noch einmal wagen, zu spät nach Bruneck. Und so brachen wir wieder auf und sprangen wieder weiter, bis wir die ersten Häuser erreichten, wo linker Hand auf einsamer aber kornreicher Halde der gothische Kirchthurm von Geiselsberg erschien. Welch angenehme Abwechslung, statt des Peutler Kofels und der Marmolata wieder einmal einen Pusterer Bauern zu sehen mit seinen grünseidenen Hosenträgern! Dann kamen wir an den Bach hinunter und nachdem wir an seiner Seite eine Stunde auf ebenem Sträßchen fortgegangen nach Niederollang, einem ansehnlichen Dorfe, auch mit einer gothischen Kirche und damals voll Menschen, die alle in hellen Sonntagsfreuden schwelgten.

Es waren nach der Mehrzahl Arbeiter von der Eisenbahn, Wälschtiroler, Italiener, welche theils vor dem Wirthshaus auf- und abwogten, plaudernd und singend, theils auf Bänken und Steinen umhersaßen, Bier, Wein und Schnaps trinkend, theils Kegel schoben und Karten oder Mora spielten. Es war ein heiteres Jahrmarktsbild, in dem wir nur eines vermißten, nämlich

jenen Wagen, welchen uns Herr Hügel nach Ollang entgegenzusenden versprochen hatte. Dieser stand aber, vergeblich wartend, jenseits der Rienz oben an der Heerstraße, während wir unten am Strome hingingen und immer müder wurden, da wir nachgerade sieben Stunden auf den Füßen und siebentausend Fuß über dem Meeresspiegel gewesen waren. Um ein Uhr erreichten wir das stattliche Dörflein Percha, wo wir ein gutes Wirthshaus sowie auch einen derben und — wie man aus gewissen Rücksichten beizusetzen nie vergessen darf — gemüthlichen Wirth trafen, der mich sowohl an Bajuvarien erinnerte, als auch einen Einspänner gewährte, mit welchem wir im schönsten Sonnenschein auf prächtiger Kunststraße durch herrliche Landschaft nach Bruneck fuhren.

Dort eilten wir, den Staub der Wege abzuschütteln und setzten uns zu Tische bei Herrn Hügel, welcher heute, da Frau und Kinder für den Winter nach München reisen sollten, ein feierliches Abschiedsmahl bereitet hatte. An der Tafel saßen die Herren von der Eisenbahn, die Spitzen von Bruneck sowie auch einige Gäste aus München, die sich im Pusterthal zusammengefunden, Herr Professor Giesebrecht, Herr Professor Kluckhohn und ein Kranz auserlesener Damen. Von den leckeren Gerichten, welche dieses Abschiedsmahl schmückten, wollen wir ebensowenig ausführlich reden, als von der Heiterkeit und den geistreichen Scherzen, die es belebten. So viel ist aber gewiß, daß wir diese feinen, labenden, warmen Stunden um so dankbarer hinnahmen, als wir kurz zuvor auf dem rauhen, unwirthlichen kalten Spitzhörnle, Platzkron oder Plan de Corones gewesen.

So endete der Gang auf diese Höhe, welche ich allen Liebhabern unermeßlicher Fernsichten dringend empfohlen haben will, selbst aber schwerlich mehr besteigen werde.

XX.

Luserna.

1868.

Es geht in unsern Blättern mitunter die Rede, daß an verschiedenen Orten des wälschtirolischen Gebirgs sich noch kleine deutsche Gemeinden erhalten haben, welche, vom Vaterland abgeschnitten und vergessen, erst durch Schnellers und seiner Nachfolger Schriften uns wieder bekannt geworden sind. Das bemerkenswertheste unter diesen Spracheilanden ist vielleicht das hochgelegene Dorf Luserna, welches an der äußersten tirolischen Gränze steht, ganz nahe an den Sette Comuni, an „den sieben Pergen," der uralten deutschen Ansiedlung, welche aber jetzt zum Königreich Italien gehört. Von Salurn, dem letzten Ort an der Etsch, wo unsre Sprache noch im Gebrauch ist, mag Luserna in gerader Linie etwa zehn Stunden entlegen sein, aber wegen der vielen Berge, die da umgangen werden müssen, würde ein Fußgänger doch immerhin zwei Tage unterwegs bleiben. Von Trient und Roveredo liegt Luserna in ziemlich gleicher Entfernung. Nach der Karte beträgt diese zwar nur sechs Stunden, aber wegen der Beschwerlichkeit des Weges darf der Tourist wohl die doppelte Zeit rechnen. Von Trient aus ist das abgelegene Dörfchen übrigens

viel leichter zu erreichen, da bis Levico in der Valsugana sich Fahrgelegenheit bietet.

In mir erweckte die Lust zu diesem Gange zunächst die Einladung eines deutschen Gelehrten in Roveredo, den ich aber ums Leben nicht nennen darf.[1]) Nur so viel erlaube ich mir, fast gegen die Verabredung, zu bemerken, daß er mit wälschtirolischen Verhältnissen innig vertraut und in romanischen wie germanischen Sprachen sehr gründlich bewandert ist.

Nach Roveredo war ich also berufen und kam in dieser Stadt auch glücklich an. Was ich unterwegs gesehen und erlebt, bleibe hier unerwähnt — nur so viel mag durchklingen, daß der Reisezweck mehrentheils als grillenhaft und wenig lobenswerth erachtet wurde. Was? Dort hinauf! hieß es über die schlechten Wege und die schiechen Jöcher zu jenen unbekannten Rüpeln! Was hat ein vernünftiger Mensch dort oben zu suchen? Soll er mit jenen Aboriginern Eicheln essen? — Schon ehe ich nach Innsbruck kam, mußte ich's erleben, daß mir ein Weiser, der sonst in irdischen Dingen wohl erfahren ist, kopfschüttelnd eröffnete, für diese Sorte von Landsleuten habe er gar kein Interesse — er sei vielmehr Pessimist; seinetwegen, da sie dem Deutschthum doch nicht zu erhalten seien, möchten sie Türken oder Heiden werden. In Innsbruck meinte ein anderer Seher: die Völker wogen hin und her — einst strömten die Germanen nach Italien hinunter, jetzo strömen die Italiener gegen Mitternacht. So scheint es im Rathe der Vorsehung

1) Nunmehr mag der Schleier, der dieses Geheimniß bisher bedeckte, gehoben werden. Mein damaliger Begleiter war Herr Christian Schneller, zu jener Zeit Professor der deutschen Sprache am Gymnasium zu Roveredo, jetzt Landesschulinspector in Innsbruck — in der Wissenschaft rühmlichst bekannt durch seine „Sagen und Märchen aus Wälschtirol“ und seine Schrift über „die romanischen Volksmundarten in Südtirol.“

beschlossen — vergeblich sich dagegen zu stemmen! — In Bozen rief mich ein sonst gebildeter Herr fast heraus-fordernd an: Sie! Da hinauf wollen Sie gehen und etwas darüber schreiben? Ja, muß denn der Pf—arrer dort oben mit Gewalt berühmt werden, daß man ihn alleweil in die Zeitung setzt! — Ich suchte zu beruhigen und die Ehre, in der Zeitung zu stehen, möglichst tief herabzuwürdigen, doch vergebens. Ein anderer Bozener Freund, sonst Germanissimus, zu fein, um mir ins Gesicht sein Mißfallen auszudrücken, ließ mich doch unter der Hand verwarnen. Diese Sympathien für die ungebildeten Arkadier an der Schneegrenze dort oben seien höchst gefährlich. Kaum sei Italien durch das preußische Bündniß dem deutschen Herzen etwas näher gebracht, und nun solle das gemüthliche Einverständniß durch die Lusernafrage wieder gestört werden! — In Bozen war ohnehin nicht gut von der Sache zu reden. Man befürchtet Schädigung der Handelsinteressen, wenn nicht alles vermieden werde, was einer deutschen Propaganda ähnlich sehen möchte, wogegen man den Bestand einer italienischen offen zugibt. Nebenbei meinte man, daß Luserna schon ganz verwälscht sei, und nur noch der Gemeindevorsteher aus Widerspruchsgeist mit seinem Deutschthum renommire. Ueberhaupt schien das kleine Luserna, je näher es kam, desto ferner, entlegener und unbekannter zu werden. In Innsbruck wußte man über seine Lage und andere Verhältnisse noch ganz gut Bescheid — in Bozen sprach man davon, als wenn es in Neu-Holland läge.

Man sieht aber wirklich nicht ein, warum sich die deutsche Nation nicht zu ihrem Vergnügen sowohl als zu ihrer Ehre, im wälschen Gebirge dieses kleine Dörflein halten, erhalten und pflegen soll! Diese wenigen Landsleute, annoch ungewissen Ursprungs, ein echtes, doch nur halbverständliches Deutsch redend, vielleicht

reich an alten Sagen und Ueberlieferungen, die sonst nirgends mehr zu finden sind — sie können für die Germanisten noch einen unschätzbaren Werth gewinnen. Mit hundert Gulden, die wir jährlich darauf legen, können wir uns den geistigen Besitz dieses Eilands sichern. Wenn das große deutsche Volk von sechzig Millionen Seelen zusammenhält, so fällt auf jeden Kopf dieser Nation von Denkern ein verschwindend kleiner Beitrag. Unsere Idee bezweckt daher gewiß keine neue Belastung der durch Kriegsbereitschaft, Geschäftsstockung und Steuerdruck ohnehin schon genug belästigten Germania, und so lächerlich sie den einen dünken mag, für andere wird sie immer einnehmend und anziehend sein, solange sie selber Deutsche bleiben.

Zu Bozen an der Etsch beginnt eigentlich das Sprachgrenzland, das Inundationsgebiet, das unsere südlichen Nachbarn jetzt theilweise überschwemmen, um es, wie behauptet wird, dereinst ganz zu behalten. Hier kommen schon manche begehrliche Italianissimi vor, denen auch einige bescheidene Tedeschissimi gegenüberstehen. Das Verhältniß ist im ganzen noch friedlich — man läßt jeden bei seinem Glauben; doch sind, was die Nationalität betrifft, manchmal wunderliche Erscheinungen zu gewahren. Im Eisenbahnwagen z. B. saßen etliche Bekannte beisammen, und wir überließen uns bald alle einer harmlosen Plauderei. Nur einer that nicht mit, ein großer und sehr schöner Mann, mit feiner, weißer Gesichtsfarbe und rosenrothen Wangen, goldgelben, reichen, ziemlich langen Haaren und dunkelblauen Augen. Wenn einst die Hermannsschlacht von Klopstock zur Aufführung käme, man könnte keinen besseren Arminius finden! Er aber saß unter uns wie ein Stück aus einer andern Welt und gab mit keiner Miene zu erkennen, daß ihm unser Gespräch verständlich sei. Als wir ausstiegen, fragte ich, wer denn der schöne Mann und stumme

Passagier gewesen. Ja, hieß es, das ist der Herr Obermaier, Juwelier zu Treviso, ein guter Deutscher, aber jetzt Italianissimo. Er will nie merken lassen, daß er seine Muttersprache verstehe. — Weiter unten auf der Eisenbahn zwischen Trient und Roveredo setzte sich ein Mann von mittleren Jahren in den Wagen, ein gefälliger gebildeter Mann, mit dem ich bald italienisch zu reden begann. Während wir im besten Zuge waren, erschien der Conducteur am Fenster, derselbe, der schon von Innsbruck her über den Brenner mitgekommen war, und sagte: „Ihre Billete, meine Herren!“ worauf der andere rügend: „Parlate italiano con noi, siamo Italiani“ — worauf ich mildernd, meinetwegen brauche er sich keine Mühe zu geben; ich hätte nicht umhin gekonnt, ihn zu verstehen. Als wir ausstiegen, fragte ich wieder, wer der gefällige und gebildete Mann gewesen sei. Ach, hieß es, das ist ja der Dr. Berger (schreib Pergher), praktischer Arzt zu ***, eigentlich aus einem alten deutschen Haus, jetzt aber Italianissimo, spricht nur noch wälsch.

Die alten, eingesessenen, vornehmen und reichen Familien romanischen Namens im Trentino betheiligen sich zur Zeit sehr wenig an dem Wiedererwachen des italienischen Bewußtseins. Theils widerstrebt es ihren aristokratischen Gefühlen Hand in Hand mit dem Pöbel, mit den Fenstereinwerfern und Petardisten zu gehen, theils stehen sie in allerlei Verwandtschaftsverhältnissen zu den deutschen Geschlechtern des Landes, theils trauen sie der italienschen Glückseligkeit nicht recht, theils haben sie noch andere Gründe. In vielen sehr achtbaren Männern und Frauen lebt noch die alte Liebe zum Lande Tirol, dem sie seit so vielen Jahrhunderten angehört, mit dem sie so lange Freud' und Leid getheilt. Das eigentlich drängende und treibende Element, und dieß namentlich in Roveredo, sind die eingewanderten

deutschen Plebejer, Fabrikanten und Kaufleute, die auch ihre deutschen Namen in der Schreibung bestmöglichst zu italianisiren suchen. Selbst der Herr Baisini, der die schaudervolle Lage seines engern Vaterländchens in dem Buche „Il Trentino dinanzi all' Europa" der ganzen Welt zum Mitleid ausgeboten, ist mit seinem rechten Namen ein Herr Weiß und stammt aus dem ehemals deutschen Thal Terragnuolo.

Roveredo hat seinen Namen von einem Eichenwalde, der in alten Zeiten auf dieser Stelle gestanden, und ist jetzt ein Städtchen von 9000 Einwohnern, mit engen, unebenen Gassen, an denen unscheinbare Häuser stehen. Die edlere Gattung der Gebäude, die Wohnsitze der Reichen und ihre Paläste zieren hauptsächlich die Vorstädte. Das kleine Roveredo hat sich im letzten Jahrhundert durch zwei Richtungen hervorgethan, die sonst selten neben einander laufen: durch Gewerbfleiß und Gelehrsamkeit. Hier blühten Geschichtsforscher, Alterthümler, Mathematiker, Philosophen in großer Zahl. Das beste Italienisch, nach den reinsten toscanischen Mustern, schrieb man damals in Roveredo. Als Geschichtsforscher wurde namentlich Hieronymus Tartarotti berühmt († 1761), dessen kritischer Genius den Kirchenhistorikern von Trient so viel zu schaffen machte, und Anton von Rosmini († 1856) soll unter Italiens Philosophen in diesem Jahrhundert sogar den ersten Rang einnehmen.

Die Seidenindustrie stand einst zu Roveredo in hoher Blüthe. Die ersten Gründer der Spinnereien waren zumeist Nürnberger und andere Deutsche, welche gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts einzuwandern begannen. Dieser Gewerbfleiß verbreitete ungemeinen Reichthum, was den Roveredanern zu großer Freude gedieh. Sie waren so zufrieden mit ihren Zuständen, daß sie für Philogermanen, ja fast für Austria-

cissimi galten. Eines wie das andere hat sich jetzt geändert. Der Reichthum ist wohl noch vorhanden, aber er wächst nicht mehr. Die Krankheiten der Seidenwürmer haben sehr schädlich gewirkt, und im Betriebe des Gewerbes ist man hinter den Fortschritten anderer Länder zurückgeblieben. Ob man sich wieder aufschwingen werde, steht dahin. Auch die Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich hat merklich gelitten.

Das Leben in Roveredo ist, abgesehen von den politischen Demonstrationen, jetzt sehr still und reizlos. Der Roveredaner spart und spart, und wenn er reich geworden, fängt er von vorn zu sparen an. In dieser Tugend sind uns die Italiener offenbar überlegen. Hat man es doch auch im Bayerlande beim Bau der Eisenbahnen beobachtet, wie der wälsche Arbeiter in der Woche sich mit Wasser und Polenta forthalf, am Sonntag selbander oder selbdritt sich mit einer Halbe Bier erfrischte, dafür aber auch alle vierzehn Tage beim Wirth ein Goldstück einwechselte und es seinen Lieben nach Hause sandte, während der edle Germane des Sonntags mit seiner Thusnelda von früh bis spät über dem Maßkrug saß, und regelmäßig seinen Wochenlohn vertrank.[1])

1) Um die Sache von mehreren Seiten zu beleuchten, mag hier eine Glosse folgen, welche Herr Heinrich Noë, der Wälschtirol viel besser kennt, als ich, vor kurzem in einer bayerischen Zeitschrift veröffentlicht hat. Sie lautet:

„Der berühmte Abbate Prato, welcher so eifrig für die Lostrennung der hochgebildeten Wälschen von der Oberherrschaft der Teutonen arbeitet, meint, schon der erste Anblick lasse die sanfte, nüchterne, fleißige Bevölkerung des „Trentino“ von den rohen Söhnen der deutschen Berge unterscheiden.

Der emsige Partriot scheint nie etwas von den blutigen Raufereien und der heillosen Trunksucht gehört zu haben, welche unter anderm in der nächsten Nähe von Trient, die Einwohner des Valsugana „auszeichnen.“ Möge er sich beispielsweise in die Herberge zum „Adler,“ ein Wirthshaus an der Landstraße, etwa dreiviertel Stunden östlich von Castel Nuovo entfernt, ver-

Aber saure Wochen wollen gleichwohl heitere Feste, und für letztere fehlt hier eigentlich alle Anlage. In diesen Städten gibt's keine Liedertafeln, keine Turnvereine, keine geselligen Lustbarkeiten. Es gibt auch keine Kegelbahn, keinen Sommerkeller und kein Liebhaber-Theater. Selbst in der Fastnacht werden keine Bälle gehalten — wegen der Nationaltrauer sagen einige; weil auch sonst niemand hinginge, meinen andere. Ein politisches Conventikelchen bei einem Glas Wasser und verschlossenen Thüren ersetzt die öffentlichen Freuden, für welche der Deutsche so viel Geld ausgibt. Auch wenn hin und wieder einem Austriaco die Fenster eingeworfen werden, gilt es als ein Nationalvergnügen, dessen Erinnerung

---

fügen, und dort die zahlreichen Kugelspuren an den schmutzigen Wänden des „Albergo" betrachten. Der Wirth mag ihm dann erzählen, wie diese entstanden sind. Jeder Bursche hat seine Sackpistole, von welcher er betrunken bei jeder Gelegenheit unbekümmert Gebrauch macht und nur der sechsläufige Revolver des Wirthes verhilft ihm dann und wann bei „Mißverständnißen" zur Einbringung der Zeche.

Bei dieser Gelegenheit möchte auch auf die Irrthümer mancher vaterländischen Schriftsteller aufmerksam gemacht werden können, welche für die rohe Urwüchsigkeit der Deutschen in Oberösterreich, Bayern und einigen Gegenden Nord-Tirols viele Worte des Tadels haben, während sie über die Italiener in der Weise denken, wie sie ihnen von wälschen Literaten und deutschen, italiasüchtigen Fremdebewunderen zurecht gelegt wird.

Der Italiener ist weder sanfter, noch nüchterner, noch fleißiger, als der Deutsche. Was die ersteren Eigenschaften anbelangt, so besuche man Sonntags eine „Bettola," eine jener elenden Kneipen, welche in Deutschland nur vom Abschaum cultivirt werden würden. Dort sitzen die „fleißigen Ackerbauer und Arbeiter" im Zustande sinnloser Besoffenheit und brüllen ihre Mora. Und was den „Fleiß" der Leute anbelangt, so kann er, wenn auch noch so sehr von Geldbegierde angespornt, bei der elenden Nahrung, mit welcher sie ihren Körper mehr quälen als unterhalten, nur von geringer Wirkung sein. Ein Ingenieur, welcher sie täglich bei Bauarbeiten beobachtete, sagte mir einmal, er vergleiche sie mit Roßkäfern, welche zwar auch den ganzen Tag über die bekannten Kugeln wälzen und wühlen, sich dabei jedoch ohne merklichen

die Patrioten noch lange beseligt. Selbst im Kaffeehaus verhält man sich sehr still — man trinkt eine Tasse, liest eine hochherzige Zeitung, betrachtet die Wölfin, die einst Romulus und Remus gesäugt, oder ein anderes altrömisches Bild, das an der Wand hängt, und denkt an die Scipionen. Abends läuft man nicht den Frauen davon, um ins Wirthshaus zu gehen, sondern bleibt hübsch zu Hause, im Schooße der Familie. Ein leichter Frühschoppen, den unsere Sitte dem Geistlichen wie dem Laien nachsieht, wäre ein Scandal. Die billige Seligkeit von hoher Balustrade herab, unter säuselnden Linden, bei einem Humpen Märzenbier und einem Rettigscheibchen, über die rauchenden Schornsteine der Stadt, über den Fluß, wo die bunten Schiffe gleiten, und über die Länder der Menschen hin zu sehen, wird hier nicht begriffen. Doch sind in Trient einige laubreiche Biergärten deutscher Nation erstanden; aber der

Erfolg abzappeln. Und diese, wenn gleich derbe Vergleichung erscheint als zutreffend, wenn man den vielgeschäftigen Müßiggang betrachtet, der sie mit dem unaufhörlichen Feueranmachen, Polentakochen und anderen südländischen Allotriis merklich von der eigentlichen Arbeit abzieht."

Es ist richtig, daß das wälschtirolische Landvolk in seinen zerrissenen Fetzen, in seinen erbärmlichen Wohnungen, bei seinen ekligen Mahlzeiten, in seinem unübertrefflichen Schmutze etwas esquimauxartig aussieht, und dieses Aussehen nimmt zu, je mehr der seme puramente latino die Oberhand gewonnen und das ehemalige deutsche Blut aufgesogen hat. Der berühmte Professor Frapporti, weiland zu Trient, der Erfinder und Gründer des Trentino, schrieb einmal, wenn die deutschen Bauern jenseits von Salurn nur die mindeste Sehnsucht nach Civilisation empfänden, so hätten sie längst Sprache und Lebensweise ändern und sich italianisiren müssen. Ich bin dagegen der Ansicht, daß die Valsuganotti und die Nunesi und die Solandri (Nons- und Sulzberger) in allen Stücken profitiren würden, wenn sie heute noch Pusterer oder Unterinnthaler werden könnten. Auch die Herren Candelpergheri, Eccheri, Cofleri u. s. w. zu Roveredo würden schwerlich einbüßen, wenn sie sich jetzt wieder an ihr altes Vaterland anschlössen.

Italiener nähert sich vorerst nur schüchtern, denn noch gilt es fast als Entartung. Nur die engen Gassen, in denen er aufgewachsen, gewähren ihm das Gefühl der Heimath, vor den Thoren geht ihm schon die Fremde an. Ein Spaziergang außer der Stadt ist undenkbar; man zieht nie mit den Lieben zum Maiwein in den Wald, man geht nie zu einer Bauernkirchweih auf dem Lande, man steigt nie auf einen Berg, um in die Welt hinauszuschauen; doch laufen die Männer gern den Vogelherden nach und fangen den Deutschtirolern die kleinen Sänger weg, so daß jene vor Raupen, Maikäfern und anderm Ungeziefer sich bald nicht mehr zu helfen wissen. Bei Trient so wenig als bei Roveredo findet sich ein schattiges Plätzchen, wo der Fremde niedersitzen und in deutscher Weise bei mäßiger Erfrischung einen Dichter lesen oder die schöne Landschaft betrachten könnte. Die nächste Umgebung der Städte ist ohnedieß, wie zu Bozen, durch die hohen Gartenmauern, zwischen denen sich enge staubige Sträßchen durchwinden, unangenehm und widerwärtig.

Das Etschland von Meran bis an die Veroneser Clause gehört immerhin zu den schönsten Gegenden Deutschlands, wenn man so sagen darf, da unsre Zunge bekanntlich zu Salurn erstirbt. Es streitet mit den gefeiertsten Landschaften am Rheinstrom. Die Etsch trägt zwar keine Schiffe und keine Gondeln, sondern nur große Flöße, aber die Berge sind mächtiger als am Rhein; auch Burgen, Schlösser, Ruinen und anderes romantisches Zeug ist in Fülle vorhanden. Alte und uralte Kirchen ragen mystisch in die Gegenwart herein. Malerische Dörfer liegen im Thal oder klettern an den Abhängen hin und her. Trient mit seinem Castell, seinem alten Dom und seiner reichen Geschichte kann hier einigermaßen Mainz oder Köln vertreten. Ferner fehlt's nicht an bedeutsamen Liedern und Sagen,

denn um dieses Gebirg herum spielen ja die alten ostgothischen und lombardischen Mären, auf denen jetzt freilich schon viel Staub liegt. Aber die angenehmen Gasthöfe, nicht die europäischen und theuern zu Mainz und Köln, sondern jene einladenden, reinlichen, billigen in den kleineren Orten, diese Gasthöfe mit den niedlichen Gärten und den Springbrunnen darinnen, oder auch jene idealen Wirthshäuschen, die unter der Linde am Strom, oder auf einer Felsennase, oder auf einem alten Thurme liegen, die der Flaggenstock bezeichnet und Blumen und Büsche verkleiden — jene reizenden Oertlichkeiten, wo sich der Herr Pfarrer und der Herr Burgermeister einfinden und die schönen Töchter des Landes allmählich zu singen beginnen, daß es von den Bergen wiederhallt, während der Rüdesheimer im Glase und der Abendstern am Himmel funkelt — jene Gasthöfe und diese Kneipen, und so viele andere kleine Freuden, die das Leben am Rhein so herrlich dahinfließen lassen, sie fehlen hier an der Etsch fast ganz und gar. In den Landhäusern allerdings, zu Kaltern, zu Margreit, zu Matzon und anderswo, fühlt der Gast die Beschwerden dieses Jammerthals nicht, sondern verlebt vielmehr im Herbst bei liebenswürdigen Familien die schönsten Tage — aber nicht jeder gute Deutsche kann da zu Gaste gehen, und wer in den gewöhnlichen Landwirthshäusern unterkommen muß, der zieht wohl bald wieder weiter, so dürftig, schmutzig, unheimlich sind die meisten schon auf der deutschen Seite, geschweige denn auf der wälschen.

Was wir damit eigentlich sagen wollen, hat der denkende Leser wohl schon herausgefunden. Es sollte nur angedeutet werden, daß zwischen Bozen und der Veroneser Clause (auch in der Valsugana und im Nonsberg) für den behaglichen Aufenthalt gebildeter Menschen noch sehr wenig geschehen sei, obgleich die Landschaft

für Frühling und Herbst — im Sommer ist's zu heiß — so freundlich und einladend herzurichten wäre, wie die Gegenden am Rheinstrom und am Genfer See. Es ist noch viel unwirthliches Land in den Alpen, das mit der Zeit den reisenden Kindern der Welt dienstbar gemacht werden sollte, damit sie nicht wie jetzt, in wenige Lieblingsorte zusammengepfercht, einander zu sehr im Weg umgehen. Das Engadein hat im letzten Jahrzehnt einen völligen Umschlag erlebt und statt der schmutzigen Herbergen, die es früher verunzierten, eine ganze Reihe der angenehmsten neuen Gasthöfe erhalten. So kann man sich auch in eine schöne etschländische Zukunft hinein träumen, wo die beiden Nationen, die sich in die Landschaft theilen, einen heroischen Anlauf nehmen und sie wirthlich herstellen, wo dann eine Menge achtbarer Familien — wenn auch protestantische — dort ihre Ferienwochen zubringen und bei den Wirthen und Handwerksleuten ebenso beliebt sein werden, wie am Rheinstrom oder am Genfer See.

Eines schönen Morgens — es war der 26. September — fuhren wir also von Roveredo wieder gen Norden, d. h. aufwärts an der Etsch, und kamen bald nach Calliano, einem ansehnlichen Dorfe, das nicht weit von einer alten Burg liegt, welche die Deutschen den Stein am Callian heißen. Hier fällt das wilde Gewässer in die Etsch, welches aus der Folgaria herabstürzt und noch heutzutag der Roßbach heißt. Seinen Quellen wollten wir entgegen wandern, aber vorerst mußten wir noch das Castell Beseno (Bisein) umgehen, welches gerade vor dem Eingang des Thales auf einem langen steilen Felsenrücken liegt. Es bildet gleichsam ein Städtchen für sich mit Mauern, Häusern und Thürmen, ist aber im Innern sehr verfallen. Während wir da gemächlich hinaufstiegen, bewunderten wir auch die Landschaft, die im Morgendufte leuchtend zu Füßen lag, den

mächtigen Strom der Etsch, die vielerlei Dörfer und Schlösser an ihren Ufern und die scharfen, hohen Felsenmauern, die sie links und rechts behüten. Es dauerte nicht lange, so hatten wir ein paar Menschenkinder erreicht, welche am schmalen Pfad auf einem Felsen saßen und der Ruhe pflogen. Das eine derselben war ein Landmann, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, das andere seine jüngere Schwester, beide wohlgestaltet und manierlich, beide reinlich gekleidet und sauber. Wir fragten zuerst italienisch, wohin sie gingen, und erhielten von jenem die Antwort: nach San Sebastian. Dieser Ort liegt jenseits der Folgaria im Thal des Astico, und es ist bekannt, daß Professor Zingerle von Innsbruck vor nicht langer Zeit daselbst gewesen, und die Wirthin noch als eine gute Deutsche gefunden und aufnotirt hat. Wir fragten also unverzüglich ob sie nicht deutsch sprächen. „O ja", antwortete der Landmann, „wir prechten schon auf teutsche!" Diese Worte gewährten uns großes Vergnügen. Wir freuten uns einen Landsmann gefunden zu haben und begrüßten ihn fröhlich als einen lieben Stammverwandten. Der junge Mann nahm diese Freundlichkeiten etwas schüchtern auf und schien die hohe Bedeutung, die wir seiner Wenigkeit beilegten, nicht recht zu begreifen, abgesehen davon, daß er uns sicherlich auch nicht ganz verstand. Wir fragten bald nach seinem Namen, und erfuhren daß er Anton Berger heiße, seine Schwester aber Rosine. Uebrigens sei er ein Schäfer (Schafar) und komme aus dem „Niederland," aus der Gegend von Bern (Verona), wo er den Sommer über die Herden gehütet habe. Die Schwester nahm nun Abschied von dem Bruder, um wieder ins Thal hinabzugehen, wir aber setzten miteinander den Weg in die Höhe strebend fort, kamen in weitem Kreise um das Castell herum und freuten uns, es endlich hinter uns zu haben. Solange wir nun auf dem engen Pfade,

der uns nicht neben einander gehen ließ, aufwärts stiegen, und der geringe Athem, der uns übrig blieb, für einen lebhaften Gedankenaustausch nicht reichte, war das Gespräch allerdings nicht sehr erheblich; aber später, als der Weg sich etwas erweiterte und ohne fühlbare Steigung an den Felsenwänden hinlief, wurde es schon bedeutender. Wir nahmen unsern Gefährten in die Mitte und stellten ihm eine Frage nach der andern, was allerdings nicht so leicht war, denn aus Philosophie, Geschichte, Politik und dergleichen Wissenschaften, die wir vor kürzerer oder längerer Zeit cultivirt hatten, wollten wir ihn nicht examiniren, und im Fache der Schäferei waren wir selbst so unbewandert, daß wir oft lange brauchten, um wieder ein passendes Fragestück zusammenzusetzen.

Hier aber müssen wir, um klar zu bleiben, in eine kleine Abhandlung übergehen, die allerdings dem Wissenden nichts neues bieten wird.

Es ist schon am Anfang erwähnt worden, daß auf dem rauhen Gebirg, welches südlich an die gefürstete Grafschaft Tirol anstößt, in einigen zerstreuten Dörfern noch eine deutsche Mundart gesprochen wird. Diese Gemeinden standen einst unter der Republik Venedig, später unter dem Kaiserthum Oesterreich, jetzt gehören sie zum Königreich Italien. Ihre Bewohner hielt man früher für Nachkömmlinge der von Marius besiegten Cimbern und legte ihnen daher auch diesen Namen bei. Ebenso herrschten über ihre Sprache sehr fabelhafte Ansichten, bis unser Schmeller im Jahr 1833 seine erste Entdeckungsreise nach den sieben und den dreizehn Gemeinden unternahm, die dortige Mundart genau untersuchte und das längst ersehnte Licht in das vielhundertjährige Dunkel brachte. Im Jahr 1844 wiederholte er diese Fahrt und sammelte neue Schätze. Schon im Jahr 1838 hatte er in den Abhandlungen der Münchener Akademie seine Schrift über die Cimbern erscheinen

lassen; von da an war er lange mit einem cimbrischen Wörterbuch beschäftigt, welches aber erst nach seinem Tod (1855) der kaiserliche Rath Josef v. Bergmann zu Wien mit einer werthvollen Einleitung herausgab. Schmellers Gutachten über die Cimbern und ihre Sprache geht übrigens dahin: daß diese Aelpler bis etwa ins dreizehnte Jahrhundert mit dem großen deutschen Volk im Zusammenhang gestanden, seit jener Zeit aber durch das sie umwachsende Wälschthum abgeschnitten worden seien und die Fühlung verloren hätten. Auch die Alterthümlichkeiten ihrer Sprache reichen nur bis in jene Zeit hinauf. Wolle einer diese Mundart auf die Longobarden, die Gothen oder gar auf die Cimbern zurückführen, so möge er es thun. Ein Streit über Dinge, die wir nun einmal nicht wissen können, sei zwecklos. Da man übrigens keinen andern Namen habe, so dürfte es erlaubt sein, diese Leute auch fürderhin noch Cimbern zu nennen.

Die Deutschen, die wir auf unserem kurzen Ausflug sehen und sprechen werden, nämlich jene zu San Sebastian, unten zu Lavarone und oben zu Luserna, werden nun zwar eigentlich nicht zu den Cimbern gerechnet, da sie von diesen politisch immer geschieden waren, allein ihre Mundart zeigt im ganzen dasselbe Gepräge und weicht nur in unerheblichen Einzelheiten von der cimbrischen ab. Herr Professor Zingerle wird in nächster Zeit ein Wörterbuch der Sprache von Luserna herausgeben, auf welches sich die Liebhaber dieser Studien sicherlich freuen dürfen. Ohne Zweifel wird es auch jene Verschiedenheiten klar hervortreten lassen. Einstweilen aber müssen wir uns noch an Schmellers und Bergmanns Arbeiten halten, und ziehen daraus folgende Lehren, die uns diese Mundart etwas näher rücken sollen.

Der auffallendste Unterschied ist, daß die Cimbern unser f und v als w aussprechen. Unser Vater, vier,

Feuer, Fuß lautet daher water, wier, weuer, wuß. Fünf heißt wüf und fünfzig wüzk. Ferner ist zu bemerken, daß die Participien der vergangenen Zeit alle schwach oder, wie man früher sagte, regelmäßig gebildet werden oder wenigstens zur starken Form noch ein t setzen, eine Eigenthümlichkeit, die übrigens auch im Lechthal vorkommt. So also gewallet für gefallen, getraget für getragen, geleidet für gelitten, genumt für genommen, geßt, gant und könt für gegessen, gegangen und gekommen.

Damit wäre das Gröbste gezeigt, und wer den deutschen Dialekt der Etschländer Bauern, der dem cimbrischen immerhin am nächsten liegt, versteht, der könnte mit Hülfe dieser unserer kurzgefaßten Sprachlehre eine cimbrische Conversation schon glücklich zurücklegen, wenn nicht zwei andere Umstände einträten, welche die Sache wieder erschweren. Erstens nämlich hat das Cimbrische sich eine ziemliche Anzahl älterer Wörter bewahrt, die wir jetzt nicht mehr verstehen, wie z. B. köden = sagen, prechten = sprechen, öba = Schaf u. s. w., und zweitens hat die wälsche Nachbarschaft eine Menge Italianismen eingeschwärzt, sowohl in Wörtern als in Wendungen. Erstere sind zum Theil verständlich wie pensarn, adorarn, dipindarn, (pensare, adorare, dipignere), zum Theil auch nicht, wie riwen, welche von arrivare, ankommen, herrührt, aber auch zu Ende kommen, aufhören heißt, oder wie wenzern, übrig sein, von avanzare (davon auch gawenzurach, das Ueberbleibsel). Einen Cimbro zu verstehen, ist daher zum Theil Glückssache. Gibt es die Rede, daß er nur gemeindeutsche Wörter anwendet, so wird sich ein Deutscher, wenigstens ein Bajuvare, der die oben gegebenen beiden Regeln inne hat, unschwer mit ihm verständigen; greift der Cimbro aber in seine sprachlichen Alterthümer und in den Schatz seiner Italianismen hinein, so reißt der Faden des Verständnisses

ab, und die beiden Germanen stehen sich unvermittelt und rathlos gegenüber.

Ueber die Abstammung dieser weltentlegenen Landsleute sind also schon die seltsamsten Ansichten aufgestellt worden. Als die ersten Einwohner und Bebauer der Gegend können sie nicht betrachtet werden, denn die Ortschaften, welche sie inne haben, führen lauter undeutsche Namen und müssen daher schon vorhanden gewesen sein, ehe sie ins Land kamen. Ueber die Völkerwanderung hinaus gehen demnach diese Niederlassungen sicherlich nicht, und es kann nur noch darüber gestritten werden: ob die deutschen Eroberer von Norden oder von Süden her gekommen, d. h. ob sie Bajuvaren oder Longobarden gewesen. Wir haben nun aber schon voriges Jahr in der A. Allgemeinen Zeitung, Beilage vom 11. und 12. September 1867, dargethan, daß der Germanismus sich um Vicenza herum und bis an den Po hinunter noch viele Jahrhunderte nach der Völkerwanderung erhalten habe. Dieses Deutschthum mit den Bajuvaren in Verbindung zu bringen ist gar kein Grund vorhanden; ebenso wenig aber jenes der Cimbern und ihrer Nachbarn, denn deren Wohnsitze waren in den maßgebenden Zeiten immer den Beherrschern der Padus-Ebene unterthan, nicht den Fürsten, welche an der Donau und der Isar walteten. Auch kamen die ersten deutschen Ansiedler im Gebirge, wie sich jetzt herausstellt, nicht von Norden, sondern aus der südlichen Ebene herauf. Es scheint daher kein Leichtsinn, wenn wir den Anton Berger, den Schafar, zu dem wir nun zurückkehren und seine Landsleute in der Folgaria und im Thale des Astico nicht minder als die Bewohner der Sette und der Tredici Comuni bis auf weiteres für Lombarden halten. Die Wälschen nennen übrigens diese deutsche Mundart il slapero, was wahrscheinlich metathetisch aus sparlare, schlecht sprechen, entstanden ist. Ein anderer Name dafür ist slambrót,

wozu ein Verbum slambrottare gehört. Professor Schneller findet in diesen Wörtern den alten Lombardennamen, so daß slambrottare eigentlich slombardare wäre und nicht anderes bedeutete als lombardisch sprechen.

Die Unterhaltung mit unserm Lombarden floß mit wechselndem Glücke dahin. Bald verstanden wir uns leicht, bald gab es einen Aufenthalt, mitunter auch einen völligen Stillstand. Ganz unvorbereitet waren wir übrigens nicht, und als der Schäfer in eine tiefe Schlucht hinunter deutete, und dabei erzählte: Werten ist da an Oeba hinunter gewallet und hat sich getuatet, brachten wir es doch bald heraus, daß da ferten (d. h. voriges Jahr) ein Schaf hinunter gefallen sei und sich getödtet habe. Nicht lange darnach kam aber eine Probe heran, die wir nicht bestanden. Es erschien nämlich, hinter einer Felsenecke hervordringend, mitten unter Schafen und Schweinen, ein anderer Lombarde und Schafar, ebenfalls von San Sebastian, der seine Herde gegen Niederland, gegen Roveredo trieb. Die beiden Landsleute und Amtsbrüder zeigten große Freude, sich nach langer Zeit auf heimischem Boden wieder zu sehen, begrüßten sich freundlichst und blieben eine gute Weile plaudernd bei einander stehen. Wir andern beiden, wir stellten uns auch dazu und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit, wie sich die beiden Hirten im besten longobardischen Deutsch, das jetzt noch zu haben, miteinander unterhielten, verstanden aber leider nur einige Wörter. Es ging gar zu rasch und wirr durcheinander. Wir betrachteten uns mit großen Augen, gleichsam als hätte uns so etwas nicht passiren sollen. „Und diese Sprache," sagte mein Begleiter endlich, „soll nicht studierenswerth sein?"

Nachdem wir etwa zwei Stunden gestiegen, kamen wir nach Mezzomonte, was unser Reisegefährte Mitterberg nannte. Es finden sich da etliche Häuschen, die neben einander an der steilen Halde kleben. Ihr Aus-

sehen ist nicht einladend, doch sind sie noch mit Weinlaub verziert, von Kastanien und Nußbäumen beschattet, also immerhin malerisch. Ein Wirthshäuslein war auch darunter, dem wir gerne zusprachen. Das enge Stübchen bot wenigstens einen kleinen Tisch und drei Stühle dazu; eine größere Zahl von Gästen scheint sich da nie einzufinden. Die Wirthin empfing uns freundlich in verständlichem Tirolerdeutsch. Sie verhehlte nicht, daß wir ihr gerade recht kämen; sie habe jetzt viele Wochen verlebt, ohne sich in ihrer Muttersprache ausplaudern zu können. Uebrigens heiße sie ursprünglich Francisca Eberhard und sei zu Graun im Vinschgau geboren, später aber Kellnerin beim berühmten Muchwirth zu Algund bei Meran gewesen; dort habe sie die Liebe eines Wälschen gewonnen, der sie zu seiner Frau erhoben, und jetzt nenne sie sich Carpentari und sei seit dreizehn Jahren Wirthin zu Mezzomonte. So gern sie sich aber mit uns unterhielt, so wechselte sie doch mit dem Schäfer nur wenige italienische Worte, nur um das nöthigste abzuthun. Auf unsere Frage, warum sie nicht deutsch mit ihm spreche, da er doch auch ein Deutscher sei, antwortete sie: „Ja, das ist eine ganz andere Sprach'; die erlernt man nicht, und so red' ich lieber wälsch." So verschieden sind die Gaben ausgetheilt! Unser Schmeller brauchte seiner Zeit kaum drei Tage, um sich mit den Cimbern vollkommen zu verständigen, und diese Person sitzt nun schon seit dreizehn Jahren an ihrem beneidenswerthen Ort und kommt nicht dazu, das so nahverwandte Slapero zu lernen!

Als wir eine halbe Stunde ausgeruht, standen wir wieder auf, um weiterzugehen. Der Lombarde meinte zwar anfangs, es habe keine Eile; „es ist nit so gäch," sagte er, entschloß sich aber doch, der Gesellschaft halber den Wanderstab mit uns fortzusetzen. Wir gingen noch eine Weile in der Schlucht des Roßbachs zwischen hohen

Bergen dahin. Diese zeigten dasselbe Ansehen wie die Berge im Etschland draußen. Die schönen vollgewachsenen Bäume sind längst der Industrie der Holzhändler unterlegen, aber dafür bedeckt die röthlichen Halden, wo sie nicht ganz senkrecht abfallen, allenthalben kurzes, hellgrünes, wollichtes Buschwerk, gleichsam als wenn ein grüner Sammetteppich über die Berge gelegt wäre. Wir sahen weit hinein in das Rinnsal des Roßbachs, dem mancher kleine Nebensprößling aus den Seitenwänden zurauscht. Unten im Felsenschlund zeigt sich auch ein großer Wasserfall, der vielleicht, wenn die Touristen kommen, noch einmal recht berühmt werden wird.

Endlich traten wir ins Freie hinaus, und die Folgaria lag vor uns, ein fruchtbares Hochthal, 3626 Fuß über dem Meer, mit menschlichen Wohnungen reichlich besetzt. Der Name kommt wahrscheinlich von filicheria, Farrenland, aber die Deutschen nennen es Vollgreit, Füllgreut, und leiten dieß von Viel Gereute ab.[1]) Am Wege steht ein alterthümliches Kirchlein, St. Valentin, auf welches wir Kunstforscher aufmerksam machen. Bald darnach hatten wir die Villa di Folgaria, Dorf, Flecken oder Paese, den Hauptort des Hochthals, erreicht.

Obgleich man sich nicht immer auf ihn verlassen kann, so nimmt man bei solchen Gelegenheiten doch gerne Beda Webern zur Hand, um zu sehen, wie sich dieser gewandte Genius über die Sache ausspricht. „Die Reize der herrlichen Landschaft," sagt er nun hier (Das Land Tirol, III. S. 98), „die hehre, trauliche Stille der ehemaligen Alpe, die jetzt, geschmückt mit stolzen Villen, langzeilig und weitaus mit Häusern übersäet

1) Seltsam ist es, daß man die Einwohner der Folgaria auf italienisch ganz nach deutscher Weise i Folgaraitri nennt. Auch die Einwohner von Pinè heißen i Pinaitri, die von Caldonazzo i Caldonázzari. Das ahd. ari, nhd. er, wird in diesen Gegenden noch häufig zur Bildung italienischer Ethnica verwendet.

ist, lachen dem Wanderer gar freundlich entgegen.“ Was nun die herrliche Landschaft betrifft, so ist die Folgaria eine sehr einfache Hochebene, bei weitem nicht so herrlich, wie das Thal von Brandenberg oder Alpbach in Nordtirol, und die stolzen Villen, für welche allerdings Raum genug vorhanden wäre, scheinen leider noch nicht erbaut zu sein. „Die freundliche Kühle, die schönen Spaziergänge, das gute Wasser, die heiterste Aussicht in die fruchtreiche Vallagarina (Thal der Etsch) locken im Sommer viele Flüchtlinge aus den Städten der Niederung herauf, die hier in bequemen Häusern mit allen Genüssen des gebildeten Stadtlebens die schönern Reize ländlicher Lust und Behaglichkeit verbinden.“ Aber von der Folgaria kann man so wenig ins Thal der Etsch hinuntersehen, als von Innsbruck nach Bozen, und die Flüchtlinge, so stoisch sie gewesen sein mögen, sie kamen wohl schwerlich zum zweitenmal, wenn sie in diesen bedenklichen Häuschen einmal eine Sommerfrische durchgemacht. Auch die Genüsse des gebildeten Stadtlebens sind in der Hauptstadt der Folgaria sehr schwer zu erfragen. Doch gingen wir an einem kleinen Haus vorüber, welches sich für ein Café ausgab. Caffè e liquori stand wenigstens über der Thüre, und zum zerbrochenen Fenster guckte die „Gazzetta di Trento“ heraus. Ob auch noch andere Genüsse da zu finden waren, blieb uns allerdings verborgen, denn die Anstalt sah nicht so verlockend aus, daß wir hätten eintreten mögen.

Nach jener schönen Beschreibung hätte ich mir von diesem Paese allerdings mehr erwartet. Es gibt doch, dachte ich mir damals, in seiner Art nichts so liebliches und so anmuthiges, als ein deutsches Alpenthal! Noch immer, wie zu Tacitus’ Zeiten, baut sich der Germane in den Bergen sein Haus, wo ihm der Quell, das Feld, der Hain gefällt. Dann läßt er’s weiß betünchen, auf daß es gastlich leuchte, wie eine Lilie auf dem Wiesen-

plan, und weithin glänze über Berg und Thal. Dann setzt er grüne Fensterläden ein und läßt etliche schöne Heilige aufmalen, damit sein Kunst- und Farbensinn der Mitwelt nicht verborgen bleibe. Hierauf legt er, wie einen zierlichen Gürtel, einen Laubengang um das Haus, den er gleichfalls geschmackvoll anstreicht, legt auch über das Dach die sanft anstrebenden Sparren, deren Enden oben kreuzweise in die Lüfte ragen, wie zwei betende Hände, die das Häuslein segnen sollen. Das hölzerne Giebelfeld ziert er mit allerlei Schnitzwerk und farbigem Zierrath. Dann pflanzt er Obstbäume in den Anger und errichtet einen Brunnen vor dem Hause, der ewig plätschert, und zieht einen Garten vor der Thür mit Rosen und Gelbveigelein und allen Lieblingsblumen deutscher Nation. Und dann ist er glücklich auf seinem Hof mit Weib und Kindern und kümmert sich wenig drum, ob auch ein Nachbar komme, der ihm die Aussicht verbauen könnte, freut sich vielmehr seiner würdigen Einsamkeit, die er nur am geselligen Sonntag durch einige schöne Stunden im Dorfwirthshaus unterbricht.

Den Romanen dagegen drängt es immer nach städtischem Wesen. Wenn er auf leerem Grund das erste Haus hinstellt, so beseligt ihn schon die Ahnung, daß da vielleicht einmal ein zweites Rom erstehen könnte. Den nächstkommenden Ansiedler beseligt dieselbe Ahnung, und er fügt sein Haus dem ersten an. Der dritte und der vierte bauen gegenüber, und so bildet sich schon die erste Gasse. Ein solches Embryostädtlein nennt man hierzuland eine Contrade. Das wäre nun alles ganz erlaubt und zulässig, aber die Häuser sind sehr garstig, ohne Tünche und ohne Farben, ohne Laubengänge und ohne Giebelfelder, ohne jeden alpenhaften Schmuck, fahl und verlottert von oben bis unten. Die zerbrochenen Fensterscheiben sind nicht selten durch alte Briefe oder anderes schmutziges Papier ersetzt. Wenn der Blick zu-

weilen durch das Häuslein streicht, so begegnet ihm lediglich unsauberes Gerümpel. Nach Gärten, Blumen und schattigen Bäumen schaut sich der Fremdling vergebens um. Die Gasse ist schmutzig, und alles miteinander sieht kümmerlich und verkommen aus, wenn auch die Leute ziemlich wohlhabend sind. Vielleicht hat auch Alba longa zu seiner Zeit nicht anders ausgesehen.

Uebrigens läßt der Zustand der Landleute im allgemeinen dieses Wälschtirol keineswegs als ein Paradies des Bauernstandes erscheinen. Im Gebirge ist der Landmann zwar freier Herr seines Bodens, allein dieser ist sehr wenig werth. In der Ebene leben die Bauern meist als coloni, d. h. sie bearbeiten die Felder der Herren um die Hälfte des Getreideertrags, um das Drittel von Wein und Früchten. Die andauernden Mißernten in Seide und Wein liegen auch schwer auf der Landbevölkerung. Die Leute werden weder wohlgenährt noch unabhängig, weder fett noch grob — zwei Eigenschaften, welche in gewisser Beschränkung dem deutschtirolischen Landmann ein höchst schätzenswerthes Aplomb verleihen, während der wälschtirolische weder einem Bauern, noch einem Städter, sondern einfach einem abgerackerten Proletarier gleichsieht.

In der Villa di Folgaria gedachten wir die zweite Rast zu halten und sprachen in der Locanda zu. Durch eine kohlschwarze Küche gelangten wir in das Gastzimmer, welches etwas schmutzig und sehr einfach gehalten war. Nur ein vergilbter Spiegel und zwei oder drei verstaubte Tafeln suchten dem Gemache einigen Glanz zu verleihen. Die Frau Wirthin, sonst eine manierliche Frau, schlug uns als Mittagessen castrone con fagiouli (G'straun oder Schöps mit Bohnen) vor. Das Gericht erschien auch bald und war zwar nicht appetitlich, aber nahrhaft. Ich dachte bei diesen „Genüssen des gebildeten Stadtlebens“ an die schönen ländlichen Forellen,

die ich wenige Tage zuvor mit andern guten Freunden im Bauernwirthshause zu Alpbach genossen hatte, auf blüthenweißem Tischtuch, mit saubern Bestecken und vor blitzenden Weingläsern, was alles viel einnehmender und zierlicher aussah, als hier. Der Wirth schreibt sich übrigens Veneri, soll aber früher Fähndrich geheißen haben.

Während wir bei dem einfachen Mahle saßen, gesellte sich ein gebildeter junger Mann aus Innsbruck zu uns, der mit noch zwei andern Deutschen hier die Grenzwache hält. Um mit der vaterländischen Literatur in Verbindung zu bleiben, lassen sich die drei Grenzwächter die „Illustrirte Zeitung“ und „Ueber Land und Meer“ bis hieher ins wälschtirolische Hochland senden. Was die Sprache betreffe, so sei hier zwar die Oberfläche jetzt ganz italienisch, aber dennoch sei das Deutsche sehr vielen geläufig. Die Alten sprächen noch ihr altes Slambrott, welches vor fünfzig Jahren allgemein üblich gewesen, nicht wenige der Jungen aber neues Tirolerdeutsch, das sie draußen im Etschland erlernt. Doch mache man nicht viel Gebrauch davon, denn die „Gebildeten“ hören es nicht gern. Sonst seien die mindern Leute sehr brav und friedlich, und wollten auch lieber bei Tirol verbleiben, als zum Königreich Italien übergehen.

Nach mancherlei Gesprächen, an denen auch Anton Berger theilgenommen, brachen wir wieder auf, um nach San Sebastian zu gehen. Der Schäfer wollte aber noch einige Geschäfte in dem Flecken abmachen und trennte sich von uns, nachdem wir ihm für seine ebenso anregende als belehrende Unterhaltung unsern herzlichen Dank gesagt hatten.

Es ging nun wieder bergauf, da San Sebastian jenseits des Joches liegt. Die Gegend wird waldig und gemahnt an nordtirolische Berglandschaften. Links in einer Thalsenkung sahen wir gleichwohl eine von den „stolzen Villen,“ die erste und letzte, zwei einfache, durch

eine Hofmauer verbundene Gebäude, welche jedoch weiß getüncht und mit grünen Fensterläden versehen waren — eine angenehme Abwechslung nach den vielen erdfarbenen Häuschen, an denen wir heute schon vorübergegangen.

Endlich waren wir auf der Höhe. Dort eröffnet sich eine große und weite Aussicht über das ernste, nordisch kühle Thal des Astico und seine Berge, auch über deren Nachbarn, die gewaltigen der Valsugana. Nahe unter uns lag San Sebastian, tief drunten im Thale Lavarone, weit drüben auf der Höhe Luserna, unser Ziel. An den Halden, allenthalben verstreut, leuchteten zahlreiche weiße Kirchlein. Unten in der Schlucht, zur rechten Hand, rauscht der Astico dahin, der nunmehr drei Stunden lang die Gränze zwischen Tirol und dem Königreich Italien bildet.

San Sebastian hatten wir bald erreicht. Es ist ein schlichtes Dörfchen, liegt an steiler Bergseite und hat eine Kirche mit einem alten grauen Thurm. Nicht weit von dieser zeigte sich auch ein niedliches weißes Häuschen mit grünen Läden und vor dem Hause ein Gemüsegärtchen, welches auf einer hohen Steinlage ruht. Das Ganze lächelte uns sehr germanisch an und wir beschlossen um so lieber die dritte Rast zu halten, als das Häuschen eigentlich ein Wirthshaus war.

In San Sebastian ist zwar Kirche und Schule seit so und so viel Jahren italienisch, aber die Leute selbst sind, wie uns bereits Anton Berger, der Schäfer, dargethan, der deutschen Sprache treu geblieben bis zum heutigen Tag. Diese Erscheinung kann ein vaterländisch Gemüth leicht anziehen und gewinnen. Während die andern Deutschen, um die Welt zu sehen und reich zu werden, bis nach Minnesota, nach Californien, nach Singapore und Adelaide gegangen, sind einige wenige auch in dieses Bergnestchen heraufgestiegen, wo man

zwar nicht reich werden kann, aber lombardisch-deutsch sprechen hört. Es sind dieser Biedern so wenige, daß es nicht viel Raum einnehmen wird, wenn wir sie alle nennen.

Schmeller und Bergmann sind in dieses Dörflein nicht gekommen. Der erste deutsche Reisende, der hier heraufstieg, um die Nationalität zu studiren, und darüber Nachrichten mitbrachte, war Herr Heinrich Gotthard, damals Professor in Freising, jetzt Domcapitular in München. Seine Fahrt fällt ins Jahr 1845. Lange nach ihm, im Jahr 1862, erschien Herr Präsident v. Attlmayr auf diesen Höhen, und seinem Besuch verdanken wir die werthvolle Abhandlung „Ueber die deutschen Colonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona,“ welche in der Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg erschienen ist. Im Jahr 1866 begab sich Herr Professor Zingerle nach San Sebastian und berichtete darüber in der Neuen freien Presse zu Wien. Die letzten waren wir, mein Begleiter und ich, wobei nur zu bemerken, daß ersterer auch schon im Jahr zuvor einmal den Gang unternommen hatte.

Der Empfang im Wirthshäuslein war sehr freundlich. Wir wurden in eine reinliche Stube geführt, die eine weite Aussicht ins Thal hinab gewährte. Auch der Wein ward artig credenzt und wir nippten um so lieber, als wir am Vorabend sehr interessanter Erlebnisse zu sein glaubten.

Die Wirthin, Frau Veronika Röck, nämlich und ihre jüngere Schwester Luise, Luigia, Gigia oder auch Gigiotta, eine zierliche, schlanke Jungfrau mit hellbraunen Haaren, blitzenden Augen, rothen Wangen, langem Gesicht und langer, aber schöner Nase — sie galten bisher unter den wenigen Wissenden so zu sagen als die Karyatiden des Deutschthums im Thale des Astico. Professor Zingerle wenigstens fand, wie schon früher erwähnt, die Wirthin vor drei Jahren noch sehr germa-

nisch gesinnt; damals fühlte sie sich glücklich, von dem Fremden in ihrem Slambrott verstanden zu werden. Mit Freude erzählte sie, daß die Luserner drüben nun eine deutsche Schule hätten und die deutsche Herrensprache lernen könnten; mit Wehmuth beklagte sie, daß die Kinder zu San Sebastian bald nur noch italienisch sprechen würden, denn der „Pfaffe“ (im mittelalterlichen Sinn, ohne üble Nebenbedeutung gebraucht) verbiete ihnen deutsch zu reden. In diesem Herbst dagegen und vor unserm Angesichte äußerte sich die gute Frau nicht mehr so warm über ihre angestammte Muttersprache, und dieß hätte uns bald verdrossen. Vielleicht hatten sie die „Gebildeten“ der Gegend, wenn sie Zingerle's Artikel gelesen, ein bißchen gemaßregelt, vielleicht hatte sie die schöne Luise, die zu Roveredo in der Schule gewesen und möglicherweise Italianissima geworden war, zur Abtrünnigkeit verführt; kurz, sie wollte ihr Slambrott nicht recht glänzen lassen, verschwand auch nach einiger Zeit und überließ es der Schwester, die Unterhaltung fortzuführen. Diese aber bot noch größern Widerstand und wollte nur italienisch sprechen. Sie würde, sagte sie, das Slambrott schon zu schätzen wissen, se fosse il vero tedesco (wenn es das echte Deutsch wäre). „Ei, sagte ich, das echte Deutsch haben wir zu Hause genug. Deßwegen wäre ich nicht vom Isarstrand bis nach San Sebastian gelaufen; das Interessante ist ja eben, daß ihr eine Sprache sprecht, die nicht ganz und gar die unsrige ist.“ Sie ließ sich aber nicht irre machen, erging sich sehr aufgeweckt und geistreich über origine della popolazione, nazionalità und dialetto, behauptete, diese Begriffe z. B. könne man im Slambrott gar nicht ausdrücken, und wenn man einmal gebildet sei, so reiche eine Bauernsprache zum Ideenaustausch überhaupt nicht hin. Ich entgegnete, sie könne nur so sprechen, weil sie nie in eine deutsche Schule gegangen; hätte sie dieses

Glück genossen, so würde sie auch für jene Worte die deutschen Ausdrücke wissen und nicht bloß eine gebildete San Sebastianerin sein, sondern es bei ihrem feinen Geist auch mit jeder gebildeten Berlinerin aufnehmen können. Diese Aussicht schien sie nicht ganz unempfindlich zu lassen, und nachdem der Ausgleich auf solche Weise hergestellt war, nahmen wir freundlichen Abschied von der schönen Lombardin und ihrer Frau Schwester, verließen das gastliche Häuschen und stiegen abwärts nach Lavarone zu.

Auf dem Wege machte mein Begleiter die wahrscheinlich richtige Bemerkung, Frau Veronika Röck habe heute nur einen schüchternen Tag gehabt. Im Herzen sei sie gewiß noch die alte. Es seien ihr nur der fremden Gesichter zu viele geworden. Wäre er oder ich allein gewesen, so hätte sie sich wohl mit angeborner Liebe über ihre Muttersprache vernehmen lassen. — Die nach uns kommenden mögen sie in der Treue festigen!

Das Dorf Lavarone, zu deutsch Lafraun, soll gegen tausend Seelen zählen, ist aber in viele kleine Contrade und Einzelhöfe, Masi, zersplittert, welche weit auseinanderliegen. Sie führen alle noch deutsche Namen, als: Bertold, Wirth, Stengel, Seewies, Eckwies, Thalwies, Brunnwies, Schlagenauf, Kobelbach, Bärenbrunn u. s. w.

Ueber die Sprache, die hier gesprochen wird, sind die Angaben verschieden. Schmeller sagt, bei Menschengedenken sei noch deutsch die herrschende Sprache gewesen, jetzt (nämlich 1833) verstünden es nur noch ältere Leute, jüngere aber wüßten so viel wie nichts mehr davon. Nach Beda Webers blühender Anschauung bewegen sich die Leute von Lavarone „amphibisch zwischen der deutschen und wälschen Zunge.“ Nach Gotthard war das Dorf zu seiner Zeit schon ganz italienisch. Wir dachten es auch nicht anders und waren daher nicht wenig überrascht, als wir bei der ersten Contrada angekommen, die Kinder,

die auf der Wiese spielten, mit einander deutsch plaudern, kreischen, schreien hörten. Ich trat hinzu und richtete an ein Mädchen, das acht oder neun Frühlinge zählen mochte, die Frage: Wie heißt du? Sie antwortete: Philomena. Ich fragte weiter: Wer ist dein Water? (so lautet hier nach der oben gegebenen Sprachlehre unser Vater.) A Mann ist es, sagte die Kleine. Die Kinder in hohen Alpenthälern sind nämlich immer heiter und scherzen gern mit unbekannten Wanderern. Vor vielen Jahren gab mir in Hinterdux ein Mädchen auf die Frage: Wem gehörst du? in gleicher Weise die Antwort: Halt ah Loit'n! (halt auch Leuten.)

Die Contrada zählt etwa ein halb Dutzend kümmerlicher Häuschen, welche, dicht zusammengefügt, ausnahmsweise in Einer Reihe neben einander stehen. Die Thüren waren alle offen und führten unmittelbar in die finstern Küchen, auf deren Herd das Abendfeuer brannte. Aber aus allen diesen Höhlen heraus hörten wir nur unsere liebe Muttersprache klingen.

Bei einbrechender Nacht erreichten wir den Hauptplatz von Lafraun. Dort stehen auf weithinschauender Anhöhe die Kirche, das Pfarrhaus und die Herberge. Letztere ist gut gehalten, nur sind auch ihre Räume sämmtlich kahl, was einen Wanderer, der aus dem kunstsinnigen Bayerlande kommt, immer etwas vermissen läßt, weil dort alle Wände mit Bildern, Stahlstichen und Photographien behängt sind. Auch war es seit Untergang der Sonne bitterlich kalt geworden, und wir saßen fröstelnd in der ungeheizten Stube, um dem Abendmahl entgegen zu sehen.

Das Abendessen bestand in minestra con pollastro (Suppe mit Huhn), kostete auch nebst Quartier, Wein und Frühstück nur je einen Gulden. Kein Wunder, daß die sparsamen Italiener aus der Valsugana und dem Lägerthal zur Sommerfrische nicht ungern nach dem

billigen Lavarone wandern. Während der letzten Villeggiatura sollen in den drei Kammern, welche die Locanda bieten kann, dreißig oder vierzig Seelen friedlich und einträchtig, froh und glücklich bei einander gewohnt haben. Wenn bei uns ein Vater mit seiner Familie auf's Land zieht, so glaubt er's unter drei Zimmern nicht thun zu können. Hier gehen drei Familien in eines. Italienische Genügsamkeit!

Die Wirthe von Lafraun hießen früher Jung, schreiben sich jetzt aber Gionghi. Ein junger, feiner Herr Gionghi, der sich in Italien gebildet, machte mit vielem Anstand die Honneurs. Auf unsere Slaperostudien wollte er aber nicht eingehen, sondern bezeichnete den ganzen Gegenstand als etwas Abgekommenes und Werthloses. Wir unterließen daher, ihn weiter damit zu behelligen, plauderten von andern Dingen und gingen früh zur Ruhe.

Mit dem Tage zogen wir wieder weiter, freundlich angeschienen von der kühlen Morgensonne, erstlich durch ein stilles Hochthal, welches nah und fern mit allerlei Gehöften besetzt ist. Die Lafrauner sind äußerst geschickt, trockene Mauern aufzuführen und geben sich dieser Arbeit mit Lust und Wonne hin. Sie wußten sich dadurch bei dem Bau der Eisenbahnen in deutschen und wälschen Landen hervorzuthun und sind in ihrem Fache die gesuchtesten Leute; ihrer engeren Heimath aber haben sie ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Hier sind nämlich alle Wege und Stege, alle Bäche, Wiesen, Felder und Wälder mit cyklopischen, bald hohen, bald niedern Mauern eingefaßt. Und nicht bloß ihre Kirchen und Capellen, sondern auch ihre Wohnhäuser stehen auf gewaltigen Unterbauten, ja manchmal haben sie selbst für ein Kartoffelfeldchen oder Gemüsegärtchen aus mächtigen Felsblöcken eine gigantische Grundlage aufgeführt.

Allmählich verlor sich aber auch diese Gegend aus unsern Augen. Wir stiegen immer höher, geriethen in waldige Halden, gingen eine gute Stunde unter Roth- und Weißtannen dahin, und kamen endlich wieder ins Freie, wo wir das ersehnte Luserna oder deutsch Lusarn, unserer Reise Ziel, nicht fern vor uns liegen sahen — ein graues, eng zusammengehocktes Dörfchen, aus dem ein niederer Kirchthurm ragt. Es steht hoch über dem Astico, am äußersten Rand eines steilen Abhangs, fast anzusehen wie der Schlußstein aller Landschaft, denn darüber hinaus war nur noch der blaue Himmel. Seine Meereshöhe ist 4212 Fuß.

Wir schritten also rüstig auf das Dörflein zu. Der erste Luserner, den wir trafen, war ein Knabe, der, im kurzen Grase sitzend, sein Morgenbrod verzehrte. Wir fragten ihn nach dem „Pfaffen," nämlich nach dem Herrn Pfarrer Franz Zuchristian, dem wackern Hirten der Gemeinde, den wir in wenigen Minuten zu sehen und zu begrüßen hofften, dessen dringende Einladungen uns namentlich auch zu dem Ausflug ermuntert hatten. Ja, der Pfaffe, antwortete der Knabe, der die Schule hat, der ist fort! — Ist fort, wiederholten wir betrübt. Das war eine schlimme Auskunft, denn Luserna ohne sein geistiges Haupt, ohne den belehrenden Kenner seiner Zustände, schien uns den größten Theil seines Reizes verloren zu haben. Aber wo ist er denn hin? fragten wir weiter. I woaß nit, erwiderte der Knabe. Wir hielten uns nicht mehr lange bei dem Jungen auf, sondern eilten voll der verdrießlichen Botschaft in das Dorf und in den Widum, wo uns die Dienerin zwar sehr artig aufnahm, aber auch nur wiederholen konnte, daß ihr Gebieter fort, nämlich nach Trient gegangen sei, um die „heiligen Exercitien," d. h. die geistlichen Uebungen mitzumachen, welchen sich der tirolische Klerus bekanntlich alle Jahre auf etliche Tage zu unterziehen

pflegt, um durch Langweile geläutert wieder an seinen Herd zurückzukehren.

Wir wollten nun trübselig ins Wirthshaus gehen — es finden sich nämlich drei Osterien in Luserna, doch sämmtlich von zweifelhaftem Werth — aber die Häuserin protestirte sehr heftig gegen diese Absicht, denn der Herr Pfarrer würde es ihr höchlich übelnehmen, wenn sie solche Gäste, die so weit daher gekommen, unbewirthet aus dem Hause ließe. Wir mußten diesem Drängen gleichwohl nachgeben und setzten uns daher in dem Zimmer des Pfarrherrn zum Ausruhen nieder. Es war reinlich, aber sehr einfach ausgestattet. Eine Bettstelle, ein Tisch, einige Stühle, ein Rahmen mit etlichen Büchern, meist theologischen Inhalts, bildeten das Hausgeräth. Luserna ist nicht der Ort, wo man sich glänzend einzurichten pflegt.

Mein Begleiter machte sich nun auf, um den Gemeindevorsteher Nicolussi herbeizuholen, und kam bald mit ihm zurück.

Dieser Gemeindevorsteher ist eine kräftige rundliche Gestalt von breiter Brust, von mehr als mittlerer Größe, lebhaft, beweglich und trotz seines italienischen Namens nach seinem ganzen Aussehen einem deutschen Bauern der besten Art vergleichbar. In seinem Haupt entsprang zuerst der Gedanke, daß die Luserner Kinder, da sie deutschen Stammes seien, auch eine deutsche Schule haben sollten. So wurde denn auf seinen Antrieb Herr Zuchristian, der in Kaltern zu Haus, als erster deutscher Seelenhirt und Lehrer nach Luserna versetzt, wo früher nur italienische Priester gewaltet hatten. Vor drei Jahren ging der Gemeindevorsteher mit seinem Pfarrer auch nach Innsbruck, um einige Unterstützung für die Schule zu erbitten. Er wollte damals kaum glauben, daß man sein „Geprecht“ dort verstehen würde, und führte sich daher zuerst als Italiener ein, aber als er

fand, daß da auch mit seinem Luserner Deutsch ganz leidlich durchzukommen sei, legte er das Wälsche fröhlich ab und gebrauchte nur noch die Sprache seiner Väter. Wir verstanden übrigens jedes Wort, das von seinen Lippen kam, und dachten eher einen Etschländer Bauern vor uns zu haben als einen Nachbarn der Cimbern.

Um die Blüthe seiner Schöpfung, seiner Schule, zur Anerkennung zu bringen, ließ der Gemeindevorsteher bald auch zwei Knaben holen, deren einer zwölf, der andere fünfzehn Jahre zählte — hübsche Knaben mit hellbraunen Haaren, ärmlich, doch reinlich gekleidet, beide viel jünger und kindlicher aussehend, als nach ihrem Alter zu erwarten war. Der eine hieß Joachim, der andere Matthäus, und beide waren aus dem Geschlechte der Nicolussi, welchem die Mehrzahl der Luserner angehört. Doch unterscheiden sich die einzelnen Familien wieder durch eigene Beinamen, und so nannte sich auch von den Knaben der eine Nicolussi-Moro, der andere Nicolussi-Castellan.

Wir bildeten nun eine vorübergehende Prüfungscommission und suchten zu erforschen, was die Knaben etwa gelernt haben möchten. Zuerst ließen wir sie in ihrem Schulbuch lesen, was sie sehr gut zu Stande brachten. Dann dictirten wir ihnen einige Zeilen, welche sie ohne Anstand niederschrieben, zwar mit einigen Schreibfehlern, doch nicht mit mehreren, als man billiger Weise erlauben konnte. Hierauf versuchten wir die Arithmethik und fanden die Knaben auch darin gewappnet. Endlich kam der Katechismus an die Reihe, dessen Sätze sie ebenso schlagfertig heruntersagten wie die fleißigen Kinder in unsern Dorfschulen, wenn der Herr Bezirksamtmann und der Herr Schulinspector zur Prüfung kommen.

Der Gemeindevorsteher saß aufmerksam daneben und verfolgte die Vorgänge mit großer Theilnahme. Er ge-

dachte dabei in Dankbarkeit der Bücherspenden, welche einige patriotische Verleger in Deutschland der deutschen Diaspora im wälschen Gebirge gewidmet, und ersuchte mich, diesen braven Männern nach meiner Heimkehr zu sagen, daß ihre „Buechen“ (Bücher) sehr willkommen gewesen und sehr nützlich geworden seien. Wir drückten zuletzt den Kindern unsere hohe Zufriedenheit über ihre Leistungen aus, ermahnten sie zu Fleiß und Sittsamkeit und entließen sie mit einem kleinen Geschenk, welches ihnen viele Freude zu machen schien. Der sprachliche Verkehr war ohne Hinderniß vor sich gegangen. Die Knaben hatten uns ebenso leicht verstanden, als wir sie. Wir aber hatten uns mit Vergnügen überzeugt, daß auch in Luserna eine deutsche Schule bestehen und gute Früchte tragen könne.

Die deutsche Schule zu Luserna besuchen jetzt gegen hundert Kinder, und die Prüfung im letzten Jahre fiel so gut aus, daß nicht nur die hohe Statthalterei zu Innsbruck, sondern auch das Ministerium zu Wien sich sehr zufrieden bezeigte.

Nunmehr erhob sich die Commission, um einen Gang durch's Dorf zu unternehmen. Wie wir früher angedeutet, sind diese Dörfer schon lange gestanden, ehe die Deutschen den italischen Boden betreten haben, und Luserna selbst wird wohl eine römische Lucerna, vielleicht ein Wachtposten mit Leuchtthurm, gewesen sein. Die Longobarden brachten damals keinen eigenen Baustyl mit aus Pannonien, sondern setzten sich in die romanischen Häuser wie sie sie eben fanden. Es ist leicht möglich, daß diese noch gerade so aussehen, wie vor achtzehnhundert Jahren, als Augustus die ersten Kolonisten in das Land sendete. Das rhätische Bauernhaus, in welchem Leo von Klenze bekanntlich die Uridee des etruskischen Tempels zu finden glaubte, die zierliche rhätische Art der Bauführung, welche nachher von den Germanen über-

nommen und weiter ausgebildet worden, sie scheinen südlich von Trient nie heimisch gewesen zu sein. Hier wenigstens am Astico und in der Folgaria ist gar nichts davon zu spüren. Die Häuser zu Luserna sind, wie die andern in der Nachbarschaft, aus Bruchsteinen gebaut, schmuck- und farblos, mit Brettern gedeckt. Sie sind meistens niedrig, um von den Winterstürmen geringere Gefahr zu leiden, und mit kleinen Fenstern versehen, damit die Stuben wärmer bleiben. Der erste Raum, der den eintretenden Gast aufnimmt, ist die gewölbte Küche, zugleich Gesellschafts-, Speise- und Krankenzimmer, rabenschwarz angeraucht, vom Herdfeuer düster beleuchtet. Schornsteine kennt man hier noch nicht, und der Rauch muß eben suchen wie und wo er seinen Ausgang finde. Neben der Küche ist ein anderes Gewölbe, welches den Viehstall bildet und etwa eine Kuh, eine Ziege, ein oder zwei Schafe beherbergt. Ueber diesem im ersten Stock findet sich eine Stube und eine Kammer, beide nieder, nicht gar sauber, durch die kleinen Fenster nur sehr spärlich erhellt. Unter dem Dach ist ein enger Speicher für Heu und Holz. Comfort und Behaglichkeit ist hier in diesen steinernen Höhlen so wenig zu suchen als in den hölzernen Hütten von Hinterdux. An die reinlichen, bequemen und schönen Bauernhäuser im Unterinnthal, bei Miesbach und Tegernsee dürfen wir gar nicht denken, wenn uns nicht das Herz schwer werden soll.

Die Männer von Luserna gehen wie ihre Nachbarn von Lafraun im Sommer als Maurer in die weite Welt, und kommen nur im Winter wieder nach Hause. Solche, die in größerer Ferne arbeiten, kehren nicht einmal alle Winter heim, und Herr Pfarrer Zuchristian, welcher jetzt doch schon sieben Jahre dort oben sitzt, hat manche seiner Männer, die in Frankreich oder in Neapel beschäftigt, noch nie vor Augen gehabt, weil sie in dieser langen Zeit noch nicht in Luserna erschienen sind. Wir sahen

daher auf unserm Umgang fast nur Weiber, Mädchen, Kinder und gebrechliche Greise. Das Frauenvolk, das so unter den Küchenthüren stand, um die beiden seltenen Fremdlinge zu betrachten, zeigte sich freundlich, aber schüchtern. Immerhin wurden mehrere, jedoch kurze Unterredungen angeknüpft, deren Tragweite indessen nicht so bedeutend war, daß wir sie hier mittheilen dürften. Das Dorf zählt übrigens, wenn alles beisammen ist, gegen 670 Seelen.

Die Arbeit der Männer in fernem Land ernährt die Familien in der Heimath. Jene Maurer leben ungemein spärlich und senden alle Erübrigungen getreulich nach Hause — der Mann seinem Weibe, die Kinder den Eltern. Der alte Briefträger von Levico behauptet: er habe noch nie einen Gang nach Luserna gemacht, ohne Geld hinauf zu bringen. Ebenso fleißig und sparsam sind die Weiber. Sie besorgen Haus und Stall und Feld, überhaupt alle Arbeit, welche anderswo die Männer verrichten. Sie suchen im Sommer das Wildheu auf lebensgefährlichen Steigen, um dem Kühlein, dem einzigen das sie haben, im Winter die Nahrung zu sichern. Im ganzen Dorf ist weder Wagen noch Zugvieh zu finden, und es sind daher wieder die Weiber, die, wenn der Schnee gefallen, Holz und Streu auf Schlitten nach Hause, den Dünger auf die Aecker führen. Fehlt der Schnee, so steigt die Mühsal, weil dann Holz und Streu und Dünger auf den Schultern getragen werden müssen. Im Winter beginnen die Frauen auch zu spinnen, theils für ihren Hausbedarf, theils für die Leute, die weiter unten in der Valsugana wohnen. Die Lusernerinnen bilden dann eigene Vereine, die sich der Reihe nach in den Häusern versammeln, wo größere Stuben zu finden sind. Den einen Tag hat diese Matrone das nöthige Holz und Oel zu schaffen, den nächsten eine andere. Das Leben der Spinnstuben kennt man

allenthalben in Deutschland. Es gestaltet sich auch in Luserna nicht anders als im Schwarzwald. Man plaudert, schäkert, lacht und spinnt den Abend dahin, so daß die Fröhlichkeit oft bis Mitternacht ausreicht. Auch bei der Zucht der Seidenwürmer und bei der Weinlese in der Valsugana pflegen sich die Frauen von Luserna zu betheiligen, um ein bischen Verdienst nach Hause zu bringen.

Die Mädchen des Dorfs sammeln Schwämme in den nahen Wäldern, um sie auf den Markt nach Trient zu tragen, wo sie eine sehr beliebte Waare sind. Die Jungfrauen gehen dann in kleinen Gesellschaften zu fünf oder sechs, bleiben zu Trient in einer Scheune über Nacht und steigen am andern Tag wieder nach Luserna herauf, oft mit drei oder vier Gulden Gewinn beschwert. Außer diesen Schwämmen, die sich die Luserner auch selber gönnen, ist die Nahrung sehr einfach und besteht eigentlich nur in Erdäpfeln, Gerste und Kraut. Polenta, etwas schlechter Käse und schlechtes Brod versteht sich von selbst. Doch bringen im Herbste die Mädchen, welche die Schwämme hinunter tragen, von Trient auch mancherlei Südfrüchte herauf, und die Lusernerinnen erlaben sich dann sogar an Pfirsichen, Trauben und Orangen. Alle heilige Zeiten wird ferner für mehrere Hauswesen ein Schweinchen geschlachtet — ein festlicher Leckerbissen, auf welchen sich männiglich schon viele Wochen lang freut.

Neben den Tugenden der Arbeitsamkeit, der Mäßigkeit und Sittlichkeit sind den Lusernern auch einige menschliche Schwächen zu Theil geworden. Sie gelten zwar als sehr ehrlich und rechtschaffen, aber doch haben sie eine eigene Lust, selbst die unerheblichsten Streitigkeiten vor Gericht zu bringen, wie ja auch andere Gegenden in Deutschland gefunden werden, wo der Bauer sich ohne Proceß nicht recht wohl und geistig gesund fühlt. Doch pflegen sie diese Händel mit größter Gutmüthig-

keit zu betreiben. Da der Sitz des Gerichts zu Levico, unten in der Valsugana, vier gute Stunden weit entfernt ist, so müssen die Streitstheile zur Tagsfahrt sich schon vor Sonnenaufgang auf den Weg machen, und dabei gilt dann die Sitte, daß jene Partei, welche früher aufgestanden, die andere weckt, daß man in Gesellschaft geht, das Mittagsmahl miteinander einnimmt, und außerhalb der Gerichtsstube der Streitigkeit mit keinem Wort erwähnt. Wenn man etwa über Nacht bleiben muß, so geht die Verträglichkeit so weit, daß Kläger und Beklagter zur Ersparung der Kosten auch in einem Bette schlafen.

Raufhändel sind selten. Wenn sie vorkommen, so ist es zur Winterzeit an den hohen Kirchtagen, die gewöhnlich mit lärmenden Tänzen beendet werden. Ursache ist hier wie anderswo die Eifersucht brennender Herzen. Doch gehen diese Kämpfe meist unblutig aus, denn die Luserner sind noch nicht bis zum Gebrauch der Messer vorgeschritten, wie der bäuerliche „Kraftadel" in Niederbayern.

Auch in der Reinlichkeit haben es die Luserner noch nicht weit gebracht. Theils fehlen ihnen verlockende Beispiele in der Nähe, theils fehlte bisher selbst das Wasser. Sie hatten nur Ziehbrunnen, welche schon bei geringer Trockenheit gänzlich versiegten, so daß die Einwohner, d. h. auch wieder die Weiber und die Mädchen, einen guten Theil des Jahres jenes Element eine starke halbe Stunde weit vom Abhang herauf holen mußten. Kein Wunder, daß man unter solchen Umständen das edle Naß mehr zum Trinken als zum Waschen verwandte. Seit dem Sommer vorigen Jahres läuft aber, Dank der Thätigkeit des braven Gemeidevorstehers, auch in Luserna ein Brunnen mit fließendem Wasser, und man will jetzt auch in der Reinlichkeit schon einen gewissen Fortschritt bemerken.

Jener brave Mann führte uns damals auch über das Dorf hinaus, gegen Aufgang zu. Die Gegend ist sehr einfach und gibt wenig zu beschreiben. Zur linken Hand zieht sie bergan und geht bald zu Ende — eine grüne Halde, welche ein Kamm von weißen Felsen krönt — zur Rechten fällt sie steil ab, gegen Pedemonte hinunter, welches in der Schlucht des Astico liegt. Die Gersten- und Kartoffelfelder sind auch hier terrassenartig unterbaut, wie jene zu Lafraun. Die Namen dieser Fluren sind alle deutsch und lauten Hochegg, Lärchkofel, Eichwald, Schönwies und dergleichen. Die Aussicht geht wohl in ansehnliche Ferne, ist aber weder reich noch groß. Gegen das venetianische Flachland hin liegt nämlich ein weites und breites, doch nur mittelhohes Gebirgsland, das hügelartig dahinwogt, ohne ragende Hörner, ohne grüne Matten und ohne dunkle Wälder. Es läßt auch keine menschlichen Wohnsitze ersehen, da diese nicht auf den Höhen, sondern in den Schluchten liegen. Dieses öde Hochland erweckt keine Sehnsucht; scheint wenig malerisch, aber rauh und kalt zu sein. Dort drüben, sagte der Gemeindevorsteher, indem er auf die Höhen deutete — dort drüben liegen die Sette Comuni und die Schleger (d. h. die Leute von Schlege, Asiago, dem Hauptort derselben). Die Cimbern schien aber unser Longobarde nicht zu lieben — er verurtheilte ihre politische Richtung, die sie im letzten Krieg den Italienern entgegengeführt, während der Gemeindevorsteher von Luserna glaubte, sie hätten eigentlich zu den Deutschen halten sollen.

Als wir in das Pfarrhaus zurückkamen, fanden wir den Tisch gedeckt und durften uns nur niedersetzen. Da es Freitag war, hatte die Zusammenstellung des Speisezettels der Köchin viele Mühe verursacht, aber darum fehlte es auch nicht an Abwechslung. Erstlich stellte sie eine Reissuppe auf, welche die Schwämme

von Luserna, die Lieblinge der Trienter, begleiteten. Dann erschienen eingeschlagene Eier mit Polenta aus goldgelbem Türkenmehl, welche bekanntlich Nationalgericht der Italiener ist. Käse aus der Nachbarschaft, Früchte von Trient und leckere Apfelkücheln bildeten den Nachtisch, auf welchen ein starker und wohlschmeckender Kaffee folgte. Obgleich etwas carthäuserartig angelegt, hatte uns das Fastendiner doch sehr wohl gemundet und uns neu gestärkt, so daß wir der Häuserin unsere Lobsprüche nicht vorenthielten. Sie freute sich, als sie uns so zufrieden sah, und suchte mit allen Kräften dahin zu wirken, daß wir blieben bis ihr Gebieter heimkäme, allein das ging nicht, denn wir wollten des Abends in Levico sein. So zogen wir denn nach dem Mahle mit herzlichem Abschied wieder fort, und der Gemeindevorsteher begleitete uns.

Dieser wollte uns zwar über Vesena führen, eine weite Alm, welche nördlich von Luserna gegen die Valsugana hin liegt, wo im Sommer viele Hirten mit zahllosen Herden weiden und ein schmackhafter Käse bereitet wird, derselbe, von dem wir bei Tisch genossen. (Der Name kommt vom deutschen Wiesen und wird hierzuland oft genannt, da diese Gegend ungefähr dieselbe Bedeutung hat wie die Seißer Alm am Schlern.) Wir aber konnten den Vorschlag nicht annehmen, weil wir auf diesem Wege Levico kaum mehr erreicht hätten, und so gingen wir denn einen andern Fußpfad in der Richtung gegen Lavarone hin, durch denselben Tannenwald, den wir am Morgen durchschritten. Das Dorf selbst aber ließen wir zu linken Hand und kamen dafür nach Monte Rovere, zu deutsch Eichberg (sprich Oachberg.) Dieß ist ein Haus und Gasthof, sehr einsam gelegen, wo wir einen Wirth fanden, der ebenfalls ein Deutscher war und uns freundlich aufnahm. Auch hier waren den Sommer über viele Gäste aus der Valsugana

gewesen, die sich da häuslich niedergelassen und, wie der Wirth versicherte, ein sehr vergnügtes Leben geführt hatten.

Der Gemeindevorsteher ließ es sich nicht nehmen, hier zum Abschied eine Halbe zu setzen, welche wir unter heitern Gesprächen austranken. Ueberhaupt war schon von Luserna herab bis nach Eichberg allerlei geredet worden, doch habe ich das meiste vergessen, und das wenige, was mir im Gedächtniß geblieben, scheint eigentlich nicht mittheilbar. Der Gemeindevorsteher ist nämlich ein so eingefleischter Germane, daß seine Ansichten vielen meiner Leser gar zu deutsch vorkommen möchten. Vor dem großen Garibaldi z. B. hatte er gar keinen Respect, dem italienischen Reich prophezeite er eine sehr mißliche Zukunft, und für Luserna fürchtete er nur Unheil, wenn es von Tirol genommen und zu Italien geschlagen werden sollte. Mit warmer Liebe sprach er dagegen von seinem Kaiser, den er abwechselnd auch il nostro sovrano nannte. Nachdem wir die Abschiedshalbe geleert und auf ein fröhliches Wiedersehen getrunken hatten, gab uns der wackere Mann noch eine gute Strecke das Geleit. Als wir uns trennten, schickte er sich an eine kleine Rede zu halten, vielleicht die erste in seinem Leben, und sagte ungefähr: wie sehr es ihn gefreut, daß wir als Fremdlinge (und ich aus solcher Ferne) zu ihm hinaufgestiegen; die Luserner seien voll Dankes für die Theilnahme, die man in Deutschland ihrer Sprache und ihrer Schule schenke; sie seien Deutsche und wollten Deutsche bleiben; wir sollten nur auch andere brave Männer einladen, und es sollten sich deren nur immer mehrere zeigen dort oben auf der Höhe. Er habe seit langer Zeit keine so schönen Stunden erlebt als jetzt im Umgang mit uns, die wir ihm doch zuerst so fremd gewesen, aber es ziehe ihn eine eigene Gewalt zu uns. Es ist das Blut, rief er dann mit steigender

Stimme, indem er die Hand gen Himmel hob, es ist das Blut, es ist das Blut! Damit schüttelte er uns die Hände, drehte sich in Rührung um und ging wieder Luserna zu.

Als wir unsern Freund verlassen hatten, kamen wir bald an die Eichleite (sprich Oachleiten), einen wohlgebahnten, doch steilen und ermüdenden Steig, der an einer ungeheuren Bergwand in ewigem Zickzack zu Thale führt. Wir hatten mehr als zwei Stunden hinunter zu wandeln, und wurden so erst recht gewahr, wie hoch wir eigentlich oben gewesen. Bald gewannen wir auch eine herrliche Aussicht in die Valsugana hinunter, nach Caldonazzo mit seinem großen, nach Levico mit seinem kleinen See und nach Pergine mit seinen Burgen. Eine Menge Dörfer lag dort unten in der warmen Ebene, überall Maisfelder und Weingärten, die in der Abendsonne prangten. Freilich eine ganz andere Aussicht als dort oben auf der kalten Höhe bei Luserna, wo wir auf die rauhen Berge der Sette Comuni hinüberschauten!

Auf der Oachleiten hatten wir aber eine Begegnung, die nicht verschwiegen werden darf. Als wir nämlich um eine Ecke bogen, standen wir plötzlich vor einem Häuflein Luserner Mädchen, gerade solcher, die, wie wir oben gemeldet, mit Waldschwämmen nach Trient gehen und mit dem Verdienst nach Hause kommen. Sie waren etwa zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Jahren alt, braunhaarig, rothwangig, mittlerer Größe, gut gewachsen, überhaupt ganz anmuthige Gestalten. Ueberdieß waren sie auch alle ihrem Stande nach sehr schmuck gekleidet, woraus wir schließen konnten, daß man sich auf dem Markte zu Trient nur im Feiertagsstaat sehen läßt. Wir begannen sofort mit den Mädchen zu sprechen und brachten ihre Herkunft, sowie den Zweck ihrer Wanderung glücklich heraus. Viel weiter

war aber nicht zu kommen, denn die Schönen scheuten sich eine vor der andern, und wenn etwa die muthigste zu sprechen anhob, so lachten alle übrigen dazu. So konnten wir vor lauter Gelächter eigentlich keine Forschungen anstellen und mußten bald wieder Abschied nehmen, gleichwohl zufrieden, die Mädchen von Luserna auch in ihrer Pracht gesehen zu haben.

Allmählich hatten wir müde und zerschlagen den Thalboden erreicht und wanderten durch fruchtbares, reizendes Gefilde nach Levico, einem der größten Flecken der Valsugana, den wir bei einbrechender Nacht erreichten. Im Thalboden der Valsugana ist jetzt alles italienisch, obgleich in früheren Zeiten auch diese Gegend überwiegend deutsch gewesen. Zu Levico fanden wir im Albergo leidliche Verpflegung und am andern Morgen fuhren wir im Stellwagen durch paradiesische Gegenden nach Trient.

Damit schließen wir unsern Bericht über den Gang nach Luserna. Die Meinungen über diese deutschen Sporaden, und über die Frage, ob man ihnen helfen oder sie verloren geben soll, gehen, wie wir schon angedeutet, in Tirol ziemlich weit auseinander. Mir scheint es aber unbestreitbar, daß man diesen guten Deutschen, die ohne Feindseligkeit gegen ihre wälschen Nachbarn — denn man steht sonst auf ganz freundlichem Fuß — ihre Sprache erhalten wollen und ein Verlangen nach deutschen Schulen fühlen, diesen ihren Herzenswunsch nicht versagen dürfe. Den Lusernern möchte ich es schon besonders gut auslegen, daß sie ein so tüchtiges Haupt wie den Gemeindevorsteher Nicolussi hervorgebracht. Sehr lobenswerth ist auch der Eifer, den in diesen Spracheilanden die Priester an den Tag legen. Herrn Pfarrer Zuchristian, den ich in Luserna leider missen mußte, traf ich später zu Innsbruck im Eisenbahnwagen, als er eben auf eigene Kosten nach Wien ging, um

bei dem Kaiser selbst für seine Schule um Hülfe zu bitten, was auch nicht vergeblich war. So kam im vorigen Sommer auch Herr Pfarrer Mitterer aus dem deutschen Proveis im wälschen Nonsberg durch München, um sich nach der Kaiserstadt zu begeben, wo er ebenfalls für seine Germanen ein gutes Wort einlegen wollte. (Es ist seiner Zeit berichtet worden, daß die Kaiserin Karolina Augusta 1000 Gulden für die Gemeinde Unsre liebe Frau in Nonsberg spendete, wovon 300 fl. zur Restauration der schönen gothischen Wallfahrtskirche, 700 fl. zur Gründung eines Schullehrerfonds verwendet werden sollten.) Auch bei den Mocheni, deren Hochthal bei Pergine in die Valsugana einmündet, sind neuerlichst deutsche Schulen gegründet worden. Somit fehlt es denn nicht an gutem Willen, wohl aber an ausreichenden Mitteln. Diese unsre Stammesbrüder bewohnen nämlich alle die rauhesten Hochthäler von Südtirol und führen ein armes und kümmerliches Leben. Auch die billigsten Bedürfnisse der Schule, Bücher, Karten, Tafeln sind schwer aufzubringen. Darum bleibt es immerhin wünschenswerth, daß gutherzige Deutsche, welche für ihre Sprachverwandten dort drinnen einige Theilnahme empfinden, zuweilen ihre milde Hand aufthun und einige Groschen spendiren. Große Gaben werden kaum erwartet. Jede Spende aber, ob groß oder klein, empfängt mit Dankbarkeit das Comité für Unterstützung der deutschen Schulen in Wälschtirol, welches sich schon voriges Jahr zu Innsbruck gegründet hat und aus rühmlichst bekannten deutschen Männern besteht. Dieses hat auch bereits drei Knaben aus Luserna und einen aus Palai (bei den Mocheni) nach Innsbruck gezogen, welche die Regierung theilweise mit Stipendien begabte, in der Aussicht, auf diesem Weg tüchtige Lehrer oder auch Priester für jene Spracheilande heranzuziehen. Gern wird endlich erwähnt, daß die

Sache dieser deutschen Schulen namentlich in unserer Hauptstadt München vielen Anklang gefunden, und daß schon manche willkommene Beiträge sowohl an Geld als an Unterrichtsmitteln an das Comité in Innsbruck abgegangen sind.

Herr Professor Zingerle hat mittlerweile sein „Lusernisches Wörterbuch" vollendet und zu Innsbruck 1869 herausgegeben. Es enthält auch einen Anhang, welcher Sprachproben, Märchen, Sagen und Gebräuche mittheilt — eine sehr interessante Lectüre für alle, welche jener fernen, schon halb verlorenen, nunmehr wiedergewonnenen Landsmannschaft einige Aufmerksamkeit schenken wollen.

Außer dieser Gruppe am Astico — San Sebastian, Lavarone, Luserna — finden sich, wie oben angedeutet, in Wälschtirol noch zwei andre Gegenden, welche die deutsche Sprache bis jetzt erhalten haben, nämlich das Thal der Fersina, das bei Pergine in die Valsugana mündet, und die Gemeinden im Nonsberg, Unser liebe Frau, St. Felix, Laurein oder Lafreng und Proveis. Die deutschen Bewohner des Fersinathales heißen die Mocheni und sind von allen Landsleuten eben so abgeschnitten wie die Luserner, die deutschen Nonsberger dagegen stehen über den Gampen mit der Gegend von Lana und Meran in Verbindung.

Da wir diese deutschen Brüder jetzt nicht besuchen können, so wollen wir wenigstens einige Nachrichten über sie mittheilen.

Ueber die Mocheni steht uns ein ziemlich neuer Bericht zu Gebot, welchen wir dem Herrn Schulinspector Anton Zingerle, einem Bruder des Professors, verdanken. Dieser besuchte nämlich im December 1869 die Gemeinden Gareit (Frassilongo) und Eichleit (Roveda), die letzten, die in neuerer Zeit eine deutsche Schule erhielten und darum weniger bekannt sind, als die übrigen.

Gareit (Gereut) liegt anderthalb Stunden von Pergine auf dem Mittelgebirg in einem dichten Obstbaumwalde. Die Häuser sind zerstreut, wie allenthalben in diesen Berggemeinden. Eines der ersten ist das des Gemeindevorstehers Hofer. Hier trat Herr Zingerle mit seinem Begleiter Thomaseth, dem freundlichen und

gebildeten Curaten des Ortes, ein, um sich dem Oberhaupte der deutschen Brüder vorzustellen. In einem warmen Stübchen, das zugleich die Kanzlei vertritt, trafen sie den Alten. Das Gespräch war bald in vollem Gange; bald stand auch eine Flasche mit echtem, altem Branntwein auf dem Tische, welche, ohne daß ein Glas gereicht wurde, die Runde machte. Ueberall begegnet uns hier in Nahrung, Einrichtung und Kleidung die größte Einfachheit, man darf wohl sagen Aermlichkeit. Ein Schluck Branntwein, den sie für außerordentliche Gelegenheiten aufbewahren, oder eine Schale frischer Milch ist das Einzige, womit sie den lieben Gast bewirthen können. Gläser sind so wenig im Gebrauch, als bisher die Uhren, von denen erst vor kurzem die erste Sendung nach Gareit geliefert wurde. Nur die Wohnung des Gemeindevorstehers kann sich eines besondern geheizten Stübleins rühmen, während sonst die ganze Familie in der Küche ihren Wohnplatz aufschlägt. Selbst die Kranken muß man in der Nähe des Herdes suchen. Es gilt hier ganz dieselbe Art des Lebens und des Entbehrens, wie wir sie in Luserna gefunden haben und alsbald in Proveis wieder finden werden.

Manche, denen die deutschen Schulen ein Dorn im Auge sind, behaupten gerade von diesen Dörfern, sie seien schon italianisirt und der Deutsche könne ihre Sprache kaum verstehen. Wie angenehm war daher der Schulinspector überrascht, als er zum erstenmale die vertrauten und leichtverständlichen Klänge vernahm und dabei gewahrte, wie geringen Einfluß das fremde Element trotz der nächsten Nähe und trotz der Länge der Zeit auf diese deutsche Mundart geübt. „Gott sei Dank, daß diese biedern Männer so zähe an ihrem Erbgut hielten und daß uns, die wir uns wieder an sie erinnerten, noch nicht das Wort entgegen donnert: Es ist zu spät!“

Der Dialect ist nicht sehr verschieden von dem, welcher in Luserna gesprochen wird. Die Dorf-, Berg-, Hof- und Familiennamen sind noch größtentheils deutsch. Von Bergnamen werden aufgeführt: Altemann, Schwarzkofel, Hasenberg, Unterberg; von Familiennamen: Thaler, Weber, Etzel, Hofer.

Die Wohnung des Seelsorgers in Gareit ist ein kleines, einfaches Häuschen, das aber durch die überall herrschende deutsche Reinlichkeit einen recht wohlthuenden Eindruck macht. Da der Priester persönlich den Unterricht leitet, so ist in seinem Hause auch die Schule untergebracht und zu diesem Zwecke ein Zimmer zu ebener Erde eingerichtet.

Der Herr Schulinspector war erst Abends angekommen, gegen acht Uhr, welches die Stunde ist, in der die Abendschule beginnt. Diese Abendschule gilt nur den Erwachsenen, welche dreimale in der Woche nach vollbrachtem Tagwerk sich hier versammeln, um sich in der lieben Muttersprache immer mehr zu vervollkommnen. Auf den Schulbänken sitzen vierzig lernbegierige Männer jedes Alters, vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahre. Hier ward nun dem Herrn Schulinspector ein Erlebniß, das wir ihn mit seinen eigenen Worten erzählen lassen wollen.

„Nachdem ich zuerst einen schon ziemlich bejahrten Mann aus der ersten Bank gerufen und dann einen andern in der zweiten Reihe, der noch in der vollen Kraft der Jahre stand, geprüft hatte, bemerkte mir der Herr Curat, daß ich hier zufällig Vater und Sohn ausgewählt hätte, und daß er morgen bei der Prüfung der Kinderschule Gelegenheit haben würde, mir auch den Enkel vorzustellen. Also Großvater, Vater und Enkel auf der nämlichen Schulbank, gewiß ein rühmliches Zeugniß für die Lernbegierde unserer deutschen Brüder! Wie würde sich Karl der Große über diesen ehrwürdigen Großvater auf der Schulbank gefreut haben!"

Ferner erzählt derselbe:

„Als um neun Uhr Abends die Prüfung beendigt war, wollten mir die lieben Leute noch eine Freude machen und sangen im Freien vor dem Pfarrhause einige ihrer Lieder. Als ich so mitten dastand unter diesen deutschen Brüdern in der schönen Schneelandschaft und ihre Töne so wundersam durch die Nacht gleiten hörte, während am Himmel, unzählig entfacht, melodischer Wandel der Sterne sich drehte, da glaubte ich einen seligen

Traum zu träumen, und noch nie hatten mich die Klänge meiner Muttersprache so sehr erfreut wie hier."

„Am folgenden Tage Morgens wurde die Besichtigung der Kinderschule vorgenommen. Es waren fünfundfünfzig Kleine zugegen, angethan mit ihren besten, zwar ärmlichen, aber durchweg reinlichen Kleidern, liebe treuherzige Geschöpfe, die mit großer Theilname dem Unterrichte folgten und wetteifernd ihre Kenntnisse zeigen wollten. Ganz besonders erfreulich war es mir auch, vom Lehrer zu hören, daß er wegen Nachlässigkeit im Schulbesuche gegen keinen seiner Schüler Klage zu führen habe; die Kinder kommen selbst im Hochwinter von den entlegensten Höfen und lassen sich nur im dringendsten Nothfalle vom Besuche der Schule abhalten."

Am andern Tage ging es nach Eichleit. Der Weg dahin ist rauh und steil; die Gegend wird ernst und großartig. In Eichleit fanden sich sechsundfünfzig Kinder versammelt, die sich der Mehrzahl nach durch frisches Aussehen und eine gewisse Geistesklarheit bemerklich machten. Das deutsche Bewußtsein der Bevölkerung und ihr Eifer für die deutsche Schule ist nicht weniger rege als in Gareit. Da das letzte Schuljahr nicht zur gewöhnlichen Zeit beginnen konnte, weil der frühere Lehrer plötzlich eine andere Bestimmung erhalten hatte, so erklärte die Gemeinde, die Kinder auch in den Sommermonaten in die Schule schicken zu wollen, um das Versäumte nachzuholen, gewiß ein seltener Zug, der den Eichleitern alle Ehre macht. Jetzt ist auch für die Seelsorge und Lehrerstelle daselbst Herr Peter Furlan, ein tüchtiger junger Mann, gewonnen.

Auch in den verlassenen Gemeinden am Nonsberg sind jetzt die deutschen Schulen in tröstlichem Aufschwung begriffen. In Unser lieben Frau waltet Herr Pfarrer Ambros Steinegger und in Laurein steht Herr Franz Mühlberger, der Curat, auf der Grenzwacht, einer der tüchtigsten Schulmänner in der Trienter Diöcese. Da aber ein einziger Priester für Schule und Seelsorge nicht ausreichen würde, so hat sich im letzten Winter aus Liebe zur vaterländischen Sache Herr Exdecan von Helff herbei-

gelassen, die nöthige Aushilfe zu leisten. Kein kleines Opfer, die lange rauhe Jahreszeit, die sonst der hochwürdige Herr in Bozen oder Meran verleben könnte, in dieser hochgelegenen Waldeinsamkeit zu verbringen! So oft diese kleinen Gemeinden bei der Curie in Trient um deutsche Priester nachsuchen, erhalten sie den Bescheid, solche seien nicht zur Verfügung, während doch in Bozen, Kaltern und dergleichen Orten ganze geistliche Garnisonen liegen.

Aus Proveis habe ich erst neuerlich von dem Curaten, Herrn Franz X. Mitterer, folgende Mittheilungen erhalten:

„Hier in Proveis waren die Schulen früher sehr vernachlässigt. Halb deutsch, halb wälsch, dauerten sie nur drei Monate und brachten sehr wenig Nutzen. Aeltere Leute können daher durchschnittlich nicht schreiben und nur Drucksachen kümmerlich lesen. Es ist dies sehr begreiflich, wenn man erfährt, daß hier lange nur wälsche Priester hausten. Erst im Jahre 1824 wurde der erste deutsche Curat, Herr Schwabl aus Ulten, angestellt. Folglich wurden auch alle Urkunden, alle Schreiben der Behörden, selbst alle Privatbriefe früher nur italienisch abgefaßt."

„Mir selbst wurde noch vor zehn Jahren vom Bezirksvorsteher in Cles der Antrag gestellt, die Schule immer mehr zu verwälschen und zum Schlusse nur noch die wälsche Sprache beizubehalten. Hiefür wurden mir reichliche Beiträge in Aussicht gestellt. Ich ging jedoch auf dieses Ansinnen nicht ein, bestürmte vielmehr alle Behörden um einige Hilfe für die deutsche Schule, konnte aber nichts ausrichten, da der wälsche Bezirksvorsteher alles vereitelte. Erst seit Professor Zingerle und das Comité in Innsbruck die Sache in die Hand genommen, geht es besser und die deutschen Schulen im Nonsberge erhalten jetzt Regierungsbeiträge von je fünfzig Gulden. Das Comité aber beschenkt die Kinder mit Lehrbüchern, Schreibmaterialien u. s. w., ja es hat sogar schon den Grund zu einer Schulbibliothek gelegt. Pfarrer Steinegger hat überdieß eine Sammlung unternommen, welche gegen 1500 Gulden eintrug und der Kaiser hat für unsre Schulen 2000 Gulden gegeben."

„Uebrigens haben wir jetzt in unsern Dörfern auch schon brave deutsche Lehrer und Lehrerinnen, welche ihrem Dienste mit Eifer vorstehen. Erstere erhalten jährlich 120—160, letztere 80—100 Gulden. Eine Aufbesserung wäre sehr zu wünschen, doch kann die arme Gemeinde eine solche nicht leisten.“

„In unserm Völklein hat sich ungeachtet des wälschen Druckes deutsche Sprache und deutsche Sitte, deutsche Gastfreiheit und Gutmüthigkeit getreu erhalten. In die Sprache haben sich manche wälsche Wörter eingeschlichen, allein Dank dem bessern Schulwesen scheinen sie sich bereits wieder zu verlieren.“

„In Nahrung und Kleidung ist das Volk sehr genügsam, wie dieß auch seine Armuth mit sich bringt. Die Nahrung besteht aus Erdäpfeln, Sauerkraut, Milch und Milchsuppe. Brod gibt es nur im Sommer; im Winter ist es ein Luxusartikel. Knödel sind der Schmuck der höchsten Festtage, Polenta wird bei sehr schwerer Arbeit genossen. Frisches Fleisch wird nie gekauft, geräuchertes findet sich nur in wenigen Häusern, wo einiger Wohlstand blüht und da nur in homöopathischen Dosen. Bier ist unbekannt; Wein wird nur auf Reisen und bei Hochzeiten getrunken.“

„Die Kleidungsstoffe bereitet sich jedes Hauswesen selber. Gekauft wird sehr wenig, etwa für die Weibsbilder eine Schürze oder ein Halstuch, für die Männer ein Leibel. Früher galt noch eine eigenthümliche Tracht; jetzt folgt man zunächst dem Beispiele der Nachbarschaft.“

„Bei aller Gutmüthigkeit geht doch ein mißtrauischer Zug durch unsre Leute. Sie werden von den wälschen Nachbarn zu oft hinters Licht geführt, um nicht scheu und argwöhnisch zu werden.“

„Die Bauernhäuser in den vier Gemeinden sind aus Stein aufgeführt. Wohnhaus und Stall sind von einander getrennt, während sie bei den Wälschen unter einem Dache stehen. Ferner liegen die deutschen Höfe weit umher in Wald und Flur zerstreut, während die Wälschen ihre Häuser immer dicht nebeneinander setzen.“

„Viele junge Leute gehen ins Etschland, um sich als Dienstboten fortzubringen. Manche wandern auch als Arbeiter nach Deutschland oder in die Schweiz."

Friedrich mit der leeren Tasche soll auf seiner Irrfahrt, die den Rofner Hof so berühmt gemacht, auch nach Proveis gekommen sein. Nach der Sage erkrankte er dort auf dem Bergerhofe und die Nachbarn, die ihn besuchten, brachten ihm nach alter Sitte zur Genesung einen Brodwecken. Hiefür dankbar stiftete der Herzog später für die Proveiser ein ausgiebiges Gastmahl. Alte Leute daselbst erinnern sich noch an diese jährlich wiederkehrende Bescheerung.

Im vorigen Jahre ist Herr Professor Zingerle auch zu diesen deutschen Nonsbergern hinaufgestiegen und hat über Land und Leute sehr lesenswerthe Schilderungen in Amthors Alpenfreund, zweiter Band, veröffentlicht.

Roveretó hat in den letzten Jahren namhaft gewonnen; dagegen sind die geschilderten deutschen Schulen ganz bedenklich im Aussterben begriffen.

Für alle Besucher Tirols mag an dieser Stelle noch auf die Hotel-Unternehmungen hingewiesen sein, welche ein Meraner Consortium unter Leitung des Dr. Christomanos in's Leben ruft. Bisher wurde nur das Sulden-Hotel im Sulden-Thal betrieben; es erfreute sich Dank der trefflichen Leitung eines enormen Besuches. Nun sollen aber andere Häuser an beliebten Höhepunkten demnächst eröffnet werden.

Inhalt.

Steub, Ludwig,

Drei Sommer in Tirol

Bd.: 2

München 1895